

kürbiskern

problemlos aus der schiene
platine – plotten mit ADDS
RAMS PROMS DIGITAL
FLOPPIES der schnelle
langen speicher
Abtastrate m . . . mil
. . . m . . . military
datalife 5 year
jetzt auch im attraktiven
pack dabei ist es ganz ein
einfach SIMULATIONS
LÖSEND BIS 16 BIT ganz
hat es jeder gefressen gefressen

Aus dem Leben der Raketen
Aaan und aus die verzauberte
ist der deifl los leider müssen
TOM A. HAWK: I LOVE MY PER
ROBOTER NR. 1111 VON JÜRGEN
im Netz der glasfaser detlef hensche,
bemerkungen eines spezialisten aus der



direkt in die
TERMINALS –
TEST PINS
mit dem
POTZ TAUSEND
m . . . military
m . . . mil .
warranty
zwillings-
fach ganz
PROGRAMM HOCHAUF-
einfach \$ irgendwann
gefressen

Hunger Ausländerdeutsch
maschine im rundfunk
wir ihnen mitteilen
SONAL COMPUTER
KUCZYNSKI
bleuel, horst holzer

hp
steinzeit

die verkabelte gesellschaft...

informiert oder deformiert

Franz Xaver Kroetz

Nein.

Du Staat, du deutscher
vom 30. August 1983,
paß auf,
ich muß dir ein paar
Zeilen sagen,
es ist aus zwischen uns.
Staatenlos wär ich lieber,
als Bürger von dir.

Staat, daß das Faß heut überlief,
an diesem milden Tag,
hat seinen Grund in einem Tod,
der an dir kleben bleibt.
Verdächtigt hab ich dich schon oft,
heut hast du dich bewiesen.
Die Nachricht war ganz kurz,
war sachlich. Schnell vorbei.
Heut früh ist einer
aus dem Fenster gesprungen,
der deinen Schutz wollte,
aus dem sechsten Stock des
Berliner Verwaltungsgerichts
und gestorben auf dem Rasen
hinter dem Haus.

Der zu uns kam und der nichts
wollte als bleiben dürfen, leben können,
atmen, der sprang heute aus deinem Fenster.

Jetzt liegt er im Gerichtsmedizinischen
und später kommt er in die Kühlkammer.
Wird dann weiter verhandelt,
ob nun, da mehr nicht übrig ist,
der Leichnam Asyl in deutschem Boden kriegt
oder auch der noch auf türkischen muß?

Ich kann dein Gesicht nicht mehr erkennen,
du deutscher Staat vom 30. August 1983.
Wie alt bist du?
Ich weiß von manchem Fenstersturz
als letztem Aufbegehren gegen
GESTAPO, KZ und Vergasung.
Für den, der jetzt tot ist,
hat sich die demokratische Welt eingesetzt.
Man bat, man flehte, man hoffte.
Woher wußte der Tote, daß
dieser deutsche Staat nicht zu rühren ist?
Kannte er die deutsche Geschichte so gut?

Für mich hast du heute getötet, Staat,
nicht selbst, noch nicht, doch hast
du einen Tod erzwungen, du lieferst aus –

als wüßtest du von GAR NICHTS –
Verfolgte eines Faschistenregimes
lieferst du an das Faschistenregime aus.

Staat, du hast so manchen alten Nazi
freundlich an deiner Brust,
wie konntest du dem jungen Demokraten
den Weg durchs Fenster weisen?
In welchem Namen kannst du sowas tun,
in welchem Auftrag?
In meinen auch? Bin ich dein Eigentum
so wie mein Paß? Ich will nicht mehr.
Will nicht mehr Bürger genannt werden
eines Staates, der mit Systemen paktiert
die nach dem riechen, was auf den letzten
europäischen Schlachtfeldern zerrieben schien.
Ich will nicht mehr Bürger genannt werden
eines Staats, der sich mit jedem freundlich
beschnuppert, der nach Unrecht, Terror,
Folter, Blut und Elend riecht –
nach deutscher Vergangenheit also.

Staat du, vom 30. August 1983,
ich hab noch viel auf der Zunge,
aber es schändet nur den heute
von dir Getöteten, er allein wär genug zu sagen:
Staat, du bist der meine nicht mehr,
mir ekelt vor dir,
du aus altem Nazischuß gekrochner
groß gewordener Bastard.

Mag sein, die Zeilen sind verbittert,
maßlos auch und haßerfüllt
und sie entzwein mich mit mir selbst.
Ich kann nicht anders.
Als heut die Nachricht kam,
nach dem Mittagsglockenläuten,
war dieser Sprung aus dem Berliner Fenster
mir zuviel.
Ich schäme mich.

Heimat? – Ich möchte staatenlos sein,
ein Ausgewiesener wenigstens,
die Zeit ist doch gekommen, daß man sagt:
bis hierher ist zuviel.
Mir brennt die Stirn.
Der Sprung des jungen Türken in den Tod,
der ist von mir auch mitverschuldet.
Staat du, vom 30. August 1983
ich schwieg zuviel von dir,
und tat zuwenig gegen dich.
Das muß sich ändern.

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag
im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH
Neuss und München

Jürgen Kuczynski
Roboter Nr. 1111

Im Zimmer der Generaldirektion des Konzerns „Borot“ hatte vor drei Monaten eitel Freude geherrscht. Die Null-Serie des neuesten Roboters Nr. 1111 hatte sich in der Experimentierwerkstatt als voller Erfolg erwiesen. Roboter Nr. 1111 konnte sehen, hören, riechen und seine Reaktionsfähigkeit mit diesen Sinnen übertraf die der Menschen bei weitem.

Vor einer Woche war die erste Sendung von Robotern Nr. 1111 an sieben Großbetriebe abgesandt worden. Gestern sollten sie mit ihrer Arbeit beginnen. Die ersten Erfolgsmeldungen waren auch bereits am Vorabend eingetroffen. Und das mußte gefeiert werden. Der Generaldirektor wollte gerade sein Glas Sekt erheben, um den Direktor für Technik hochleben zu lassen, als das direkte Telephon zum Wirtschaftsminister klingelte.

Mit ärgerlicher Miene zog er die Hand vom Glas zurück und nahm den Hörer ab... zwar hatte der Minister in den letzten Monaten zweimal angerufen, um seine große Zufriedenheit mit dem Ergebnis der Arbeit auszudrücken, aber mußte er gerade in diesem Augenblick stören – oder sollte er gar schon aufgrund der ersten Erfolgsmeldungen aus Betrieben die Verleihung einer Auszeichnung ankündigen wollen?

Nach zwei Minuten legte der Generaldirektor, der immer bleicher geworden war und außer seinem Namen kein Wort gesagt hatte, den Hörer wieder auf. Völlig niedergeschmettert brachte er nur hervor: Produktion muß eingestellt werden. Ein schwerer Konstruktionsfehler. Der Minister sprach von... Landesverrat. In wenigen Minuten würde ein General der Abteilung X 3 mit einem Trupp Pionieren eintreffen, um die Zerstörung aller noch vorhandenen Roboter des Typs 1111 durchzuführen.

Alle bleiben hier zusammen, bis der General kommt, fügte er noch mit zitternder Stimme hinzu.

Entgeistert sahen sich die Anwesenden an. Einige glaubten an einen Moment geistiger Störung ihres Generaldirektors oder an den schlechten Scherz eines Anrufers aus dem Ministerium. Alle waren sprachlos. Nur der Direktor für Technik behielt die Ruhe, ging an einen anderen Apparat und befahl die kurzfristige Einstellung der Produktion von Roboter Nr. 1111. Alles würde sich ja bestimmt schnell klären.

In der Tat erschien auch nach kurzer Zeit des Wartens der angekündigte General, veranlaßte zunächst, daß sein Pioniertrupp die Möglichkeit erhielt, die Roboter Nr. 1111 zu zerstören, und begann dann, dem Generaldirektor zu berichten:

Nach den bisher vorliegenden Meldungen hätten die Roboter Nr. 1111 ganz offenbar durch einen gar nicht ernst genug zu nehmenden Konstruktionsfehler nicht nur die Fähigkeit zu sehen, hören und riechen erhalten sondern auch mitzufühlen. Die Folge sei, daß, als die Roboter sich als arbeitsfähig erwiesen und die Betriebe deshalb mit Entlassungen begannen, die Roboter beschlossen, statt der entlassenen Arbeiter zum Arbeitsamt zu gehen. Gegenwärtig ständen in fünf Städten Schlangen von Robotern vor den Arbeitsämtern und verlangten Arbeits-

Anstelle eines Editorials – Jürgen Kuczynski: Roboter Nr. 1111	3
Roman Ritter: Aus dem Leben der Raketen	5
Ludwig Fels: Nordwand/Visite/Amnesie/Kunde vom Ursprung/Hunger	9
Edward Bond: Sommer/An das Publikum/Was für eine Art von Moral das ist/Wenn/Sie meinte es immer gut	12
Günter Herburger: Schloß Kochberg	15
Johanna Moosdorf: Traum von Kiev	29
Franz Xaver Kroetz: Ausländerdeutsch	30
Hilde Rubinstein: Gespräch unter Kollegen	33
Vito d'Adamo: Die verzauberte Maschine	35
Hans-Peter Siebenhaar: Leider müssen wir Ihnen mitteilen, daß...	37
Otto Javor: Die Reisetasche	40
Klaus Modick: Karneval	44
Uwe Koch: Den Brief noch nicht	48
Jean Joubert: Saison d' Appel	53
Gabi Wehrle: Balance auf der Spitze eines Messers	55
Thomas Kade: Auf dem zweiten Weg	57
Heidrun Jensen: Abend gesättigt...	57
Hans Ernst Melzer: Asyl	58
Stefan Kissner: Zeit heilt alle Wunden	59
Rainer W. Campmann: Die Freiheit in Chile zum Beispiel	60
Ulfur Hjörvar: Kindheitsgedicht	61
Gabriel di Luca: Bedrohung	61
Ulrich Becher: Zweimal letzter Knall	62
Klaus Winckler/Horst Holzer: Die unaufhaltsame Liquidation des öffentlich-rechtlichen Rundfunkprinzips durch Kabelfernsehen und „Neue“ Landesmediengesetze	63
Jens Hagen: Aan und aus	74
Siegfried Zielinski: Verrohung und Informatisierung der Wohnzimmer	76
Anderl Lechner: „Im Rundfunk is da Deife los“	85
Tom A. Hawk: I love my personal computer	86
... IM NETZ DER GLASFASER ...	94
kürbiskern-Gespräch mit Hans Peter Bleuel, Detlef Hensche, Horst Holzer, Friedrich Hitzer und Oskar Neumann	94
Bemerkungen eines Spezialisten aus der Steinzeit	114
Medien über Medien	115
Erika Herzog: TV-Serie „Abenteuer Bundesrepublik“	120
Sarah Camp: Alternative: Kleinkunst?	125
Uwe Gardein: Subventionen für die Hoftheater	129
Werner Geifrig: Das Theater mit den Subventionen	132
Kaspar Hauser: Volkstheater? Bürgertheater?	135
Raoul Hoffmann: Vor dem „Olympia...“	139
Gabriele Sprigath: Frauen und Männer und die Wirklichkeit der Kunst	147
ANMERKUNGEN	159

losenunterstützung. Auf den Ämtern herrsche völlige Verwirrung. Die Beamten wußten nicht, wie man sich arbeitslos gewordenen Robotern gegenüber, für die doch vorher nichts an die Versicherung gezahlt worden war, zu verhalten hätte. Auch sähe es nicht so aus, als ob die Roboter durch Hunger, Durst oder Schlafbedürfnis gezwungen wären, irgendwann das Arbeitsamt zu verlassen. Erstaunt über die versammelten Roboter, konzentrierten sich wachsende Menschenmassen aus der ganzen Gegend auf den Straßen und Plätzen um die Arbeitsämter. Es gingen Gerüchte um, daß die Roboter ein Klassenbewußtsein entwickelt hätten. Man sei entschlossen, Militär gegen sie einzusetzen.

Während der General informierte, hörte man laute Schläge und kleine Explosionen. Die Vernichtung der Roboter Nr. 1111 hatte begonnen. –

Drei Tage später war im ganzen Lande jede Spur dieser Roboter vernichtet und wieder „Ruhe und Ordnung“ eingekehrt. Die entlassenen Arbeiter waren wieder eingestellt, zumindest bis der Konstruktionsfehler beseitigt sein würde.

Darwin, der ein Gesetz verlangte, daß alle Erzählungen gut ausgehen müssen, wäre zufrieden mit dem Ende dieser Geschichte gewesen.

Denn auch die Konzernleitung kam mit einem blauen finanziellen Auge davon. Und zwar aus folgendem Grunde:

Die Nachricht von den mitfühlenden Robotern war natürlich durch die Weltpresse gegangen. Was aber als ein Konstruktionsfehler in der Welt des Kapitals betrachtet wurde, erschien in den Ländern des Sozialismus als ein beachtlicher wissenschaftlich-technischer Fortschritt, und so trafen wenige Tage später Anfragen betreffend Lizenzbau aus verschiedenen dieser Länder ein. Und da nur die Roboter selbst, aber nicht die technischen Zeichnungen vernichtet worden waren, begann ein halbes Jahr später im anderen Teil der Welt die Produktion von noch sogar verbesserten Robotern Nr. 1111. Die Verbesserung bestand darin, daß sich die Roboter auch ihrer Arbeit freuen konnten und von Zeit zu Zeit lächelten.

Roman Ritter Aus dem Leben der Raketen

I

Im Luftstrom geformt,
Schön geschwungen, eben und glatt
Ihre Haut, aus den edelsten Metallen
Die Raketen, beflügelt,
Gebaut mit der größten Sorgfalt,
Gepflegt von den kundigsten Händen
Die Raketen.

Tief unter der Erde gelagert
Damit sie keinen Schaden nehmen.
Hoch in die Lüfte getragen
Damit sie ihr Ziel erreichen.
Unter See durch die Meere gefahren
Damit sie nicht zu orten sind.
Mitten in den Wäldern verborgen
Warten sie geduldig
Auf ihre Sekunde.

Sie frieren nicht im Eis.
Sie schwitzen nicht in der Wüste
In ihren komfortablen Gehäusen.
Nichts fliegt schneller als sie
Mit anmutigem Bogen
Durch die Stille.
Ihre Augen sind schärfer als unsre.
Sie sehen bei Tag und bei Nacht.
Sie finden ihren Weg
Über Meere, Gebirge und Städte.
Ihr Gehirn rechnet schneller als unsres
Auf Breitengrad und Hundertstelsekunde genau.

Wir irren
Wir ängstigen uns
Wir sind schwach
Wir wissen nicht wohin
Wir sind allein
Wir sind vergänglich

Sie sind allzeit bereit
Sie sind fehlerlos

Sie sind stark
Sie kennen keine Angst
Sie kennen nur ein Ziel
Für sie wird immer gesorgt
Für sie werden keine Kosten gescheut
Für sie ist kein Opfer zu groß
Sie sind unschuldig
Sie vermehren sich schnell
Sie haben mehrere Köpfe
Sie sind härter als Kruppstahl
Zäher als Leder
Und schneller als Windhunde

Ohne uns
Gäbe es die Raketen nicht

Ohne sie
Könnten wir leben

II

Nur einmal fliegt die Rakete.
Aufsteigend sieht sie:
Die Wolken,
Den tiefblauen Himmel, die unendliche
Dunkle Leere des Raums,
Gestirne, die Krümmung
Der Erde, des blauen Planeten.

Dahinfliegend sieht sie:
Das blaue Meer.
Den Faltenwurf der Gebirge.
Schneefelder und Gletscherstrom.
Die einzigartigen Zeichnungen der Natur.
Die kunstvollen Linien und Muster
Der bewohnten Gefilde.

Auf die Erde stürzend sieht sie:
Die hellen Flecken der Inseln.
Silberglänzendes Wellenlicht.
Geschichtet Kalk, Schiefer, Granit.
Das Gesicht der Erde, gefurcht,
Umgepflügt und bepflanzt, bebaut,
Fleckig, häßlich zerrissen und schön geschwungen.
Die Bänder der Flüsse.

Die vielgestaltige Geometrie des besiedelten Landes,
Gelb, zartgrün von Keimen, brauner
Rücken der Kartoffeläcker.
Die wäldergrünen Kuppen. Die Weingärten.
Das Fadengeflecht der Straßen.
Die graudunstigen Städte.
In den Flußauen wolliges Gebüsch.
Natürliches Farbenspiel der Fluren.
Das Gewölk der blühenden Bäume.

Zuletzt und als letztes irdische
Von Menschen geschaffene Ding sieht sie:
Die rostige Fabrik. Kräne und Schlote.
Das Gemäuer der Burgen. Zwiebeltürme.
Nasses Rot der Ziegeldächer
Rathausgiebel
Den Brunnen auf dem Marktplatz
Den Regierungssitz
Das Fußballstadion
Das Hauptquartier
Den Kinderspielplatz im Park
Die Straße, in der wir wohnen
Im Bruchteil einer Sekunde

Das Weiße
In meinem Auge

III

Weh uns
Wo finden wir, wenn
Die Rakete herabstürzt
Schutz?

In den atomsicheren Hauptquartieren
Sitzen die Generale
Weitab vom Schuß
Vor den Monitoren
Im zwölften Tiefgeschoß
Sitzen die Sicherheitsberater
Mit ihren Freunden den Computern
In die jederzeit startklaren Flugzeuge
Steigen nach dem Befehl zum Angriff
Die Regierungsmitglieder
In den atomsicheren Bunkern

Warten die Wohlhabenden
In den atomsicheren Safes
Liegen die Grundwerte und Goldvorräte

In den atomsicheren Silos
In den unauffindbaren U-Booten
In den weit entfernten Raumbasen

Sind die Raketen geborgen

Wir aber
Wo finden wir Schutz
Nackt in unseren Kleidern
Mit unseren empfindlichen Augen
Mit unserem brennbaren Haar
Mit unserer dünnen Haut
Mit unseren sterblichen Sinnen
Mit unserem lebendigen Herz

Wo, wenn
Die Rakete herabstürzt, bleiben
Wir?
Sprachlos und
Kalt

Sicherheit

Hubschrauber kreisen über mir
Panzer bewachen mich
Radar schirmt mich ab
Kreuzer kreuzen für mich
Satelliten geben auf mich acht
U-Boote tauchen für mich auf
Geschütze gehen für mich in Stellung
Flugzeuge tragen ihre Bomben für mich
Raketen steigen für mich auf
Neutronenbomben schützen mein Eigentum
Generale lernen das ABC des Tötens für mich
Bakterien werden für mich gezüchtet
Giftgas wird für mich bereitgehalten
Atomkerne spalten sich für mich

Kein Zweifel:
Der Feind bin ich

IV

Die Raketen heißen:

Kormoran
Honest John
Tomahawk
Minuteman
Trident
Poseidon
Titan
Thor
Nike
Hercules
Jupiter
Polaris
Pershing

Die Toten heißen:

Einhundertzwanzig Millionen
Tote
Ein
Hundert
Zwanzig
Millionen
Tote

Ludwig Fels Nordwand

Eines Tages reiße ich alle Bilder von den Wänden; da liegt dann meine ganze Verwandtschaft, meine Mutter, meine Frau, Bruder, Schwester, das Stammwappen der Familie, der Stadtplan von New York, eine Rußlandkarte der Deutschen Wehrmacht aus dem Ersten Weltkrieg, ein Kinofoto aus dem Cowboyfilm „Arizona“, ich, gestorbene Wirklichkeiten. Und fragt mich danach jemand, wie ich mich fühle, sage ich nur: Ich möchte am liebsten im Sarg explodieren! Bei den Nachbarn stinkt es nach Schwein. Ihre Blicke wühlen sich durch die Fenster. Hinter den Vorhängen verkleiden sie sich in Nackte und greifen sich ans schmierige Fleisch. Nach dem Essen stehen sie auf den Balkonen mit braunen Lippen. Ich bräuchte ein paar Mauern hintereinander. Die Innenseite der Nordwand gönnt mit einem schönen Anblick, sie ist mit mikroskopisch winzigen Farnen begrünt. Ich jage meine Augen auf die Weide. Es gibt kleine Erhebungen dort, die sich als Kalkgebirge herausstellen, Eskimos, die schweißtriefend ihre Schlitten über den sandigen Verputz ziehn und die Namen der Kamine und Firste draußen wissen wollen und die Melodie zur Anbetung der huschenden Wolken. Ich halte mich gern an der Nordwand auf; wenn ich das Fenster öffne, kratzt mich der Wind, der hereinfährt, sauber, und ich presse Papier an die feuchte Mauer, reibe meine durstige Haut daran entlang. In gewissen Abständen erscheinen Schlagzeilen auf dem Anstrich, die verlautbaren lassen, ich, der sie einzig und allein Lesende, wisse nichts mehr vom tatsächlichen Leben, käme mir vor wie der erste Mensch auf dem Polarstern. Sinnigerweise erstreckt sich neben meiner Nordwand eine Fabriketage, auf der Fototapeten mit Arktismotiven hergestellt werden; die Firma wirbt für ihr Produkt, indem sie den Kunden empfiehlt, sich möglichst dazu mitternachts-sonnenähnliche Lampen anzuschaffen. Im Winter streiche ich die Eisschicht an der Wand so lange mit schneeweißer Farbe an, bis das gefrorene Grün darunter verschwindet, woanders wieder hervortaut. Nur nachts nehme ich noch die Schneebrille ab: zum Weinen. Mein Bett ist ein Biwak. Ich ficke einen Pinguin. Ich drehe mich zur Wand. Dort fängt der Norden an. Es riecht streng nach eiskaltem Urin. Es ist der Geruch, den Leichen ausströmen, nachdem die Totenstarre eingetreten ist. Ich rühre mich wenig, spiele nur ein bißchen erwachsen tuend mit mir. Du hast das Leben nicht erfunden, tröste ich mich. Ich hoffe, die Sonne weckt mich mit einem Schrei.

Visite

Vor mir steht ein kleiner Staatspräsident. Auf Knopfdruck spricht er amerikanisch, chinesisches, russisch und ein wie erbrochen klingendes Deutsch. Der Knopf am Kopf ist rot. Ich nehme dem Präsidenten den Hut ab, wickel ihm seine Nationalflagge turbanartig über die abgeplattete Stirn, dann gebe ich ihm den Befehl, mir ein Räuberlied vorzusingen: er summt murmelnd die Nationalhymne. Reichtum, lautet seine Überzeugung, sei nichts anderes als eine menschliche Schwäche. Weil er einen Staatsbesuch macht, biete ich ihm Platz an, und er setzt sich auf die Tischplatte, ganz artig und winzig. Die Geschicke, die er lenkt, ersetzen den Glauben an andere Führer. Ich beruhige ihn ein bißchen: er brauche

keine Angst vor mir zu haben, ich sei kein gedungener Leibwächter, täte ihm körperlich nichts Unehrenhaftes zuleide, obwohl er mir ja schon des öftern die Zuversicht auf jedwelche Unversehrtheit geraubt habe, aber ich sei nicht nachtragend oder gar foltrig veranlagt, weder schergisch noch schurkisch, einen Denkartel jedoch müsse er sich gefallen lassen. Mit diesen Worten hebe ich eine Mückenpatsche und lasse sie über ihm wippen. Der Präsident springt auf, stürzt sich aus dem gitterigen Schatten. Kurz bevor er die Tischkante erreicht, lasse ich ihn gegen meine offene Hand rennen, er fällt um und schießt vor Angst in die Hosen. So stelle ich ihn der Pressekonferenz. Er verglüht in einem Blitzlicht. Die angetretene Ehrenkompanie legt sich zu einem Nickerchen auf den ausgerollten Läufer nieder.

Amnesie

Es wird unerheblich sein, wenn ich sterbe, es wird nur den zwanghaft herbeigesehnten Gedächtnisverlust vollenden. Ich glaube, ich bin nüchtern. Ich fürchte den Tod, drum möchte ich sterben, bevor er mir noch ganz anders kommt. Auf's Alter kann ich nicht warten, hätt und wär dort noch weniger als ich jetzt bin. Ich habe mir im Leben zu oft wünschen müssen, meine Gegner, meine Feinde – ganz gleich, ob sie wußten oder nicht, daß ich sie dazu erklärt hatte und ob es aus privaten oder politischen Gründen geschehen war – umbringen zu dürfen. Ich habe alle Gelegenheiten verpaßt, vertan; jetzt haben sie meine Wünsche zu den ihrigen gemacht. Ich fühle mich nirgends mehr sicher, und nicht einmal die Liebe gönnt mir den Trost, mich kurz zu vergessen. Wie jeder andere Mensch habe ich Angst vor Krankheit; allein die Ungenauigkeit der Vorstellungen, die ich mir darüber machen kann, bringt mich halb um. Die Zukunftslosigkeit ist unheilbar. Selbstmord wäre die letzte Veränderung. Wenn es den Tieren gegeben wäre, sich selbst zu töten, würden sich die meisten Arten freiwillig ausrotten. Aus meinem Leben wird nichts mehr Gescheits, ich erlitt es, versoff und verschrieb es, stürzte mich in die Arbeit und kam mir vor wie auf einer Schädelstätte, die Liebe kam zu spät und das menschliche Glück wirkt seltsam ausgeliehn. Mir gehört nichts, außer ein paar Gefühlen, die vielleicht zu gewissen Zeiten richtig sein mögen, und etwas Verstand, der mir kaum etwas einbringt, auch wenn der eine oder andere Gedanke auf Zustimmung von außerhalb her stößt; jemanden wie mich kann man, bildlich gesprochen, sogar aus der Hölle vertreiben. Früher habe ich mir gedacht, man träumt sich fort und stirbt, aber mit dem Alter nimmt die Wirklichkeit zu, verkrustet all die überreifen Wünsche. Und was wie neu heranwächst, sind Ahnungen von Kniefällen auf dem Sozialamt, Gehirnschlägen, billigen Kammern oder, wie zur Zeit jedenfalls, von Verstrahlung und Einäschung außerhalb des Krematoriums, egal dann, ob arbeitsmager oder erfolgshaft. Wer die Hoffnung nicht ehrt, ist der Zukunft nicht wert! Oder ist es umgekehrt? Wenn kein Wort einen Wert hat, wer spricht dann noch von Tat und Rat? Das eigne Leben wird in diesem Kampf zum Plagiat!

Kunde vom Ursprung

Wo kommst du her, wo geh ich hin, du kennst mich nicht, ich bin es kaum. Es blüht noch kein Rauch aus den Elfenbeinruinen, hier im Lande Heimat, hier, das Geld in der Faust zum eisernen Klumpen geballt, noch keinen Schlag damit getan, noch immer keinen Schlag. Wie in Analfabetenfilmen so üblich, haben Radieschenverkäufer ganze Schaufensterpassagen gemietet; die Sarggeschäfte führen Sarkophage aus Kreide; ich bin noch Jungfrau, ahnungslos in Sachen Leichenschändung, führt mich ab, weiht mich ein. Ich schiebe Kindheit und Jugendzeit vor mir her, statt mit letzter Kraft drüberzuspringen und alles hinter mir zu lassen. Ein Leben, das hat man halt, und wenn man ein bißchen Glück hat, dann merkt man nicht einmal etwas davon. Leider sind auch andere geboren worden, lebten, sterben, mit Namen, Zulassungsnummern, haben ihre Jahre auf dem Buckel geschleppt, daß es ihnen das Fleisch durchgewetzt hat, sind im Kopf gestürzt; man fühlt immer zu spät, daß das halbe Leben vorbei ist und, was noch schlimmer ist, daß es eigentlich gar nichts zu vergessen gibt, es sei denn eine jener im Kalender anberaumten Erinnerungen, von denen fast jeder die gleiche hat und sich schonungslos daran berauscht. Fehlt nur noch, daß einer behauptet: es gibt ein Unglück nach dem Tod.

Hunger

In meiner Kindheit gab es manchmal nichts und meistens nur ganz wenig zu essen, aber solchen Hunger hatte ich nie, daß mir Sand und Staub wie Honig vorgekommen wären. Auch habe ich nicht geweint vor Schaufenstern voll Würsten oder Torten, und heute ist es fast wie zu spät, wenn ich auf die Reste von Gesichtern schwarzer Kinder starre, schreiend ohne Tränen, selbst noch im Tod; steif und verkrümmt liegen ihre dünnen Leiber auf einer rissigen Erde und wirken noch härter als die Steine ringsherum. Ihre krausen Köpfe sind grün vom feuchten Salat, den ich eben auspackte, auf ihren Körpern haben sie kein Fleisch mehr, eine Made kriecht verfrüht über die dünnen Häute, noch wären sie zu retten, noch sind sie unerlöst. Die Sonne brennt ihnen bis in den Schlund, und der einzige Schatten, den sie erhalten, kommt von der Schwäche vor ihren Augen. Sie kippen um, strampeln matt, werden hart vor Qual; Blut tropft in die Erdrisse, rinnt aus der Plastikhülle, die um das Stück Tierfleisch geschlagen worden ist. Gleich verköstige ich mich damit und schlage meine Blicke auf die scharfen Grate der Rippen, der Gerippe, zerknüllte Aufgeblähte, Ausgemergelte, ich fühle mich plötzlich alt und weiß: ich freß hier den Gnadendreck.

Edward Bond Sommer

Ich wollte zeigen wie gewöhnliche Leute lebten
Heirateten Kinder gebaren aßen Ferien machten
Und starben
Aber offenbar sind gewöhnliche Leben ungewöhnlich
Alle die heute leben sind Überlebende von Kriegen und Massakern
und großen Gefahren
Wir waren mehr als einmal Zeugen des Abstiegs unserer Art
Wir rüsten immer noch auf nach der Strategie der Wahnsinnigen
Die Verhungerten stehen Schlange um in unserer Mitte zu sterben
All dies ist Teil unseres Alltags
Es zu ignorieren ist ebenso tödlich wie die Schläge zu ertragen
Aber ich fragte mich wie wir sie ertragen könnten
Der Körper ist zerbrechlich
Die Stimme kann von einer Maschine verschluckt werden
Die Jugend lehrt man Unsinn
Hier ist eine einfache Erzählung
Vom Krieg und der Zeit danach
Die zeigt daß wir als in der Geschichte Lebende
Nicht lernen können das Unerträgliche zu ertragen
sondern Gerechtigkeit suchen
Und die jene rühmt die miteinander die Erde teilen

An das Publikum

Beziehungen zwischen Menschen können nicht beschrieben werden
ohne Wertmaßstäbe
Ein Theaterstück aber handelt von der Natur der Werte
Wie können Sie seine Bedeutung verstehen wenn Sie dazu Werte brauchen?
Vielleicht werden Ihre Werte in Frage gestellt
Sicher muß ein Theaterstück sie in Frage stellen oder Sie darin bestärken
Nun, Menschen entwickeln sich und Türen stehen offen
Kommunikation ist möglich
Der Künstler gibt zu er könnte unrecht haben
Er hofft er hat Ihre Aufmerksamkeit nicht unnötigerweise erregt
Er sagt nur daß er beim Schreiben des Stücks die Werte angelegt hat
nach denen er lebt
Und daß bei seiner Beurteilung Sie die Werte anlegen
nach denen Sie leben
Und zeigen wer Sie sind – das ist unvermeidlich
Kunst kann diesen Affront nicht umgehen
Sie beschreibt die Beziehungen zwischen Menschen und so wird
der Zuschauer beurteilt
Zumindest das macht Kritik demokratisch
Aber vergessen Sie nicht: Demokratie ist ein wütenderer
Tyrann als ein Diktator

Was für eine Art von Moral ist das!

Freunde oder Feinde schütteln einander die Hände
Mengen winken Helden und Mördern zu
Judas küßte
Auf dem Berliner Bahnhof überreichte das Mädchen
Dem von einer Inspektion der Ost-Lager zurückgekehrten SS-Führer
einen Blumenstrauß
Man kann lächeln und lächeln
Man kann knien aus Ehrerbietung oder aus Angst
Obwohl es stimmt daß ein Arbeiter in seine Hände spuckt
Und eine Mutter auf ihr Taschentuch spuckt um das Gesicht
ihres Kindes zu säubern
Wenn einer einen anderen anspuckt ist Anspucken Anspucken
Oder?
Jahre nachdem er das Morden beaufsichtigt hat
Fährt ein unbenannter Soldat jeden Morgen in sein Büro
Wie können wir wissen was er ist und somit beurteilen
was er sagt und tut
Wenn er sein Büro betritt?
Die Toten hatten eine Nummer in ihren Arm tätowiert
Tätowierten wir den Soldaten mit all diesen Nummern
Würde er erkennbar
Aber er hat zu wenig Haut
Die Nummern würden ineinander übergehen
Man bräuchte viele Häute seine Verbrechen aufzuzeichnen
Es ist schwer für uns uns selbst zu erkennen
Aber wir könnten wenigstens unser eigenes Erkennungsschild tragen
so daß andere uns erkennen
Und dann werden wir die Konsequenz tragen wir selbst zu sein
Sonst müssen am Ende
(Das nicht fern ist: die Geschichte zieht mindestens zweimal
pro Jahrhundert Bilanz)
Andere sie tragen
Vermeiden Sie Haß als Besessenheit es trübt das Urteil
Aber Vergeben ist nicht Ihre Sache wenn die Toten dafür bezahlt haben
Die Toten sind noch unbegraben
(In diesem Jahrhundert wo immer Sie einen Spatenstich tun um sie
zu begraben graben Sie andere aus)
Und dann sind da die Lebenden
Sie wollen die Verbrechen vergeben die noch nicht verübt worden sind
Was für eine Moral ist das!

Wenn

Wenn Auschwitz in Hampshire gelegen hätte
Wären Engländer zur Bewachung dort gewesen
Um Akten zu verwalten
Transporte zu leiten
Die Gasöfen zu bedienen
Und zu schweigen
Der Rauch wäre über diese grünen Hügel gezogen
Es ist nicht so daß alle Menschen schlecht oder Werkzeuge
von Instinkten sind
Wir – selbst unser subjektives Ich – sind Produkte der Geschichte
Des politischen Wandels
In der Geschichte kommen zwei Dinge zusammen
Unser Wille und Dinge außerhalb unseres Willens
Wir ändern uns um jene Dinge unter Kontrolle zu bringen
Das heißt: wir erschaffen eine neue Kultur
Wir bleiben menschlich nur durch Veränderung
Jede Generation muß sich ihre eigene Menschlichkeit erschaffen
Unsere Kultur macht uns zu Barbaren
Sie erlaubt uns nicht menschenfreundlich zu leben
Wir müssen eine neue Kultur erschaffen
Oder wir hören auf menschlich zu sein
Und der Rauch wird über diese grünen Hügel ziehen

Sie meinte es immer gut (Wie ein Charakter geformt wird)

Sie meinte es immer gut
Aber es war schon seit längerem nicht notwendig
Daß es in ihrer Welt arm und reich gab
Es war als ob man die Armen hungern ließe
Damit sie ihnen Suppe zur Tür bringen konnte
Dies führte zu Verwirrung
Die Armen haßten Armut und waren dankbar für milde Gaben
Aber sie verübelten es der Dame da letztlich
von ihnen erwartet wurde daß sie für ihr Armsein dankbar waren!
Wenn sie gab sah sie das feindselige Lächeln
Sie gab mehr und wurde hart in ihrer Güte
Das Lächeln änderte sich nicht
Sie meinte es gut aber sie behandelten sie so schlecht!
Ihr Gutsein schien gerade das Böse in ihnen zu erwecken!
Gut zu sein machte sie bald ängstlich
Sie verwandelte sich in eine mißverstandene Dame
Die den Armen half obwohl sie es nicht verdienten
Und sie unterstützte alles was diese unterdrückte
Denn sie wußte jetzt daß man ihnen nicht trauen konnte
und sie eine Bedrohung der Zivilisation waren
Sie würden erstaunt sein
Wie bitter und zornig ihr Gutsein sie gemacht hatte!
Aus ihrer Güte wurde Reaktion geboren
Ihre Welt war ungerecht und hatte keinen Platz für Güte
Güte wurde nur ein anderer Akt von Aggression

Günter Herburger Schloß Kochberg

Wir hielten im Hof eines gekalkten und mit gedämpftem Rot paspelierten Schlosses. Niedrige Gebäude ergänzten den Bereich, wahrscheinlich Wirtschaftsfügel. Um das Anwesen war noch ein Wassergraben vorhanden, auf dem Schwäne schwammen.

Der Fahrer trug meinen Koffer ins Haus, das heißt zum Haupteingang. Dort verabschiedete er sich. In ein paar Tagen komme er mit meinen Freunden aus Partei und Gewerkschaft wieder, er habe schon den Auftrag dafür.

Stille und ein Ziehbrunnen ohne Seil. Auf Dachziegeln stolzierten Tauben, von einem geschmiedeten Fensterriegel war Rost über die weiße Buckelmauer gelaufen, ein paar Ruten die Feuchtigkeit aufsaugender Weidengewächse wiegten sich im Hauch über altem Kopfsteinpflaster; es fehlte nur noch Zwerg Nase auf Jagd nach dem Kräutlein, das die Pastetenspeise veredeln sollte, damit der Kopf nicht abgehackt wurde.

Ein Mädchen holte mich ab, das sogleich erklärte, es sei die Tochter des Kustoden und es studiere in Leipzig Musik. Heute habe das Schloß geschlossen; Besuche dienstags, mittwochs und freitags, für mehr reiche das Personal nicht. Für mich sei alles vorbereitet. Sie hätten nur noch einen Gast; willkommen.

Der übliche Gruß, der mich bei Eintritt in dieses Land gerührt, dann verdrossen hatte, versetzte diesmal in eine wie glasierte Betäubung, während wir langsam knarrende Treppen hinaufgingen. Das Mädchen schleppte den Koffer, ich humpelte am schwarzen Krankenstock.

Die meisten Türen waren geschlossen, so daß ich keinen Blick in die Ausstellungsräume oder Salons tun konnte, nur eine stand auf, zu einem Erker voll Vitrinen. An Stellwänden hingen gerahmte Scherenschnitte oder Schattenrisse und einige Huldigungskränze vergangener Festtage. Auffallend glänzten die gebohnerten Dielen, das Wesen des nationalen Erbes würde staubfrei sein, versehen mit einem Stilbruch, der dort lag, einem Teppich, vor zweihundert Jahren auch beim vermögenden Adel eine kaum benützte Rarität, eher als falscher Gobelin auf Tapeten gemalt.

Das Mädchen sagte, die ständige Reinigung der Gedenkstätte sei ein Problem, obwohl selbst Schulklassen sich äußerst diszipliniert verhielten, dank des Elementarunterrichts.

Oben, unter dem Dach, bekam ich eine kleine Wohnung zugewiesen. Es schien mehrere zu geben, links und rechts des Korridors, in dessen Vestibül ein Fernsehapparat samt Polstergruppe stand.

Das Mädchen hieß mich noch einmal willkommen, nun im Namen der Weimarer Goethe-Gesellschaft, die über die Verteilung verfüge. Meist seien Musikwissenschaftler hier, auch Germanistinnen oder Völkerkundler. Man lege auf Zurückgezogenheit wert, deshalb gebe es keinerlei Verpflichtungen oder irgendeine gemeinsame tägliche Mahlzeit, jeder Sorge für sich. Wenn ich Fragen habe, solle ich mich an das Sekretariat wenden, wo ich auch telefonieren könne. Sonst noch was?

Ob es dort sei, fragte ich das Mädchen.

„Zwischen den Semestern unterstütze ich meinen Vater und verdiene ein wenig Geld.“

„Sind zur Zeit Ferien?“

„Nein, ich bin für eine Woche krankgeschrieben.“

„Wie schön!“

„Beginnende Langeweile ist oft die erste Stufe zur Regulation. Ich wünsche Ihnen angenehmen Aufenthalt.“

Ich wollte noch wissen, ob ich tatsächlich in Schloß Kochberg sein würde, wo der junge Goethe seine Seelenfreundin Charlotte von Stein dreizehn Jahre lang besuchte, ohne daß bei Hof ein Schatten auf sie fiel. In Briefen stehe, er habe die 34 Kilometer von Weimar hierher, trotz schlechter Wege, zu Fuß in viereinhalb, auf dem Pferd in zwei Stunden hinter sich gebracht. Beides sei übertrieben, eben ein Ausdruck der Liebe.

Das Mädchen zeigte zu einer das Fensterbrett verbreiternden Schreibplatte, auf der Bücherbände sich stapelten, und sagte, Lesezeichen lägen in den wichtigsten Stellen, ich brauche nur nachzuschlagen. Dann schloß es die Tür, und die Betäubung ging mit ihm, als habe es einen unsichtbaren Musselinschleier gegeben, gespickt mit den metallischen Kokons toter Fliegen.

Zwar mutete die Einrichtung übersichtlich schwedisch an, ähnlich der in den Zimmern des Parteiheims am Hang über Gera, es gab auch eine Kochnische und eine Duschecke, und der Eisschrank war mit Nahrungsmitteln gefüllt, nichts fehlte, um sich behaglich in luxuriöser Seltenheit zu fühlen, doch viele Fragen dröhnten im Kopf, nicht nur, weshalb ich weiterverschickt worden war. Ich kam mir wie das Fruchtinsekt *Drosophila melanogaster* vor, der genetisch bislang am besten untersuchte Organismus innerhalb der Entwicklungsstufen, dessen Mutanten erheblich veränderte Gestalt besaßen bei morphologisch bestimmter Struktur, so daß Beine anstelle von Fühlern entstanden waren oder die Oberlippe ersetzte eine Anzahl Greifwerkzeuge, Jahrmillionen später zu unserem rechten Oberarm geworden. Und wenn meine beiden Linsenaugen noch facettiert gewesen wären, hätten sie einen Meter Durchmesser betragen müssen, damit ich soviel wie jetzt sah.

Unbegreiflich, warum auch aus 1 200 Arten von Mäusen nicht eine einzige Variante mit sechs Beinen und drei Augen sich hatte durchzusetzen vermögen. Das Schweigen Gottes oder der Natur, der Fische oder der Evolution donnerte fort, obwohl es gelungen war, die fingerlangen Zebraabärlinge, in Schwärmen vor der Ostküste Indiens vagabundierend und wöchentlich pro Tier mehrere hundert Eier verstreudend, homozygot zu vervielfältigen, doch die erbgleichen Klonikate hatten an Robustheit eingebüßt, verdarben schnell.

Die Verunreinigung nahm zu, dagegen riß jede Zellkultur, die eine Spanne dauerte, die nächste ihresgleichen aus dem mikroskopischen All an sich, um Haufen, Organisationen, galaktische Subsuppen zu bilden, die sich verfestigten, und unablässig sich teilend, heute zu heterozygoter Geschlechtlichkeit angewachsen waren, weiterhin in der Wärme wuchernd, bis ein einziges Fabelwesen, vielleicht dem Rindergelee ähnlich, wie es Hygieniker als Nährboden benützten, den Erdball umschlosse mit sämtlich möglichen Strukturen darin. Platz gäbe es für uns, den Erfindern von Freiheit und Willen, dann nicht mehr.

Schloß Kochberg schien ein verlässliches Schiff im Meer der Sporendickichte und Vergeudungen zu sein, besonders mit den aufbewahrten Erinnerungsgegenständen in den Stockwerken darunter. Wir meinten uns selbst, wenn wir Personen aus der Vergangenheit weihten und wir wiederholten im Gedenken an sie unser eigenes Gedächtnis.

Es hätte den idiothetischen Orientierungssinn der Wüsten-Rennmaus gebraucht, um wie sie ohne Sonne, Schwerkraft oder Erdmagnetismus als Anzeiger alle Spuren und Irrungen, immer unter Berücksichtigung des Gesamtweges Richtung Nest, sprich Frieden, zu errechnen.

Ich las die halbe Nacht und trank reichlich Buttermilch dazu, anderes fand sich nicht im Eisschrank. Vielleicht war der Konsumladen des Orts falsch beliefert worden, oder die Erbeverwaltung hatte sich für Entrückung ihrer Gäste entschlossen, zwang sie zu stiller Diät.

Als Gottlob Ernst Josias von Stein 1764 die Charlotte Ernestine Albertine von Schardt heiratete, „dehmalige dame d'honneur bei der Frau Herzogin Regentin Hochfürstlich Durchlaucht“, war Schloß Kochberg bereits seit langem Mittelpunkt einer feudalen Guts- und Gerichtsherrschaft. Die Einwohner des Dorfes wie die umliegender Orte mußten eine große Zahl genau bezeichneter Hand- und Spanndienste leisten und wurden als Boten mit und ohne Lasten nach Weimar, Rodaberg und Saalfeld geschickt. Sie sorgten für Heizung, misteten die Ställe aus, brachten die Vorwerke in Ordnung, und zu Feiertagen scheuerten sie das Schloß. Es oblag ihnen die gesamte Landwirtschaft, ebenso der Gutsbau. Verwalter registrierten das Einhalten der Fron; wer sich weigerte, fand sich im Gefängnis wieder.

Goethe besuchte mit 26 Jahren zum ersten Mal Charlotte auf ihrem Landsitz. Damals wohnten etwa 300 Personen in Großkochberg. Einschließlich der Häuser, einer Kirche, 4 Mühlen und der Schäferei Clösewitz umfaßte die Ortschaft 70 Gebäude. Ein Dutzend Vollbauern, Anspanner genannt, wurden zu unbezahlten Fuhren verdingt; zwei Dutzend Hintersättler mit weniger Besitz betreuten das herrschaftliche Vieh; der Rest, meist landlose Tagelöhner, war frei von Bindungen. Es gab noch einen Schuhmacher, einen Schneider, mehrere Maurer, drei Leineweber, zwei Böttcher und einen Tischler. Alle entrichteten Frontage und bezahlten Zinsen in Form von Geld oder Naturalien.

Die soziale Pyramide stellte ein kompliziertes Gebilde aus Kummer, Arbeit und Erträgen dar, was Goethe veranlaßte, immer wieder von dem leidigen „Wirtschaftskreuz“ zu sprechen. Denn Charlotte von Stein hatte sich der Verschönerung des Schlosses, die viel kostete, und der täglich ökonomischen Fragen angenommen, während ihr Mann meistens am Hof in Weimar war, inzwischen Oberstallmeister geworden und zum Beispiel „neu erworbene Schecken des Fürstens“ einreitend.

Er schreibt an seine Frau: „Ich brauche notwendig und viel Geld, so bald als möglich; des Brandweins Brand sei jetzt einträglich, hört man.“

Und er schreibt auch: „Es ist ganz besonders, meine liebe Beste, wie ich dich liebe. Ich sehne mich so sehr nach dir, daß ich mir immer vorstelle: Wenn ich nach Kochberg ginge, wenn der Herzog nicht gestern abend gekommen wäre und morgen ein Affe erwartet würde, mit welchem ich nach Leipzig zu gehen

gedenke, so wäre ich heute zu meinen Liebigen gekommen. Ach, gute Frau, es ist doch gar hübsch, dein Mann zu sein, wenn man von dir geliebt wird.“ Die Frage, haben Charlotte und Goethe sich geküßt, miteinander geschlafen, wie war das Verhältnis zu dritt, bleibt unbeantwortet. Strenge Konventionen, leidenschaftliche Empfindungsergüsse, Schwärmerei und Unmut wechselten ab. Die rauhe, noch ungebändigte Natur, von der man zehrte, mußte erlitten werden, in Form von Übersprunghandlungen wurde sie daher auch zu einer Schäfer- und Griechenkulisse verklärt. Der siebenundzwanzigjährige Dichter, hinter einem Schirm aus Tannenreisern sitzend und die morgendlich an den Fichtenwänden hinauf dampfenden Täler zeichnend, verfaßte einen Gedichtzettel an Charlotte:

Er sei eben nirgend geboren
fern an der holden Saale hier,
es verfolgten ihn manche Sorgen
und seine Liebe zu ihr.

In jener inzwischen völlig katalogisierten Idylle wohnte ich nun. Nach dem Einmarsch der siegreichen Sowjetarmee waren Schloß, Park, Liebhabertheater und Grundbesitz im Zuge der Bodenreform enteignet worden. Sie gingen in die Stiftung des Goethe-Nationalmuseums ein. Der VEB Maxhütte eröffnete 1952 auf Kochberg ein zentrales Pionierlager, führte notwendige Reparaturen aus, und für fünf Jahre, hieß es in den Schriften, habe frohes Kinderlachen die Gemächer und den Park erfüllt, die früher nur einer elitären Schicht vorbehalten gewesen waren.

Ende der sechziger Jahre begann das Bezirksamt für Denkmalschutz mit den baulichen Sanierungs- und Rekonstruktionsarbeiten der gesamten Anlage. Es kamen freiwillige Kollektive: Maurer, Maler und Zimmerleute, Dachdecker, Schlosser und Steinmetze, Museologen und Gartengestalter. Außer den historischen Räumen wurden neue geschaffen. Die Gedenkstätte sollte nicht nur dem Publikum dienen, sondern auch künftigen Künstlern, vor allem Komponisten und Musikwissenschaftlern, Möglichkeiten zur Entspannung und schöpferischen Pause geben.

Ich gehörte nicht zu ihnen. Doch irgendeiner planenden Fatalität schien mein Aufenthalt trotzdem nützlich zu dünken. Oder alles war nur Traum, Tollerei gleich damaliger Spiele, da Goethe schon geklagt hatte, daß der Oberstallmeister Stein seinen Dienst am Weimarer Hof sehr ernst nehme, sogar ein Laboratorium eingerichtet habe, um für die schönsten Equipagen des Fürsten Carl August bessere Lacke zu erzeugen, aber Stein erfreue sich wenig Geschick am Handwerklichen, allen technischen Neuerungen.

Und bald darauf schrieb Johann Wolfgang an Charlotte: „Stein wird schwer geheilt werden, Du dauerst mich. Ich habe mich dieser Tage her recht bemüht, meine Gedanken auf die Erdschollen zu konzentrieren, und bin nur überzeugt, daß ein Mensch, der seine Lebzeiten am Spieltisch zugebracht hat, nicht ein Bauer werden kann. Man muß ganz nah an der Erde geboren und erzogen (worden) sein, um ihr etwas abzugewinnen.“

Leicht zu begreifen für den, der sich in der ersten Museumsnacht geborgen im Bett wälzte und immer wieder das Nachttischlämpchen entzündete, keine Kerze, bedacht von Stille, geräumigen Ruhepolstern und dem Rascheln des

Winds über das Dach.

Am nächsten Tag, als ich noch frühstückte und wieder in den Briefauszügen und Führern las, welche achtbarer Umgebung ich mich erfreuen durfte, polterten schon Besucher unten durch die Ausstellungsräume. Manchmal verstummten die Geräusche, und jetzt würde die Tochter des Kustoden irgendein Einzelstück erklären, eine Locke unter einem Glassturz, ein Gemälde oder einen auf ein Faksimile drapierten Federkiel, dann wogte das Scharren und Schlurfen weiter, bis es erneut an einer bedeutsamen Stelle innehielt.

Draußen im Korridor lauschte ich, in welchem Zimmer der andere Gast sein mochte, den es noch gab. Obwohl wir uns frei fühlen sollten, hätte ich ihn gern gefragt, wie der Tag in der Regel verlaufe, ob wir zusammen einkaufen könnten und wo, denn ich war weder Musiktheoretiker noch sonst ein Wissenschaftler, ich hatte nichts zu tun. Der Fernsehapparat in seiner Nische vor der leeren Sitzgruppe ließ sich zwar einschalten, doch er führte als vormittägliches Rentnerprogramm nur schwarzweißes Geflimmer vor.

Nachdem ich meinen Stock geholt hatte, wagte ich mich hinunter und geriet auf der Treppe prompt zwischen zwei Ströme: die eine Omnisbusladung verließ das Haus, die andere kam herauf. Und da ein Hinkender wahrscheinlich gedenkstättenneigen aussieht, erkundigte sich eine ältere Frau nach Ansichtspostkarten bei mir, und ein Jugendlicher wollte Geld für den Limonadenautomaten wechseln.

Im gepflasterten Brunnenhof wurde photographiert. FdJler hatten sich zu einer übermütigen Turngruppe aufgebaut, drei Schichten übereinander. Ganz oben stand auf den letzten zwei Schultern mit wehendem, blauen Schal ein Kind. Als sein Mut es verließ, kugelte es abwärts, sicher gehalten von Arm zu Arm. Eine überdachte Brücke, restauriertes Zeugnis der Vergangenheitspflege, führte über den Wassergraben, der die beiden Flügel der Anlage umschloß. Schwäne zogen träge Furchen durch die grün wuchernde Algendecke, steckten ihre langen Hälse nicht nach Nahrung durch sie, vielmehr blinzelten sie mit der schwarzen Maske ihrer Augen herauf, gewohnt, um Futter sich nicht kümmern zu brauchen.

Beim Liebhabertheater setzte ich mich auf den Mauerrand einer Blumenrabatte. Ein Rinnsal, das aus einer Röhre der nächst höheren Stufe floß, schmeckte nach Moos. Später würde ich erfahren, daß es aus dem kreisrunden Parkweiher kam, dessen Tiefe, gedüngt von Jauche und Phosphaten der abschüssigen Felder jenseits der Bäume, stetig abnahm.

Goethe kannte das Theater nicht mehr, mit seinem Bau war erst Ende 1789 begonnen worden, die Erweiterung eines Garten- oder Redoutenhauses für größere Gesellschaften.

Waagerecht zur Mittelachse waren im erhabenen Kleinstil der Zeit attische Seitenkammern angefügt worden, und über der Eingangstür erinnerte ein Basrelief an ein Original von Adam Friedrich Oeser, der, im Gegensatz zum Spätrokoko, schlichten Geschmack befürwortete, einst Goethes Zeichenlehrer in Leipzig, den der Meister in „Dichtung und Wahrheit“ portraitierte.

Charlottes Komödie „Neues Freiheitssystem oder die Verschwörung gegen die Liebe“, ein mühsam kokettes Intrigenspiel, verfaßt aus Trauer und Zorn, daß

der Herzensfreund sie nicht mehr besuchte, wurde zum ersten Mal wahrscheinlich dort aufgeführt, vielleicht an einem Sommerabend, doch Charlottes verzweifelter Mut, auch die Neugierde des anwesenden Standespublikums wird zwiespältig gewesen sein, denn der Bau bestand damals fast nur aus Holz. Die Kandelaber fingen bei jedem Türschlag zu brausen an, ihre Hitze neigte sich tropfend zur Seite, den Suffitten entgegen, dem Tüll und der nahen Dekoration. Diener mußten mit nassen Lappen dämpfen, Notenblätter des kleinen Streichorchesters rollten sich zu Kohle. Ein Stallbursche, der Bier getrunken hatte, sprühte mit vollem Mund darüber.

Angenehm, nächtliches Lesewissen anzuwenden. Charlotte mochte nach höflichem Applaus in den verwilderten Garten geflohen sein, in einer Aufwallung ihr duftiges Gewand mit gepflückten Hexenröhrlingen füllend, gelber Hut, ziegelrote Netzstiele, deren Lamellen, wenn man sie in rohem Zustand zerschnitt, sich blaugrün verfärbten, nur gekocht waren sie bekömmlich, aber man durfte zwei Tage davor keinen Alkohol getrunken haben, auch zwei Tage danach war es noch schädlich, sonst wirkte das verheerende Gift, Antabus genannt, ein Alkaloid, verwandt mit doppelschleifigem Meskalin, damals mit der Beschwörungsformel Anabasis umschrieben. Der Gedanke, sich und ihre Familie mit Hilfe eines eigenhändig gekochten Pilzgerichts und genügend Wein auszulöschen, könnte verlockend gewesen sein.

Über Sandsteinstufen ging es in dem Garten höher. Pelargonien waren angepflanzt, in Töpfen Laurus und Erythrina, sogar ein paar Palmen gediehen, eine etwas zerraupte, für Thüringer Klima gezüchtete Sorte. Kleine Bäche flossen in sich überkreuzenden Windungen durch gekieste Rinnen, und zwischen Lorbeer- und Stechapfelbüschen standen Kopien hellenistischer Statuen in ihrer verdrossen üppigen Lethargie.

Die Pfade wurden schattiger, der Fuß schmerzte wieder, die akribisch nachgestaltete Weimarer Heiterkeit kühlte ab. Eine Grotte, kunstvoll aus unregelmäßigen Steinen geformt, als sei sie Teil einer bis hierher geträumten italienischen Klassik, schien ein Grabmal darzustellen. Eine Platte trug die lapidare Inschrift: Alles ist vergänglich.

Der Todesrauch, die Pracht des Wohlklangs und der Nerven, des Treibens Müdigkeit erfüllt mit Qual und Lust auch noch das kleinste Nest am Giebel, Schmerz und Gediegenheit vereinen sich, im Tal schon wartet das Gefährt, das Knirschen seiner Naben, der Räder eiserne Reifen graben Laut um Laut sich in die Brust. Hinab mag's enden!

Auch wir hatten in jambischen Hebungen und Senkungen oder in unreinen Trochäen gesprochen, Nachmittage lang beim Fußballspiel, wenn gedrippelt, getäuscht, von Flanke zu Flanke geschossen wurde, und beim Prall des Balls ins Netz brandete Jubel auf, während die Verlierer sich zu Boden warfen, keuchend im Schlackenstaub.

Wie hatten die beiden ausgesehen, wie waren sie benotet worden, als noch nicht diese olympischen Mauern der Pflege sie verbargen?

Bevor Goethe und Charlotte sich kennenlernten, schreibt Johann Georg Zimmermann, königlicher Leibarzt in Hannover, an Johann Kaspar Lavater, Pastor in Zürich, für dessen 'Physiognomik', eine Lehre der Außenansichten der Seele in Prägungen der Gesichter und der Schädel, daß die Frau Kammer-

herrin, Stallmeisterin und Baronesse von Stein aus Weimar, überaus große, schwarze Augen habe von höchster Schönheit; ihre Stimme sei sanft und bedrückt; Ernst und Gefälligkeit, leidende Tugend und fein tiefgegründete Wahrnehmungsgabe häuften sich; die Hofmanieren beherrsche sie vollkommen, veredelt zu seltener Simplität; sie sei auch fromm und zwar mit einem rührend schwärmerischen Schwunge; aus ihrem leichten Zephirgang und mit ihrer theatralischen Fertigkeit in Reigentänzen könne man schließen, wie wahr stilles Mondenlicht um Mitternacht ihr Herz mit Gottesruhe fülle; dreißig Jahre alt, habe sie sehr viele Kinder und schwache Nerven; ihre Wangen rot, ihr Haar und ihre Haut italienisch, der Körper mager, das ganze Wesen elegant, doch robust.

Über den Johann Wolfgang schreibt der lüsterne Arzt an Charlotte: „Aber, arme Freundin, Sie ahnen es nicht, Sie wünschen ihn zu sehen und wissen nicht, wie gefährlich dieser lebenswürdige und anziehende Mensch Ihnen werden könnte! Ich schneide eine Tafel aus Lavaters Physiognomik, um Ihnen dieses adlerhafte Antlitz vor Augen zu stellen.

Goethe ist der einzige Sohn eines sehr reichen Mannes, der den Titel eines Kaiserlichen Rats hat und der in Frankfurt von seinen Renten lebt.

Ein Fremder, der kürzlich bei mir einsprach, hat folgendes Portrait von dem Jungen entworfen. – 'Er ist 24 Jahre alt; ist Rechtsgelehrter, guter Advokat, Kenner und Leser der Alten, besonders der Griechen; Dichter und Schriftsteller; orthodox, heterodox; Possentreiber; Musikus; zeichnet frappant, ätzt in Kupfer, gießt in Gyps, schneidet in Holz, kurz, er ist ein großes Genie, aber ein furchtbarer Mensch!'

Eine Frau von Welt, die ihn oft gesehen hat, sagte mir, Goethe sei der schönste Mann, der lebhafteste, der originellste, der glühendste, der stürmischste, der verführerischste und der gefährlichste für das Herz eines Weibes, den sie Zeitlebens meiden sollte.

Und mein Freund Lavater schrieb mir im August, daß der 'Werther' mich entzücken und in Tränen schmelzen würde, ich vergötterte nach der Lektüre den Doktor Goethe, er sei der entsetzlichste, aber liebwerteste Mensch.“

Ein Jahr später, im Sommer 1775, traf Zimmermann den bewunderten Verfasser von 'Die Leiden des jungen Werther', ein Buch, das eine Selbstmordwelle auslöste. An die Frau von Stein schickte der alte Kuppler ein Billet, er habe in Straßburg unter hundert anderen auch ihre Silhouette gezeigt, und Goethe habe mit eigener Hand unter das Bildnis geschrieben, es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelte, denn sie erblickte sie, wie sie sei, durch's Medium der Liebe.

Damit bahnte sich diese Bande knüpfende und zerreißende Freundschaft an, ein inzestios voluntaristischer, auch ödipaler Kampf des Jüngeren gegen die ständig Kinder gebärende Ältere. Zimmermann trumpft noch auf, der stürmische Mensch werde sie gewiß in Weimar besuchen oder nach Schloß Kochberg kommen, denn seine Erzählungen über sie hätten Goethe drei Nächte des Schlafs geraubt.

Außerdem log Zimmermann schon vorher. Jene Frau von Welt, die ihm Goethes betörend gefährliche Charakteristik geschildert haben sollte, hatte es nie gegeben. Es war ein Übertragungsversuch gewesen, um Charlotte eifer-

süchtig verwundbar zu machen.

Johann Georg Zimmermann endete konsequent. Er wurde wegen gefälschter Rechnungen aus dem Hofdienst entlassen und verletzte sich bei einer bestialischen Appendixoperation an einer armen Frau mit seinem Skalpell selbst, bekam Schüttelfrost, Gürtelrose und schleichende Fremdinfection. Zuletzt habe man ihn in genähten Farn gebettet und ihm Mohnsud eingebläst, bis er glasig verschied.

Bunte Beete aus Halbmonden, fünfzackigen Sternen und ineinanderverflochtenen Tulpeninseln. Ein Schlauch bebte unter den abgehackten Stößen eines rundumsprengenden, mechanischen Regners, dann verdunkelten Eichen und Blutbuchen den ansteigenden Park, mitunter noch aufgeleitet von dem durchlässigeren Gezweig japanischer Lärchen. Das warnende Geklirr in der Luft der um Futterquadrate flötenden Meisen, Amseln, Finken und Schwalben, das wir Gesang nennen, wurde leiser; ein Bussard oder Rüttelfalke kämpfte mit einem Schatten, verlor Federn, kam wieder frei. Wasser, viel Wasser fiel kaum hörbar von niedrigen Steinen und murmelte vorüber.

'Geist oder Naturwissenschaften' hatte die letzte Einlage in einer Klarsichtfolie geheißen, ein Zeitungsbericht über das Referat des Göttinger Direktors eines der Max-Planck-Institute für biophysikalische Kinetik schnellst chemischer Reaktionen, und jener war eingeladen worden anlässlich der letzten Tagung, ein weißhaariger, zierlich knochiger Würfler mit einer kindlich gebliebenen Nase und wechselhaft grünen Augen. Er benötigte keine Brille mehr wegen Astigmatismus.

'Goethe, Darwin und die moderne Biologie' lautete sein Vortrag. Was alle miteinander verbinde, seien ihre Forschungen über Gesetzmäßigkeiten in der Natur, der belebten und unbelebten.

Aber die Regulation des Lebens, nach seiner Gestalt und der höchsten Leistung von Wesen stelle die Frage, ob das menschliche Zentralnervensystem das beste Beispiel, gar durchschaubar sei?

Er erläuterte Positionen der Erkenntnis, Probleme der Selektion, der Selbstproduktion und Variabilität kleinster Materienteile und Organe an der Grenzlinie von anorganischer zu organischer Existenz, immerwährend in der Haufenteilung ihrer Zellen.

Texte der Naturbeobachtung Goethes zur Morphologie der Mineralkörper könnten für erste Einleitungen gemäß moderner Molekularbiologie ehrenvoll sein. Die Entwicklung vom Einfachen zum Komplizierten spekulierend, kläre immer mehr Fragen ablaufender Vorgänge, doch jene seien noch längst nicht anwendbar mit ihren Jahrmillionensprüngen auf die menschliche Gesellschaft. Man müsse strikt unterscheiden zwischen Erkenntnis und Handeln. Der Forscher besitze nur eine beratende Stimme. Er sehe die Gefahr in seinem Drang trotz der Anwendung von Ergebnissen. Neue Möglichkeiten schufen bewegte Bilder der Nuklearität, der Literatur, der Philosophie und der gesellschaftlichen Weltanschauung.

In sieben weiteren Arbeitsgruppen war noch das lyrische, dramatische und epische Werk Goethes diskutiert worden, die 'Wahlverwandschaften', Tasso, Iphigenie' und der 'Faust', die 'Italienische Reise' und 'Hermann und Dorothea'.

Methodisch wurden Evolutionsgedanken Goethes nicht auf seine sprachlichen Erfindungen angewendet, sondern der umgekehrte Weg war beschritten worden, das 'Stirb und Werde' aus seinen Büchern zu lösen und weiter zu entwickeln.

Er suchte die Urpflanze, hoffte, sie in Sizilien zu finden, da diese Insel zu Afrika gehört hatte, der früheren Heimat vor der Kontinentalverschiebung. Alles sei aufs nächste verwandt, forderte er. Die Übereinstimmung des Ganzen mache ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch stelle sich so gut durch die Gestalt und Natur seiner oberen Kinnlade dar, als auch mit dem letzten Glied seiner kleinen Zehe. Daher verbürge jede Kreatur nur einen Ton, einen Schatten einer großen Harmonie, die man im vollen studieren müsse, sonst sei jedes einzelne ein toter Buchstabe.

Mißklänge waren ihm verhaßt, es gab sie jeden Tag: Die scheinbar notwendigen Unterschiede zwischen Bevölkerung und Hof; Armut, Seuchen und Kot; andererseits bessere Häuser, Erträge und reich verzierte Gewänder; neben dem Analphabetentum eine geradezu musikantische Gelehrsamkeit. Trotzdem sollten alle Widersprüche in einem einzigen Plan aufgehen, in ein durchsichtiges Crescendo der Arten münden, deren historisch bedingte Ständeklassen, was die Menschen betraf, nützlich für die Entwicklung zu sein schienen.

Bei einem Trümmersitz, einer aus romantischem Bedürfnis aufgetürmten Ruine, machte ich Halt. Über Quadern hinaufkletternd, die treppenförmig einzementiert waren, führte ein überwucherter Gang zu einem Auslug. Als ich mich in eine Schale setzte, die einem ausgetrockneten Brunnen glich, merkte ich, daß an der Mauer gegenüber noch mehr dieser Mulden vorhanden waren. Vielleicht hatten hier Freundschaftskreise abendliche Lesungen veranstaltet? Diener reichten Getränke, hielten Sturmlichter hoch; Poeme wurden rezitiert, auch Nachrichten aus neuesten Gazetten kolportiert, und die Kinder, mit in die Haare geflochtenen Bändern, durften aus pädagogischer Absicht noch aufbleiben, Unterricht und Köstlichkeit vereinten sich.

Bauernbengel, die sich näher geschlichen hatten und unten im Laub lagen, schluckten ihren Speichel und versuchten, unhörbar zu onanieren.

Die mächtigen Blättergehäuse der Bäume bewegten sich nicht. Wärme und die Schatten des Parks kämpften nachlässig miteinander, Siege ermäßigten sich. Ein Specht beklopfte seinen Hausstamm; eine Blindschleiche war, Hals und Kopf erhoben, erstarrt. Gleich würden Instinkte, dann Reflexe sie wieder in Bewegung bringen, bevor der Pfropfen meines Krückstocks auf sie wies.

Das missing link! Wo war es? Der Zwischenkieferknochen, den Goethe, dem Drang seines Geistes nach, wie er energisch behauptete, auch zeichnerisch freudig fühlen könne, vergleichbar der Erregung des Weibes bei dem Evangelisten Lukas über den wiederentdeckten Groschen. Briefstelle irgendwo, gelesen nachts.

Von draußen, jenseits des geschlossenen Parks, erklangen Rufe, Befehle, hohle Laute erschallten als fielen Holzstangen übereinander. Peitschenschläge und schaumige Galoppiaden wechselten einander ab.

Mein jähzorniger Vater, der nach dem letzten Krieg einem Pietisten als Knecht diente, um sich zu rechtfertigen, hatte mich, als ich neun Jahre alt war, zum

ersten Mal auf ein Pferd gesetzt und an der Allongeleine kreisum gehetzt, ohne Sattel, ohne Zaumzeug, damit ich das Festhalten, die Gefährlichkeit lerne, denn, so propagierte er, die Zeiten würden mörderisch.

Den wehen Fuß im engen Gummistrumpf verließ ich den italienisch gedachten Fels und humpelte weiter um den dunklen Tümpel, der das Auge der Gehölze bildete. Eine Ringelnatter oder eine kleine grüne Seeschlange stieß in vielen Kehrungen ihr Knochengerüst über den Weg, darauf bedacht, obwohl sie mich weder sah noch roch, sich in Schutz zu bringen.

Im Scheitel der Nordsüdachse des Weihers zum Liebhabertheater stand, akkurat nach Faltprospekt, das Badehäuschen. Drinnen saß ein schlafender Mann auf einer Steinbank. Seine Beine waren ausgestreckt, seine Hände lagen flach auf den Schenkeln. Nach einer Weile bemühte er sich, die Lider zu öffnen, entschloß sich dazu und sah mich an, ein wenig lächelnd, um sogleich die Augen wieder zu schließen. Es war, als rieselten über sein Gesicht die leichten Rippen einer Jalousie.

Das os intermaxillare! Vielleicht hatte ich auch eines gefunden? In unserer sich zum Ende neigenden Zivilisation schlug das Gleichgewicht der Schrecken nach innen.

An Charlotte schrieb Goethe von einem köstlichen Vergnügen, er habe eine anatomische Entdeckung gemacht, die wichtig und schön sei, sie solle ihren Teil daran empfinden, aber niemanden ein Wort darüber sagen. Er habe eine solche Freude, daß sich ihm alle Eingeweide bewegten.

Bei dem os intermaxillare handelte es sich um ein an den meisten Tierschädeln durch sichtbare Nähte getrenntes Knochenpaar in der vorderen Abteilung der oberen Kinnlade, das die abwärts gerichteten Schneidezähne umfaßt. Dieser kryptophale Knochen war dem Homo sapiens abgesprochen worden und in seinem Fehlen glaubte man, ein Unterscheidungsmerkmal zu den Affen verteidigen zu können. Unser Platz außerhalb der Reihe der Säugetiere blieb garantiert.

Goethe war diese Exklusivität ärgerlich, daß der Entwicklungsgang im Naturreich unterbrochen sein sollte. Der von ihm nachgewiesene menschliche Zwischenkieferknochen lieferte nun das fehlende Glied, was den Zusammenhang wiederherstellte. Seiner Philosophie nach mußte bei den lebendigen Erdenwesen überall eine Hauptform herrschen, die in reichster Verschiedenheit wechselte.

Eine Abhandlung darüber brachte ihm nur Irritation und Spott ein. Ein Buchhändler, der den Traktat an zwei führende Anatomen weiterleitete, vermerkte, unter anderem ergebe sich, das Walroß besitze vier und das Kamel bloß zwei Schneidezähne. Bei einem Weltmann, der in einer Menge von Geschäften lebe und, noch schlimmer, ein sehr berühmter Dichter gewesen sei, dünke dieser Forschungstrieb immerhin merkwürdig.

Nach Dramen, Novellen und zahllosen Versen hatte er endlich ein verlässliches Brettchen in all den Sprachgebilden unter dem Fuß, doch ach, sie mißtrauten es ihm, verbannten ihn wieder auf Wolken und zur Rhetorik.

Er ließ nicht nach, schwärmte wenig später von besten Beobachtungen unter dem Himmel Siziliens, wo der Keim ganz klar und zweifellos stecke. Die Urpflanze werde das wunderlichste Geschöpf von der Welt sein, über welches

ihn die Natur selbst beneidete. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu könne man alsdann ins Unendliche erfinden, so konsequent, daß alles, was noch nicht existiere, es trotzdem tue. Es sei nicht etwa malerisch oder habe nur dichterischen Schatten und Schein, sondern innere Wahrheit und Notwendigkeit. Dasselbe Gesetz werde sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen. Fürwahr, eine Theorie-Epopöe! Ob unendliche Kombinatorik der Vererbungspartikel auf Nucleinsäuren oder die selbst mathematisch nur noch umschreibende Zeichensprache der flüchtigen Kleinstteilchenphysik, alle waren sie seither unterwegs, um den letzten Strohalm zu erwischen, auf dem es sich endgültig durch die Spiralnebel steuern ließe.

Ein glücklich geborstener Schafschädel in den Dünen des Lidos der venezianischen Biber-Republik, so von ihm genannt, riß ihn zu der Begeisterung hin, daß organische Massen zu fortschreitender Veredlung fähig seien. Die Natur habe keine Geheimnisse, Erfahrung und Glaube führten es dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen.

In solchen Augenblicken war er zu lieben. Kein Geheimer Rat, keine sorgfältigen Stilisierungsmanöver mehr, sondern stürmische Gedankenjagd ohne Rückendeckung oder Selbstzensur. Das Lächerliche barst, daraus flakerte Souveränität und weitsichtige Dramaturgie.

Heutzutage lauteten die Reden anders, zum Beispiel von Ernährungswissenschaftlern, daß Primitive, deren Kostangebot größtenteils nur Ballaststoffe enthalte, bis dreimal täglich voluminös lockere Stühle ausscheideten.

Ich wurde zärtlich untergehakt. Der im Badehäuschen schlafende Mann hatte sich aufgerafft und war mir gefolgt.

Er sei auch Gast in Kochbergs Stuben unter dem Dach, sagte er.

Meinen Namen wußte er, mein Kommen war ihm angekündigt worden, wie immer hatte die Nachrichtenübermittlung in der egalitären Republik eilends funktioniert.

„Der Pferdefuß“, erwiderte ich. „Völlig verstaucht. Seit Jahren schlittert es mich von einem Paar fremder Schuhe in das andere, aber eines Tages werde ich ein passendes finden.“

Der Mann tätschelte meine Hand, faßte noch fester unter, nicht zudringlich, trotzdem schlich sich ein Gefühl mutwilliger Klebefähigkeit ein, denn beiläufig ahmte er auch mein Hinken nach. Der Stock zwischen uns geriet aus dem Takt, hatte kaum mehr Platz.

Er hieß Lukas Schmidt-Rethel, war Präsident aller Kinder- und Jugendbuchautoren im Schriftstellerverband der DDR und schrieb selber, erfolgreich, wie er versicherte. Sein Aufenthalt hier sei profilaktisch, die eigenen Kinder würden studieren, ein Sohn habe sich für Agronomie entschieden.

Nichts an ihm war abstoßend, doch seine geschwinde Unauffälligkeit oder verschlüsselte Nervosität ließ an Lukas den Erleuchteten denken, der Heide und Arzt gewesen war, dann Paulus auf dessen Missionsreisen begleitet hatte und im Alter von vierundachtzig Jahren als Märtyrer starb; Zeit und Art seiner Bekehrung noch immer unbekannt.

Ich wußte nicht, sagte ich ihm, weshalb mir eine Kur in Schloß Kochberg geschenkt worden sei, ich hätte kein Werk vorrätig.

Er hatte das ausliegende Erbmateriale ebenfalls studiert und antwortete mit

einem Lehrgedicht aus den morphologischen Heften:

Die Geliebten verwirre das tausendfältige Gemisch
des Blumengewühls über den Garten umher;
viele Namen hörten sie und immer verdrängte
mit barbarischem Klange einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten seien ähnlich, und keine gleiche der nächsten,
Es deutete der Chor auf ein geheimes Gesetz,
auf ein heiliges Rätsel. O könnte er, Freunde, an euch
überliefern glücklich sogleich das lösende Wort!

Beim Liebhabertheater riß ich den einen Gartenslipper und die Gummisocke
ab, kühlte den pochenden Fuß in einer Wasserrinne.

Ein gesprenkelter Reiher stand aufrecht in einem überschwemmten Beet auf
Suche nach Futter; es bewegte sich keines. Graziös glitt der Schatten des
Vogels über den Wallgraben hinweg, in dem sich die Schwäne duckten.

Schmidt-Rethel wollte mir essigsaurer Tonerde oder einen Zinkleimverband
besorgen, überhaupt, als die zwei einzigen Gäste sollten wir es uns bequem
machen. Den Direktor von Kochberg kenne er schon lang, Duzfreundschaft
aus dem Johannes-Robert-Becher-Institut, wo das Verfassen von Reportagen
und Erzählungen geübt worden sei. Viele hätten von dort ihren Weg gemacht.
„Ich könnte es mit Lindenblüten versuchen“, sagte ich. „Dann schwitzt die
Geschwulst.“

„Sind noch nicht so weit“, sagte er. „Derselbe Effekt tritt auch mit einem
Maggi-Aufstrich ein.“

Einer seiner Scherze, denn er bezeichnete sich, was seine Bücher betraf, die
regelmäßig in hohen Auflagen herauskamen und alle verkauft wurden, als
dumm, aber fleißig, eine Eigenschaft der Inhärenz.

Diese Art von Verblüffung tat ihm wohl, auch eine seiner abgründigen
Gefallssüchte. Im Gegenzug erzählte er von einem Giovanni Nanni, dem
außerordentlichsten Geschichtsfälscher der Renaissance, der in einer erfundenen
Handschrift den biblischen Noah zum Gründer seiner Heimatstadt
Viterbo habe erklären wollen. In Nanni stecke das Wort Nanosomie gleich
Zwergenwuchs, griechisch Nano, inzwischen eine Maßeinheit des milliarden-
Teils einer Sekunde, in Ziffern 10–9. Punktuelleres Wissen verführe zu
Leichtfüßigkeit.

Wir spazierten durch die überdachte Brücke, der anschließende Hof war leer,
im Glaskabinett am Schloßeingang saß auch niemand mehr, Zweck der
komplizierten Öffnungszeiten.

Im Haus wurde noch eine letzte Gruppe geführt, meist ältere Frauen,
wahrscheinlich Gewerkschaftlerinnen, alle in geblümten Polyäthylenkleidern,
thermoplastisch säure- und laugenbeständig, doch körpermagnetisch anlie-
gend. Wir schritten mit.

Das Mädchen erklärte, dies sei der rote Salon, Charlotte von Steins großes
Gesellschaftszimmer gewesen. Hier finde sich Originales aus der Zeit Goethes
neben Späterem. Die wertvollste Erinnerung sei der Schreibtisch, ein
Geschenk. Im Archiv gebe es Rechnungen des Weimarer Tischlermeisters
Johann Franz Andreas Preller, quittiert vom 17. Mai 1779: 'Ein Büro mit der
Rolle nebst einem roten Eibenbaum-Holz furniert und einer Gallerie durch-

brochen, wovon ich auf das Billigste verdient habe 40 Taler'.

Der sehr schnell sprechende Silberstift, das Mädchen, fügte hinzu, daß zwei
Tage später, am 19. Mai 1779, noch eine Mahnung von einem Christoph Ludolf
Zänker eingetroffen sei über ein Kontor auf Grün Saffian mit feinem Gold
behaftet, 6 Rosetten, 8 Knöpfen, Summa 8 Taler.

Es überlege sich, sagte das Mädchen, ob die beiden Handwerker Preller und
Zänker, welche Namen!, sich gegenseitig nicht Aufträge zuschoben, wohl
wissend, daß Goethe ein Freund des Kleinfürsten war.

Die Gewerkschaftlerinnen rückten weiter; wir folgten. Die Kommode links
von der Tür sei ein mit Nußbaumsplittern eingelegetes Schränkchen, das zum
Aufbewahren von Schmuck und anderen Kostbarkeiten gedient habe. Auf den
Innenseiten der Flügel sehe man je einen Landsknecht und an den zehn inneren
Lädeln mannigfaltige Vögel, ausgeführt in kleinem Elfenbein.

Der Lichtschirm gegenüber, ebenfalls links der Eingangstür, sei eine Diapha-
nie, ein Durchscheinbild nach einer Aquarellzeichnung, die Goethe auf der Ilm
selbstständig zustandegebracht habe, frühmorgens hinter einem Schutz aus
Tannenzweigig sitzend. Damals hätte noch der Vers gegolten wie 'Füllest
wieder s'liebe Tal . . .' Nach der endgültigen Trennung habe Charlotte ihn
sinngemäß abgeändert:

Breitest über mein Gefild
lindernd deinen Blick,
wenn des Freundes Auge mild
nie mehr kehrt zurück.

Ein Pfeil ins Herz jetzt noch, daß Charlotte, die sich um die Ökonomie sorgte,
Kinder gebär und auf den Gatten wartete, Strophen des Liebhabers nach-
ahmte.

Die Gewerkschaftlerinnen drängten hinaus. Eine sagte laut, mild sei nichts,
Milben müßten in der Küche vernichtet werden, Linderungen gebe es nur im
Traum auf bezogenen Kissen, gewaschen im Keller des Wohnblocks.

Er sei zu glücklich, um all die Ferien zu beschreiben, in denen er existiere,
gestand Jakob Michael Reinhold Lenz in einem Brief an Goethe, der den
jungen Dichter des Sturm und Drangs nach Kochberg vermittelt hatte. Und mit
dem Englischen gehe es vortrefflich, fuhr Lenz fort, die Frau von Stein finde
seine Methode besser.

Er unterrichtete die Stein'schen Kinder in dieser damals absurden Fremdspra-
che. Dazu konnte noch 'Peter im Baumgarten' gehört haben, ein Schweizer
Hirtenjunge, der aus einer Knabenanstalt im Berner Oberland seinem Gönner
Goethe in den Thüringer Wald nachgewandert war.

Einzigartig Goethes Bestialität, sich der verschiedensten Lebensläufe, Ent-
würfe und Elaborate zu bedienen, eine Spiegelbildtechnik, die er später im
'West-östlichen Diwan' anwandte. Wie schon der Titel verhielt.

Selbst das Schloß-Mädchen schien noch unter dieser besitzergreifenden Regie
zu stehen, ein wenig taumelnd, obwohl genau im Vortrag, doch seine Stimme
hatte hoch und blaß geklungen, vergleichbar dem abweisenden Gesicht und der
Schärfe seiner Nase. Dünne Löckchen auf der Stirn waren seltsam unbeweglich
geblieben.

Schmidt-Rethel sagte, bei der ernsthaften Kleinen sei irgend etwas aus dem

Lot. Eine Figur für sein nächstes Kinderbuch? Eine Hexe oder eine in unsere grob sichtbare Gegenwart verstoßene Elfe? Der sozialistische Realismus beschränke nicht. In Landgemeinden würde von Eltern weniger vorgelesen als in der Stadt, aber Märchen dominierten.

Im obersten Stock trennten wir uns, jeder ging in sein Zimmer. Das Dorf wäre noch zu erkunden, ob es eine Wirtschaft gab oder nur einen Milchsausschank im Konsum und wo Zeitungen, Taschenbücher? Melancholisches Ansinnen, von Goethes und Charlottes Nachlässen allein zu leben.

Das ehemalige Konzentrationslager Buchenwald war nicht weit mit seinen Genickschußscharten hinter Meßblatten, den Hungerzellen und Schlachträumen, in denen nur Kränze lagen.

Am Stamm der Goethe-Eiche dort wucherte Rinde über eingeschnitzte Nummern entflohener Häftlinge, die wieder eingefangen und, während Strafpapieren, vor aller Augen umgebracht worden waren. Das ganze Land, im Gegensatz zu unserem, bedeckt von Erinnerungsstätten und Massengräbern, den Säulen, Türmen und Flammenschalen für die Opfer. Panzer und Bronzegruppen standen auf Sockeln, Urnen trugen Inschriften, feierliche Hallen, Rotonden und Haine mahnten. An Masten bewegten sich die Fahnen vieler Nationalitäten.

Zum ersten Mal fühlte ich Heimat als erlauchtes wie schwärendes Gebirge der Generationen, ihnen teilhaftig. Goethe und Charlotte entzückten sich über ein vergessenes Schnupftuch, das sie von einem Pfad im Park auflasen, Gelegenheit, Verluste und Allegorien gegeneinander aufzuwiegen. In denselben Gegenden wurde danach aus dem Fett der Toten industriell Seife gewonnen, und verhungerte Häftlinge bauten Landeklappen für Bomber.

Eine Frage blinder Disziplin der Steine, ihrer Schichten? Nach der Karbonmethode oder der Verschiebung magnetischer Felder ließ sich zwar Prähistorie auf plus-minus hundert Jahre berechnen, doch über die Gewalt unserer Kindheiten wußten wir wenig.

Erst bei dem Geruch des Todes erwachten wir, zogen Uniformen und staubfrei gewichste Schäfte an, versahen die Achselklappen mit Spiegelchen, Sternen und vergoldeten Raupen, revoltierten nicht, gingen feierlich in Staubstürmen, Sümpfen und Wintern unter. Ein paar Offiziere erschossen sich; ein Löchlein in der Schläfe.

Die Dümmlsten waren das Millionenheer der Landser gewesen, wie sie sich nannten, auf Befehl marschierende Soldaten, die alle Macht gehabt hätten, den braunen Spuk hinwegzufegen und noch vor den Grenzen umzukehren. Unvorstellbar? Noch heute redeten sie von dem einzigen Abenteuer ihres Lebens, dem Krieg, den sie nicht mit sich selbst, sondern mit erfundenen Feinden geführt hatten.

Wer schließlich im Bett starb, dessen Schwarte wurde nicht gekocht. Wer wieder ein Amt erwarb, konnte angesichts vertrauter Haarschnitte die Ärmel aufkrempeln. Witwen bugsiierten ihre Kinder durch Hungergefülle und erkalteten. Die Nachfolge brachte Flurbereinigung, die Geraden von Quadraten, Verrohrung und Entwässerung und die neuen Marschkolonnen der Monokulturen. Nur das Klima tat nicht mit, es extremisierte sich.

Johanna Moosdorf Traum von Kiev

Am Abend las ich die Ballade:
„Rakete blickt auf Kiev“
von Ivan Drač

Dann im Traum stand ich bebend
am Ufer eines mächtigen Stromes
sah jenseits die weißen Häuser
die Türme die Kathedrale
einer Stadt gebettet
in Grün ging auch selber
unter Bäumen langsam auf funkelnder
Straße zur Rechten zur Linken
vor hinter mir: Menschen
Wind kam auf
Plötzlich Finsternis
Angst?

Eine Stimme neben mir sprach:
Der Westen der Osten umfassen
von EINEM Himmel Es ruhn
unsere Toten in EINER
Erde Dort aber dort und dort
und bald auch in dem Land
das dein Land ist lauert
auf Abschußrampen gefräßig
der Tod
zielgerichtet auf mich
auf das alte heilige Kiev
meine Mütter meine Väter
meine kleinen Söhne und Töchter

Nein! Niemals wieder!
Ich schrie Ein Kind mit Augen
tief und stark wie der Dnjepr
blickte mich an

Franz Xaver Kroetz Ausländerdeutsch

Eng zusammen ein Mann und eine Frau, die sich sehr ähnlich sehen, in einer kleinen Wohnung der Einsamkeit. Der Mann schweigt.

DIE FRAU: – (lacht hell, schaut, lächelt, wirft den Kopf zurück) – Nein, das tu ich nicht, weil ich nimm die Pille nicht – weil ich nicht noch dicker werd'n will – (sie lacht) – verstehst du mich? – (kleine Pause) – dick ist bloß in deiner Heimat schön, oder auch ned? – (der Mann lacht) – hier bei uns is es jednfalls nicht schön, wenn man dick is, und desweg'n nimm ich auch die Pille nicht, weil die zieht das Wasser, und wo das Wasser is, da is das Fett nicht weit! – (sie lacht) – (kleine Pause, sie schaut ihn an) – das tāt ich dir gar nicht sagn, wennst es verstehn tātst verstehst du mich? – (der Mann lacht) – ihr verstehts mehr als man glaubt, gell, da muß man aufpassen bei euch – (der Mann lacht, nickt) – (Pause) – soll ich uns eine Musik aufleg'n? was Türkisches hab ich nicht, aber ich hab was Griechisches, soll ich das aufleg'n? – (der Mann ist sich nicht sicher) – Entschuldigung, gell! – (sie lacht, wie sie denkt, daß man wissend ertappt am besten lacht) – ihr seids ja im streit'n, gell, die Griech'n und die Türkn – (der Mann nickt, aber er lächelt auch) – das weiß man bei uns nicht so genau, weil die Türkei is doch weit weg, obwohl man mit der Touropa sogar hinfahr'n kann inzwisch'n – (Pause) – ich tāt aber lieber nach Griechenland fahr'n, einfach so weil fahr'n mir nach Griechenland? – (der Mann schaut) – fahr'n mir zwei einmal nach Griechenland, du und ich? – (der Mann nickt nicht recht glücklich) – (Pause) – das is aber schon so nah an der Türkei, gell, daß es unhöflich wär, wenn man bloß nach Griechenland fahr'n tāt? – (der Mann lächelt) – (kleine Pause) – das versteh ich schon, so dumm bin ich nicht – (kleine Pause) – Ich red viel, gell – (der Mann lächelt) – aber mir sind in Deutschland, und die deutsche Frau redet gern und in Deutschland redt man deutsch, da kann man nix machen, wenn mir in Griechenland sein tāt'n, dann tāt man griechisch red'n und in der Türkei türkisch – (Pause, sie schaut ihn an) – eigentlich is es ja Zeit gwes'n, daß ich einem wie dir über den Weg lauf, wo es soviele von euch bei uns gibt mir haben nämlich in Deutschland einen Frauenüberschuß – (sie lacht hell auf) – habts ihr in der Türkei auch einen Frauenüberschuß? – (der Mann lacht) – sagst es ned, weil es dir du bist ein Moslem, gell, die red'n ned gern über die Frauen, weil die sind alle – (lacht laut) – schwul, gell? – (der Mann versteht nicht recht) – aber du nicht, hab ich recht? – (der Mann nickt) – (ziemliche Pause) – auch die deutsche Frau hat eine Ehre, auch wenn man es nicht gleich erkennt, weil sie keinen Schleier trägt Kulturkreise nennt man es, mir ham einen verschiedenen Kulturkreis mir zwei – (sie lacht laut, der Mann lächelt) – (Pause) – aber die Moslem, die Ehe gibts aber schon bei euch, gell? – (der Mann nickt) – bei euch gibts keine Vielweiberei? drei, vier Frauen für einen einzigen Mann? – (der Mann schüttelt den Kopf) – in Deutschland gelten deutsche Gesetze, das is eh klar – (kleine Pause) – kann ein Moslem heiraten, richtig mein ich – (der Mann nickt) – eine Frau heiraten, die er sich selber aussucht, weil er sie liebt – (der Mann nickt) – und is die Ehe dann auch gültig? – (der Mann nickt) – und verstoßen kann er sie nicht? – (der Mann versteht nicht) – wie es heißt, daß er dreimal zu ihr sagt: ich verstoße

dich dreimal muß er es sagen und dann muß die Frau geh'n? – (der Mann schüttelt den Kopf) – obwohl die Ehescheidung in Deutschland auch anders worden is, da kann eine Frau treu sein, wie sie will, wenn der Mann nimmer mag, dann kann er sich scheid'n lass'n und die Frau muß wieder arbeiten geh'n, wenns keine Kinder hat – (Pause) – wie ist das in der Türkei? anders gell? – (der Mann schaut, lächelt) – oder könnt's ihr doch soviel Frauen heiraten wie ihr wollts, daß auf eine mehr oder weniger gar ned ankommt? – (der Mann schüttelt den Kopf) – (Pause) – wie viele Frauen kann ein Moslem heiraten? – (kleine Pause) – aber mir tāt'n eh da in Deutschland bleib'n, dann wär das kein Problem, weil wie es bei uns is, das weiß ich besser wie du da tātst mir schon nix vormachen können – (der Mann nickt) – (Pause) – gfallt es dir bei uns? – (der Mann nickt) – Deutschland is schön, gell? – (der Mann nickt) – is Deutschland genauso schön wie die Türkei – (der Mann lächelt) – brauchst es nicht sagn, jeder Mensch liebt seine Heimat mehr wie alles andere, außer wenn er eine Familie hat – (der Mann lächelt, nickt) – (kleine Pause) – (ziemlich unvermittelt) – könntest du dir vorstell'n, daß du mich ned bloß bumsen tātst, sondern länger – (kleine Pause) – daß du überhaupt eine deutsche Frau heiraten tātst – (kleine Pause) – es muß ja ned ich sein, sondern allgemein – (der Mann lächelt und nickt) – ich auch? – (der Mann nickt) – (kleine Pause) – und wenn ich es doch einmal vergiß und versehentlich ein Schweinernes mach, dann schmeißt es mir an die Wand? – (der Mann lacht) – weißt du, wie teuer Lammfleisch is, und wie weit man laufen muß, bis man eines kriegt? – (der Mann nickt) – (Pause) – aber mit ein bißl einem guten Willen tāt man sich schon verständign können beim essen, oder? – (der Mann nickt) – (Pause) – tātst du dir wirklich vorstell'n können, daß mir uns heirat'n? – (der Mann nickt) – (kleine Pause) – ich auch, wenn mir in der Türkei lebn tāt'n – (kleine Pause) – aber in Deutschland geht das nicht zur Zeit – (kleine Pause) – geht es in der Türkei? – (der Mann nickt) – wenn ich in der Türkei sein tāt? – (der Mann lächelt) – brauchst keine Angst hab'n, ich geh eh nicht in die Türkei, ich mein bloß wenn – (der Mann nickt) – wo ich sogar oft Schwierigkeitt'n hab, daß ich mich bei uns als deutsch durchsetz, ich weiß auch ned warum vielleicht weil ich dunkel bin, zu dunkel für hier eigentlich – (sie lacht) – Tāt man mich in der Türkei erkennen? jederzeit erkennen, mein ich, daß ich eine Deutsche bin? – (der Mann nickt) – in Deutschland erkennt man mich nicht immer, erst wenn ich den Mund aufmach, das ist klar – (sie lacht) – (der Mann lächelt) – glaubst es mir nicht? aber es is so – (Pause) – ich will bei uns hier keine türkische Familie werd'n, das tāt ich nicht verkraft'n – (kleine Pause) – die Türkei ist fortschrittlich gesprochen noch weit zurück, gell? – (der Mann nickt) – da können mir so schnell noch nicht hingehn, gell? – (der Mann weiß es nicht, oder er sagt es nicht) – oder ist da alles besser? – (der Mann verneint deutlich) – ich hätt auch keine Veranlagung für eine Türkin, da bin ich sicher wie sind denn die türkisch'n Frau'n? – (der Mann weist auf sie) – willst mich belei – das is kein Kompliment, das muß schon verstehn, daß das kein Kompliment is obwohl ich auch schon gutaussiehende türkische Frauen im Fernsehen gesehen hab – (der Mann nickt) – aber wenn mir hier bei uns eine türkische Familie begegnet, dann tut mir die Frau meistens leid – (der Mann schaut) – der Mann stolz voraus und sie mit ihre Tücher und Röck und Fetzn wie ein Packesl hinten nach mir tāt'n schon nebeneinander geh'n, daran tātst dich gewöhnen müssen – (der Mann lächelt und nickt) – (kleine Pause) – die türkisch'n Männer

sind nicht häßlich, ich find sogar, daß die Türkn wo am häßlichstn sind von euch immer noch nicht so häßlich sind, wie die häßlichstn von uns – (sie unterbricht sich, denkt nach) – weil ihr von Natur aus braun seids, also keine Neger sondern braun, ihr habts eine bessere Hautfarb, mir sind nicht so farbig wie ihr, mir sind wie gspiebn im Winter, das is auch nicht schön, da habts ihr einen Vorteil – (der Mann lacht) – der Süden genau, südlich bin ich südlich? – (der Mann lächelt und nickt) – ich bin nicht südlich, das weiß ich genau, leider, ich bin deutsch zumindest was die Haut anlangt, – (kleine Pause) – aber sonst auch, fleißig vor allem habts ihr so saubere und fleißige Frauen wie bei uns? – (der Mann nickt) – lobst deine Heimat, hast recht – (kleine Pause) – vielleicht kennst den Unterschied gar ned zwischn sauber und schmutzig – (kleine Pause, sie schaut ihn an, der Mann ist unsicher) – des hab ich jetzt nicht persönlich gmeint, des hab ich mehr bloß allgemein gmeint, weil daß du sauber bist, das is mir schon klar, das weiß ich schon, sonst hätt ich dich überhaupts nie in meine Wohnung lassn – (Pause) – ich find auch, daß mir gut zampassn tätn, das hab ich mir gleich denkt, wie ich dir in der Kantine zum erstn Mal übern Weg glaufn bin, daß mir zampassn tätn – (der Mann schaut, sie lächelt) – ich beobacht dich schon länger – (dem Mann ist nicht wohl bei dem Gedanken) – da brauchst nicht gleich so schauen, bei uns is das normal, daß sich auch die Frau den Mann anschaut, das is ganz normal bei uns, mir sind ja nicht – (lacht) – in Mohameds Land, oder wie das heißt sei froh, sonst tätst du jetzt nicht in meiner Wohnung sitzn, oder? – (der Mann nickt etwas) – ebn! – (kleine Pause) – tätst du mich tätst du dir vorstelln können, daß du mich heiratst, wenn mir nicht in Deutschland wärn, sondern in der Türkei? – (der Mann schaut, dann nickt er) – auch dann, wenn ich keine Türkin wär, sondern eine Deutsche in der Türkei eine Deutsche und du ein Türke in der Türkei – (der Mann schaut) – weil daß ein Türke in Deutschland eine Deutsche heiratn tät, kann sein, aber in der Türkei? – (Pause, der Mann schaut, lächelt, ist verlegen) – Oder tätst du mich auch bloß in Deutschland heiraten, weil mir da nicht in der Türkei sind? – (Pause, der Mann denkt nach, dann verneint er) – ich tät dich eigentlich auch mögen, und weil ich sowieso bisher selten jemanden mögen hab, der wo zu mir paßt, weil er mich auch mag – (kleine Pause) – tät ich dich auch heiraten, irgendwo – (lächelt) – es muß ja nicht in der Türkei sein, die Welt is groß, irgendwo ebn, aber in Deutschland momentan nicht, weil die Heimat die Heimat is, die darf man nicht verraten – (sie lacht, kleine Pause) – wenn es nach mir gehn tät, tät es keine Grenzn gebn auf der Welt, bloß zwischen gut und schlecht, aber mehr nicht – (der Mann nickt) – (kleine Pause) – gibts aber nicht, weil mir uns im falschn Land kennengelernt haben, da kann man nix machn – (der Mann lächelt, sie nickt) – (Pause) – kennt man das aufpässn in der Türkei auch? Liebe, mit nix Baby? – (der Mann nickt) – mußst es mir versprechn, daß du aufpaßt – (der Mann nickt) – ich will keinen kleinen Türken, auch wenn es ein Mensch is wie jeder andere aber bei uns nicht – (kleine Pause) – ich laß dich, wennst mich nicht festnagelst, – (lächelt, leise) – damitst meinen guten Willen siehst, auch wenn ich keinen kleinen Türkn will, weil der unpäßlich is in der momentanen Zeit – (der Mann nickt) – (Pause) – tätst du mich wirklich heiraten? – (der Mann nickt) – ich tät nämlich schon auch Kinder wollen, aber es sollen eben deutsche Kinder sein, oder? – (der Mann schaut) – Das kann man doch verstehn, wenn man ein Hirn hat – (der Mann nickt) – ich hätt Angst, wenn ich bei uns mit einem Kind wo ein Türknkind is durch die

Straßn lauf – (kleine Pause) – ich will kein Türknkind, weil ich hätt Angst vor die Deutschn, wenn das Türknkind mein eigenes wär – (der Mann schaut, kleine Pause) – oder?

Aus der Szenenfolge „Furcht und Hoffnung der BRD“

Hilde Rubinstein Gespräch unter Kollegen

Du sagtest spritzen . . . ? Na neulich sind nem Kerl dabei paar Rippen abgegangen. Der Druck macht auch was aus, mit W 6000 läßt sich nicht scherzen.

Ja man muß tröpfeln lassen! duschen! von oben!

Ich bin ganz einfach für Gummikugeln.

Sicher. Nur darf man Gummikugeln ja auch nicht auf die leichte Schulter nehmen, in Belfast sind zwei Kinder draufgegangen, denn Einhaltung von vorgeschriebenen Distanzen ist nicht stets machbar im Trubel. Ich wiederhole: wir sollten lieber spritzen statt schießen! Wir wolln doch mit der Jugend dialogisieren.

Na dialogisiere mal, wenn die uns in die Reifen stechen!

Dann habt ihr's Tränengas vergessen.

Ach nee! wo Tränengas längst antiquiert ist, sogar aus „Pepperfog“! Ich rate ernstlich zu Chloracetophenon.

Was du nicht sagst! Chloracetophenon ist keinesfalls ne Wunderwaffe!

Greift nur die Augen bißchen an.

Nein auch die Haut!

Ich sage euch: toxikologisch ist Chlorbenzylidenmalodinitzil dem Chloracetophenon bei weitem vorzuziehen. Prompt haben kleine Kreislaufschocks sich da ergeben, auch Störungen des Gleichgewichts.

Ach! und die öffentliche Meinung ist dir egal?

Ich sagte *kleine* Schocks und von vorübergehender Art.

Nein, das gibt Skandal!

Wie wär es denn mit der Akustik-Waffe, Kollegen? Man lobt den in Vietnam bewährten „Sound Curdler“ 350 Watt mit Tongerät im Hochfrequenzbereich – für die Umgebung schlechterdings nicht tragbar, die Burschen rennen was sie können. Ja. Und du selber . . . ? Nee danke. Ich bin für jenen Blend-Schocker von der Nico-Pyrotechnik aus Tritau: Wurfkörper mit der Typ-Bezeichnung NIC-02+81. Der Blitz und Knall – so an die 160 Decibel – gab eminente Einsatzdimensionen.

Nicht gerade wünschenswert, kann ich dir sagen. Dann lieber doch den etwas älteren Wasserwerfer WAVE neun 50 atü, damit hinein ins volle Menschenleben! Die Wissenschaft befindet, der Photic Driver ist das Einzigwahre! Lichtschock von 30 Hertz, umwerfend wörtlich genommen.

In Hilstrup lobte man vor allem die Schaumbarriere! War früher eine Faschings-Überraschung der Feuerwehr! Ja lacht nur! ist nämlich neuerdings entwickelt worden, die Kerle sehn vor Schaum die eignen Pranken nicht und schlagen ihre eignen Kumpels knock out! Diese vereinen mit Klebemasse aus Grünau, die ihnen ihre Locken an die Masken pappt und da – habt ihr die Wunderwaffe! Mensch! wird doch von den Demokratioten verboten! Ich sage, nehmt reguläre Tierfangnetze, da kommen sie nicht mehr heraus!

Blödmann! Da kannst du ganz genau so gut mit einer simplen Gartenspritze Butylmercaptan versprühen.

Und was ist das?

Reizstoff des Stinktiers, Freundchen, satanisch duftend!

Mein lieber Mann – unsre Chaoten sind gegen Stank jeglicher Art längst abgehärtet.

Dann vielleicht doch die W 6000...?

Du lieber Himmel, kommt ihr nie zu Rande...!

Was willst du? Jeglicher Vorschlag wird dankend ausprobiert. Punktum.

Vito d'Adamo Die verzauberte Maschine

Der Produktionsrhythmus begann von neuem nach dem Ansturm auf Opa's Wägelchen, der dann ganz langsam zu den anderen Abteilungen hinübergefahren war, um dort die Arbeit zu unterbrechen. Auch dies war ein Atemholen, eine kleine Pause, die den Tag aufteilte und auf die jeder hoffte, in der Erwartung, daß die Zeit verstreichen würde. Was für eine Monotonie! Immer die gleichen Dinge, immer die selben Gesten, immer das gleiche Material zu drehen, zu schneiden, zu fräsen und den Überschuß davon wegzunehmen.

„Die Sache ist die“, dachte Marino, „wer weiß, ob man nicht eine Maschine erfindet, die vorher richtig programmiert, den Überschuß an einem Marmorblock wegnehmen könnte, und die Pieta des Michelangelo oder die Bronzetüren des Baptisteriums in Florenz herausholen könnte oder auch die anderen Meisterwerke der unsteten Kunst des Menschen!“ Vielleicht sogar die Venus der Medici oder die Metopen des Parthenon. Und warum nicht die verlorengegangenen Werke – nach vorheriger Konsultation des Vergangenheitssehers –, drängte es in ihm. „Du drückst einen Knopf und los: zack, zack, zack, zwischen liegenden Marmorsplittern beginnt das außerirdische Gesicht des Propheten Elias hervorzukommen“, ereiferte sich Marino. „Und dann, es ist eben nur eine Maschine, bemerkst du etwas, was nicht geht. Es beginnt mit Elias oben, in der Mitte ist die Gestalt eines Zentaurs, der Proserpina sich gegen Hektor aufbäumend raubt, welcher sterbend am Boden liegt und anstatt des Kopfes ein gleichschenkeliges Dreieck hat. Du schreist, hältst die Maschine an.“ Der Meister kommt. „Maschine kaputt. Warum?“ „Warum? Weil Maschinen eben nur Maschinen sind, mein lieber Marino. Was hast du da gemacht? Also kontrollieren, schmieren, einfetten, oelen, los!“

Aber die Ringe, die jetzt auf den Greifer fielen, waren kegelstumpf anstatt zylindrisch, als Marino sie mit dem Ring verglich, der dabei war, sich vom Rohr zu lösen.

Marino hielt die Maschine an, versuchte alles zu registrieren, aber dieses Mal schien die Panne über seine Kräfte und auch über die des Meisters zu gehen. „Elektriker rufen!“ Zwei Röhren im Apparat kaputt. Schneller Ersatz. Aber die Maschine ist weiterhin störrisch. Der Elektriker hebt die Hände in die Höhe. Hier muß der Ingenieur her. Der Ingenieur für Elektronik kommt, er montiert ab, montiert auf, probiert, versucht von neuem, mißt, kontrolliert mit teuren und überspitzten Apparaten, mit mysteriösen und ultramodernen Klick-Klick-Geräten, Nadeln, Spannungs- und Strommessern, Kontrolllampen, die sich ein- und ausschalten und wieder Klick machen. Aber die Maschine bleibt widerspenstig. Marino phantasiert weiter: „Auf den Hals der anmutigsten Pomona würde er einen Medusenkopf bauen, mit schlaffen Brüsten und glattem Bauch eines Mädchens und Eselsbeinen. Was für ein Durcheinander am VW-Fließband mit solchen Teilen? Hier muß sofort Abhilfe geschaffen werden.“

Der Ingenieur, die verschiedenen Techniker und Meister waren um das Gehäuse der elektronischen Kommandoanlage beschäftigt, aus der Eingeweide, Adern und bunte Arterien herausschauten; jeder sagte das Seine, man sollte probieren, experimentieren mit dem Risiko, endgültig alles kaputt zu machen; der Ingenieur

schüttelte den Kopf und meinte: „Nein“, dann wieder „Ja“, dann „Aber“ und „Alles in allem...“

„Donnerwetter!“ schrie er endlich: „Hier ist der Schaden.“

Aber der Schaden war weder dort noch an einem anderen Punkt des mysteriösen Gehäuses, in dem hunderte und aberhunderte Meter Kabel zwischen Sicherungen, Röhren, Zählern, Synchronisatoren und anderen Teufeleien miteinander verlegt waren. Er war dagegen in diesem kleinen Ölfleck, den Marino zufällig auf dem Zementboden, genau unterhalb der Filter, bemerkte.

„Jetzt mache ich sie fertig, diese großen Techniker“, sagte er sich, und ohne daß jemand auf ihn achtgegeben hätte, montierte er die drei verstopften Filter einen nach dem anderen ab, reinigte sie gründlich, montierte sie auf, näherte sich heimlich der Schalttafel und schaltete die automatische Schneidemaschine zur Verblüffung aller Anwesenden ein. Sogleich fing die Maschine an, sich zu drehen und perfekte Ringe zu schneiden; vollkommener als diese, gab es nur noch das Salzfüßchen des Cellini.

„Bravo, Marino“, beglückwünschte ihn der Ingenieur und schlug ihm die Hand auf die Schulter: „hatte ich es nicht gesagt, daß in der elektronischen Vorrichtung nichts kaputt war?“

„Ich zahle dir ein Bier“, sagte der Meister zwinkernd zu ihm.

„Die Hälfte davon werde ich der Maschine geben, damit sie auch ihren Teil bekommt.“

„Nie, nie“, drohte der Meister mit dem Finger, weil er wußte, daß Marino es fertigbrächte, das wirklich zu tun. „Bier in die Maschine? Das geht auf keinen Fall!“

„Warum? Oh, hat die Maschine nicht damals darauf angesprochen, als es euch seit zwei Wochen nicht gelang, sie ans Laufen zu bringen? Eine Halbe Bier hinein, und sie lief und ist nicht mehr stehengeblieben. Was versteht ihr schon von Maschinen, die ihren Tag mit den Arbeitern teilen? Sie bekommen menschliche Angewohnheiten. Hab ich nicht recht?“

„Du italienischer Bandit!“ schimpfte der Meister.

„Du blöder Affe!“ antwortete Marino sofort und jetzt grinste der Meister bitter, während die Umstehenden seinen Gesichtsausdruck genau beobachteten.

„Mach weiter“, ordnete er verärgert an, „fahr mit der Arbeit fort!“

Der Ingenieur beobachtete sie, wie jemand, der nicht verstehen kann, und auch nicht verstehen würde, wenn er wollte oder könnte.

„Ich stelle dir ein Muster von Praxiteles vor“, sagte Marino auf italienisch, indem er ihm einen vollkommenen Ring auf der Spitze des Greifers hinhielt.

„Oh, ach: Praxiteles“, lachte der Ingenieur und alle lachten mit ihm.

„Oder das O von Giotto, was du lieber magst“, fügte Marino zwinkernd hinzu.

Übersetzung aus dem Italienischen von Ursula Amati

Hans-Peter Siebenhaar

Leider müssen wir Ihnen mitteilen, daß ...

„Sehr geehrter Herr Neubauer!

Leider sind wir gezwungen Ihnen mitzuteilen, daß die derzeitige wirtschaftliche Lage unseres Unternehmens es uns nicht erlaubt, sie weiterzubeschäftigen. Wir bitten um Ihr Verständnis. (...)“

Gefallen hat es mir dort sowieso nicht. Schon vor einem Monat dachte ich mir: Irgendwann feuern die mich mal. Nicht zuletzt deshalb, weil ich im vergangenen Jahr rund sechs Wochen wegen Krankheit fehlte. Ich brauchte lange dazu, aber dann fand ich doch den richtigen Hausarzt. Der Dr. Drummer schreibt mich wegen jeder scheiß Kleinigkeit sofort eine Woche krank. Einmal sagte er, dies sei ein „sozialer Ausgleich“. Über die beiden Worte dachte ich viel nach, doch was er eigentlich damit gemeint hat, ist mir bis heute nicht ganz klar. Ist ja auch egal! Neben dem Urlaub noch sechs Wochen daheim zu sein, ist schon eine lange Suche wert. Wenn die Inge die zweite Schicht hatte, lagen wir immer bis früh um 10 Uhr im Bett. Es machte uns großen Spaß. Vor allem deshalb, weil die anderen jetzt auf dem Bau arbeiten und wir zur selben Zeit bumsten. Es war schön. Auf der Baustelle fühlte ich mich nicht wohl. Die Bauleitung forderte uns jeden Tag auf, mehr zu arbeiten. Der Ingenieur und der Polier hockten aber in der Bauhütte und saßen eine Flasche Sekt nach der anderen. Früh um 7 Uhr begannen wir; abends um 6 Uhr hörten wir auf. Ich hatte die Schnauze voll. Es war auch kein Zusammenhalt unter der Belegschaft. Diese ewigen Streitereien. Jetzt ist endlich Schluß damit. Eigentlich bin ich froh, daß sie mich entlassen haben.

einen Tag später

Man wacht immer zur selben Zeit auf, wenn man nicht muß. Wie ich noch zur Arbeit ging, kam ich schwer aus dem Bett. Heute wachte ich um 6 Uhr auf. Inge schwitzte die ganze Nacht. Sie hat die Bettdecke abgestreift. Ihr Busen liegt platt da. Meinen Schwanz pumpte ich gestern an ihr leer. Da kann ich alles vergessen. Ich stand auf und holte das „Volksblatt“ aus dem Briefkasten. Beim Herbert brannte Licht. Er wird jetzt wahrscheinlich seine Flasche Bier zum Frühstück saufen. Herbert ist Zimmerer bei meiner letzten Firma. Irgendwie beneide ich ihn darum, daß er weiß, wohin er gehört.

Ich setzte mich in die Küche, blätterte ziellos im Sportteil. Maß saß daheim, und überflüssig kam man sich vor. Inge schlief noch immer. Heute werde ich mich auf jeden Fall um einen neuen Job umschaun.

am Nachmittag

Ich glaubte, wenn man persönlich zu den Personalbüros hinginge, hätte man mehr Glück als beim Anrufen. Da Inge auch nach Marktredwitz zu Weber & Ott mußte, nahm ich sie mit dem Auto mit. Dann brauchte sie nicht mit dem Firmenbus fahren. Mich kotzte das früher immer an, mit so vielen Menschen in einem Wagen zu hocken. In der Stadt setzte ich sie bei der Fabrik ab und fuhr dann zum „Kratzer“. Angeblich sollte der Maurer suchen – „tüchtige Maurer“. Ich wollte zumindest einer sein. Die Sekretärin sagte mir, ich sollte einen Moment warten. Der eine Moment dauerte ziemlich lange. Eigentlich erwartete ich ja, vom Firmeninhaber selbst empfangen zu werden. Doch hatte ich mich da getäuscht. Der Personalchef erkundigte sich nach meinem Anliegen. Ich sei auf der Suche

nach einer Stellung für einen Maurer und ich hätte gehört, daß sie noch welche einstellen würden, erklärte ich ihm in meinem mühevollen Hochdeutsch. Ich wollte so reden, da wirkt man intelligenter. Da sei nichts mehr zu wollen, antwortete er. Nur als Baugehilfe oder anders ausgedrückt als Hilfsarbeiter könnte ich eingestellt werden. Nein, das lehnte ich ab. Ich lasse mich nicht für dumm verkaufen. Letzten Endes muß ich dieselbe Arbeit erledigen wie ein qualifizierter Maurer –, nur für weniger Geld. Aber so ist es halt: Ein dummer Direktor wird nie für dumm gehalten werden, aber ein intelligenter Maurer wird nie für intelligent gehalten werden. Aber daran änderte ich auch nichts. Wieder ein Tag, ohne daß irgendetwas Entscheidendes passiert wäre. Eins war jedoch klar: Zum Arbeitsamt gehe ich nicht –, nicht ums Verrecken.

zwei Tage später

100%ig reden die Nachbarn über mich. Wenn den ganzen Tag mein Auto vor der Garage steht, das fällt auf. Zudem hat das ganze Dorf von meiner Entlassung durch Herbert erfahren. Auf alle Fälle, im Wirtshaus lasse ich mich solange nicht mehr blicken bis ich eine neue Stelle gefunden habe. Heute Morgen rief ich bereits bei drei Baufirmen an. Nichts zu wollen! Inge meckert schon an mir herum, daß ich nichts arbeiten wolle. Das stimmt gar nicht. Aber sie läßt sich das nicht ausreden. Sie habe auch keine Lust zum Ficken. Ich dürfe solange nicht, solange ich nichts verdiene. Ihr Slip zeichnete sich bei der weißen Cordhose herrlich ab und ihr Busen war in ein viel zu enges T-Shirt reingepreßt. Ich war geil. Gegen 2 Uhr ging sie dann zum Bus. Ich war allein daheim. Um meine Sorgen zu vergessen, badete ich und wichste mir einen ab. Es war schön. Natürlich war ich mir darüber im klaren, daß das Leben nicht so weitergehen kann. Ich fuhr noch nach Selb und später nach Wunsiedel. Bei vier Firmen war ich, aber keinen Job. Auf der Rückfahrt dachte ich an Selbstmord. Ein paar Stunden später kam ich mir bei dem Gedanken richtig blöd vor. Bloß weil mich irgendwelche scheiß Firmen nicht nehmen, deshalb drehe ich noch lange nicht durch.

am Abend

Die Stunden, bis Inge wieder daheim ist, sind eine Ewigkeit. Ich kann ihr Gesicht schon sehen, wenn ich ihr sagen muß: „Nichts gefunden.“ Sie wird immer liebloser. Ich brächte so etwas nicht fertig. Ich käme nie zu einem Ziel. Ich sei ein Versager. – Ich höre das schon in meinen Ohren klingen. In der jetzigen Situation merkt man erst richtig, wie sehr man doch aneinander vorbeilebt. Zwei Jahre verheiratet und sich trotzdem schon verloren. An sich bedeutet mir Inge wenig. Von den Weibern, die ich hatte, war sie am besten. Sonst haben wir kaum Gemeinsamkeiten. Kurz nachdem die „Tagesthemen“ beginnen, kommt sie immer. Obwohl wir uns im Grunde genommen gleichgültig sind, freue ich mich. Da ich nichts gearbeitet habe, kann ich auch nicht schlafen. Trotzdem versuche ich ein wenig zu dösen, bis Inge kommt.

drei Tage später

Gern wäre ich heute Vormittag nach Bayreuth gefahren, doch das ist zu weit. Vielleicht hätte dort ein Kino offen gehabt. Ich glaube auch dort nicht. Da ich daheim bleiben muß, sehe ich mir den Ami-Spielfilm mit Gary Grant an. Ich bin froh, daß es im Deutschen Fernsehen ein Vormittagsprogramm gibt. Man kommt wenigstens für ein paar Stunden nicht zum Denken. Im Wirtshaus bin ich schon seit vier Tagen nicht mehr gewesen. Bevor ich blöde Fragen beantworten muß,

bleibe ich lieber zuhause.

Die Stelle bei meiner früheren Firma hat mich angekotzt und trotzdem sehne ich mich jetzt danach. Der Mensch braucht eine Aufgabe im Leben. Sonst kommt er um. Das „Volksblatt“ lese ich jeden Tag von vorne nach hinten und von hinten nach vorne. Ich bin glücklich, wenn Inge da ist. Dann ist wenigstens jemand in meiner Nähe. Heute früh rief ich die Erdbaufirma an, ob sie einen Lkw-Fahrer brauche. Nein, sie bräuchten keinen. Meinen 2-er machte ich beim Bund. Inge war damals stolz auf mich. Langsam weiß ich nicht mehr, wie alles weitergehen soll. Alles mögliche probierte ich. Ohne Erfolg! Vielleicht muß ich auswärts. Während der Woche in Regensburg oder Nürnberg arbeiten gehen. Doch dazu habe ich keine Lust. Nervlich bin ich fertig. Inge gibt mir den Rest. Sie sagt nichts mehr.

vier Tage später

Obwohl es regnete, holt ich bereits um 6 Uhr das „Volksblatt“ aus dem Briefkasten und schaute die Stellenanzeigen an. Nichts für mich dabei. Inge erzählte ich, irgendeine Firma würde mich schon nehmen. Sie gab keine Antwort. Ich wußte, sie wollte mich durch ihre Sprachlosigkeit zu einem Gang zum Arbeitsamt bewegen. Doch da weigere ich mich strikt. Zum Arbeitsamt? Am Vormittag bin ich wieder nach Marktredwitz gefahren. Dort saß ich im „Neder“ und trank zwei Bier. Zuhause halte ich es nicht mehr länger aus. Ich erzählte ihr, mein Vorstellungsgespräch sei um 10.30 Uhr. Hauptsache, es passiert etwas oder zumindest es entsteht der Eindruck, daß etwas passieren würde. Sie merkte meine Lüge mit dem Vorstellungsgespräch. Sie erwischt mich immer. Nachts schlafe ich kaum.

fünf Tage später

Inge sprach mit ihrem Bruder über meine Situation. Sie sagte, Heinz könne mir eine Stelle beim Porzellan-Rosenthal in Selb als Lagerarbeiter besorgen. Inge sagte sofort für mich zu. Ohne mich vorher gefragt zu haben. Ich bin aber trotzdem glücklich, obwohl ich weniger verdiene. Inge ist auch glücklich. Vielleicht bekomme ich mal wieder eine gute Stellung als Maurer, dann kann ich ja in Selb immer noch kündigen.

sieben Tage später

Die 23 Kilometer nach Selb sind schon ein bißchen viel, aber dafür bekomme ich ja Spritgeld. Mit meinem Escort habe ich dabei sogar etwas verdient. Die Arbeit ist langweilig und eintönig. Gute Arbeitszeit: Beginn 7 Uhr – Schluß 4 Uhr. Mit dem Meister verstehe ich mich gut. Er wohnt ein Dorf weiter von mir. Herbert traf ich am Wochenende. Er sagte, ich sei dumm, soetwas anzunehmen. Hoffentlich kommt er auch einmal in meine Lage. Das wünsche ich ihm. Seitdem ich beim Rosenthal bin, darf ich Inge wieder ficken. Sogar sooft wie ich mag. Es ist schön. Zu ihrem Geburtstag in der nächsten Woche bringe ich ihr ein Kaffee-Service mit. Zweite Wahl, aber dafür ein teures. Sie wird sich freuen. Ich mich auch.

Otto Jávör Die Reisetasche

„Meine Tasche!“

Die Stimme ist kraftlos, heiser, knirscht vor Schreck. Die alte Frau ist an der Grenze der letzten Verschrumpfung.

„Die Tasche! Mein Gott, haben Sie nicht meine Tasche gesehen?!“

Der Eisenbahner sieht sich um. Der Bahnsteig ist leer. An der Ausschankbude, ziemlich weit, lehnen zwei Männer, sie trinken Bier. Schwer lastet der Himmel auf den Schultern. Es ist Herbst.

„Vielleicht im Wartesaal“, sagt der Eisenbahner. „Beim ersten Gleis passen Sie bitte auf, ein Zug fährt durch.“

„Sie hat einen braunen Henkel, eine große Tasche. Ich weiß nicht wo ich sie gelassen habe. Als ich die Karte kaufte, hatte ich sie noch.“

„Vielleicht im Wartesaal, sehen Sie im Wartesaal nach.“

Der Eisenbahner dreht sich nach der Seite, das bleischwere Himmelszelt dreht sich mit ihm, seine Kehle ist trocken. Während die dort hinten Bier trinken.

„Eine große Reisetasche, die kann ja nicht verschwinden!“ Die Stimme der alten Frau klingt nun schon ganz verzweifelt.

/ Die Tasche! Wo ist die Tasche? Am 12. September 1944 traf zum zweiten Mal ein Luftangriff die Stadt. Die Tasche! schrie die Mama und ergriff den braunen Henkel. Beim ersten Luftangriff war im Haus Feuer ausgebrochen, man konnte es noch löschen. Von da an waren sie immer bereit davonzulaufen. Mit der Tasche. Die Sirene heulte. Auf den Hales zu rief die Mama. Zum Glück wohnten sie am Stadtrand. Wie konntest du hier ein Haus kaufen, wo der Teufel gute Nacht sagt! Wie? Mit gepumptem Geld. Du heiliger Himmel! jammerte die Mama und holte mit verächtlichem Gesicht die Einmachgläser aus der Kiste. Ist denn das überhaupt ein Haus? Wenn meine selige Mutter das sähe! Der Papa stand in Hemdärmeln mit Hosenträgern auf der Veranda, lachte und streckte den Bauch heraus: der neugebackene Hausherr! Ja, jaa, ein schönes kleines Haus ist daas, sang der blinde Bettler. Am ersten eines jeden Monats erschien er, setzte sich auf die Treppe der Veranda, drehte das Gesicht der Sonne zu: Iich bihn daa! Er war die Rate holen gekommen. Der Papa hatte sich von ihm das Geld für das Haus geliehen. Der weiße Stock beschrieb einen Kreis, als könnte der Blinde sehen. Ja, jaa, ein schönes kleines Haus.

Der Schreck ließ die schlanke Gestalt der Mama noch größer erscheinen. Sie lief auf den Hales zu, sie voran, die Menge hinterher. Welch ein Glück, daß sie am Rande der Stadt wohnten. Die Mama lag unter einer Espe, neben ihr die Tasche, darin fünf Geburtszeugnisse, die Mehl-, Brot-, Fleisch- und Zuckerkarten; die Hochzeitsfotografie, der Papa noch in der Uniform vom Ersten Weltkrieg, ein Familienbild mit den drei Jungen, zwölf Silberlöffel, ein warmes Kleid, ein Paar Lackschuhe, zwei Pullover und eine Flasche Franzbranntwein. Die Sirenen schweigen. Es ist still. Bomben sausen, sirren, zischen wie Sensen. /

Die alte Frau weicht einem Schubkarren aus. „Beim ersten Gleis bitte achtzugeben . . .“ Wo kann ich sie gelassen haben! Haben Sie nicht eine Reisetasche gesehen? Mit braunem Henkel!

Zwei bärtige junge Männer sitzen auf dem Bahnsteig, den Rücken gegen die Wand gestützt. Ihre Hosen sind unten ausgefranst. Der eine hebt den Blick, er hat schöne blaue Augen, sieht an der alten Frau vorbei, spuckt den Kürbiskern aus und schüttelt den Kopf.

/ Mein Armer! Nur so erwähnt die Mama ihren ältesten Sohn. Wie schwer habe ich ihn zur Welt gebracht, und wie schnell ist er von uns gegangen. Mein Armer! Die Augen brannten ihm vom Fieber. Der Papa brachte den kalten Umschlag. Vati, laß mich nicht sterben! Er ist aufgestanden im Bett, so hat er sich an uns geklammert: Mama! /

Eine Zigeunerin kommt aus dem Bahnhofsrestaurant. „Haben Sie eine Reisetasche gesehen?“ „Eine Reisetasche? Was für eine?“ Aus der Stimme der Zigeunerin hört man heraus, daß sie die Frage als Verdächtigung empfindet und sofort entrüstet ist. „Eine große mit einem braunen Henkel“, sagt die alte Frau verzagt.

/ Der Henkel war ihr zu allererst im Schaufenster aufgefallen. László Stern, Riemermeister: Sättel, Pferdegeschirr, Ledertaschen. Unverwüstlich, Sie werden sehen, völlig unverwüstlich! Herr Stern hatte eine saubere grüne Schürze an, steckte den Kahlkopf in die Tasche, riß an ihr, klopfte sie ab, zum Zeichen, wie unverwüstlich sie war. Draußen schien die Sonne, Sommer 1942, im Laden brauner schwerer Ledergeruch. /

Die alte Frau schaut ratlos den Bahnsteig entlang. Man hat sie doch nicht gestohlen?

/ Die Straße war voller Menschen wie bei einer Prozession. Aber es war kein Feiertag. Es war Juli 1944. Auf dem Damm eine Marschkolonne, angeführt von Gendarmen, Menschen, Menschen mit Säcken und Koffern. Viele in Wintermänteln, trotz der heißen Julisonne. Ein fünfjähriges kleines Mädchen im Sonntagskleid mit weißen Strümpfen läßt plötzlich die Hand der Mutter los und winkt lachend den Gaffenden zu. Die Kolonnenspitze biegt ab zur Eisenbahnstation in die Franz-Deák-Straße. Die Beinchen in weißen Strümpfen tanzen zwischen den schweren Stiefeln und Hosenbeinen, das Mädel lächelt jeden an und winkt ihm zu. Niemand erwidert den Gruß. Herr Stern! ruft die Mama, in ihrer Stimme muß etwas besonderes gelegen haben, weil Herr Stern mit dankbarem und zugleich beruhigtem Lächeln aus der Kolonne heraus nickt: Wie Sie sehen, gnädige Frau, alles in Ordnung, einstweilen. /

Die alte Frau geht los, bleibt stehen, ihre Bewegungen werden immer zaghafter.

/ Ich werde schon die Tasche tragen, sagt die Mama und geht los auf der von Kettenrädern aufgewühlten Straße im Schnee. Hinter ihr ein brandiger Zaun. In der Tasche Geburtszeugnisse, zwei Fotos, ein Päckchen Verbandszeug, ein Topf Schmalz, ein Pullover, eine Flasche Franzbranntwein und sechs Silberlöffel. Die Kinder laufen auf Mamas Kommando hinterher. Hoffentlich haben die Nachbarn den Schmalztopf nicht ausgegraben. /

Die Vorhalle ist voller Menschen. Die alte Frau hält Umschau zwischen ihnen, sie möchte geräuschlos schleichen, setzt aber schwerfällig die Beine. Und ich hab doch den Henkel nicht losgelassen, hatte ihn auch an der Kasse in der Hand, das sagt sie zu einer Frau mit Kopftuch, zu einer solchen hat sie mehr Vertrauen.

/ Den grünen Pullover und den Mantel hat sie in die Tasche getan, ergreift den braunen Henkel und tritt aus dem Büro. Sie ist nur drei Monate lang Administratorin in einer Schule gewesen im Jahre 1952, Lehrerswitwe, ihr Mann hat vierzig Jahre lang gedient. Das bißchen Geld werde ihr gutkommen, redete man ihr zu. Tu es, dem Papa zuliebe. Dann sagte man: Bitte, an der ideologischen Fortbildung teilzunehmen. Aber ich bin doch . . . Tut nichts, gerade darum. Die Mama sitzt am langen Tisch, eine Zeitlang paßt sie angestrengt auf, dann gibt sie es auf und nickt ein. Warum klatschen Sie nicht? Der Nachbar stößt sie in die Seite, und Mama schlägt in der frostigen Stille erschrocken die Hände zusammen. Der Vortragende hatte den Namen Tito ausgesprochen.

Stell dir vor, erklärt die Mama dem jüngeren Sohn, man sagt, ich addiere schlecht. Na, schön, manchmal verschreibt man sich, aber daß ich, die ich bei den Nonnen auch französisch gelernt habe: Un, deux, trois . . . Na, und meine Schrift, deretwegen liebten mich die lieben Schwestern ganz besonders. Dein seliger Vater ließ immer mich die Zeugnisse schreiben. Die Mama schlurft triumphal in ihren Pantoffeln. – Und als man die Friedensanleihe zeichnen mußte: Was auf mich entfällt, gebe ich meinem Vaterland! Die Mama richtet sich auf und steht in der Küche großartig wie Lajos Kossuth vor der Volksversammlung. Ich habe nicht gestritten wie die anderen, die tagelang lamentierten, rein ins Büro, raus aus dem Büro, ich muß doch für meine Frau, meine Schwiegermutter, meine Kinder sorgen . . . Ich war nicht so kleinlich, ich hab unterschrieben. Die Mama wiederholt die Unterschrift schwungvoll in der Luft. Eigentlich, wer erinnert sich noch daran, wer hält es einem zugute. Mit gedämpfter Stimme redet sie weiter: Weißt du, daß der Direktor, der damals um fünfzig Forint heulte wie ein Ferkel, jetzt eine Pension von sechstausend bezieht? Also, ich habe meinen Mantel und den grünen Pullover in die Tasche getan; den Pullover brauchte ich, denn es war kalt im Büro, die Seife habe ich zurückgelassen, sollen sie sich die Hände damit waschen. Dann schlug ich die Tür hinter mir zu, ging die Treppe hinunter wie ein Grenadier. /

Die Frau mit dem Kopftuch nickt verständnisvoll. Ja, man muß sehr achtgeben. Auch mir ist es so ergangen, als ich das vorige Mal aus Sárkeresztés kam . . . Nun nickt die alte Frau, die Augen auf die Bahnhofsuhr gerichtet, die schwarzen Zeiger stechen ihr ins Herz. Wann fährt der Zug? Du heiliger Himmel! . . . Plötzlich bemerke ich, daß meine Tasche nicht über meinem Kopf im Gepäcknetz liegt wo ich sie hingetan habe . . .

Die alte Frau hört so gar nicht zu, daß sie sich selbst deswegen schämt. – Zwei Gläser Aprikosenmus sind darin für meine Enkel und Urenkel, denn ich hab auch schon einen solchen, das Söhnchen von meiner älteren Enkelin; und auch Johannisbeermarmelade wollte ich ihnen bringen, ein Glas, und Himbeeren, die schmecken gut eingedickt als Saft. Ich hatte viel eingekocht, nun wollte ich ihnen von allem bringen, in so einer Tasche ist ja viel Platz, Sie wissen ja, meine Liebe . . . Aber, wo ist die Tasche? M e i n e Reisetasche!

/ Morgens um sechs kleidete sich die Mama schon an. Weißt du, dieses bißchen Bewegung braucht man, auch wenn man über achtzig ist; im Fernsehen singt man zum Turnen . . . na, wie geht nur gleich das Lied, jetzt fällt es mir nicht ein, dabei ist es so treffend – ein bißchen turnen schadet keinem, und das

stimmt auch. Nicht wegen der fünf Paprikaschoten, die kann ich mir ja kaufen, du weißt ja, meine Rente ist wieder erhöht worden, ich bin schon fast bei tausendfünfhundert; ja, wirklich, leider wird nur alles immer teurer. Ein Kranz, der einigermaßen nach was aussieht, kostet drei- oder vierhundert Forint. Du, daß es euch nicht einfällt, für mich einen Kranz zu kaufen – vierhundert Forint für einen Kranz! Hat man schon so etwas gehört! Die Mama stellt die Gießkanne hin und lacht. Schau! Sie zeigt auf den klaren Himmel hinauf. Wildgänse!

Dann geht sie ins Haus, nimmt vom Regal die Franzbranntweinflasche und reibt sich die Schläfen. Manchmal tut mir der Kopf weh, dann tut das gut. Vielleicht der Blutdruck, ich werde ihn wieder messen lassen.

Ich hacke Holz, sagte der mittlere, richtiger gesagt: jetzt schon der größere Sohn. Mach dir keine Mühe, ruh dich lieber aus. Ich bereite das Frühstück, habe frische Eier bekommen, nicht von künstlich genährten Hühnern, keine Idee! Ich hab auch Honig, willst du welchen mitnehmen? /

Die alte Frau sitzt allein in einer Ecke. Der schwarze Zeiger der Uhr im Wartesaal macht von Zeit zu Zeit einen Sprung. Die alte Frau ist klein, so ganz klein, daß man sie gar nicht bemerkt. Sie drückt die rechte Hand aufs Herz. Vielleicht nimmt man die Fahrkarte zurück, denkt sie sich. Sie zwinkert mit den Lidern, als beiße ihr der Rauch von der Lokomotive in den Augen. Aber sie sitzt doch im Wartesaal und draußen fahren schon seit Jahren nur elektrische Lokomotiven.

„Ist das nicht Ihre Tasche?“ fragt ein ganz junges Mädchen, stellt die Tasche hin und verschwindet auch schon in der Menge.

Klaus Modick Karneval

Das war wie immer in diesen Tagen, Nächten. Das schwindende Tageslicht brachte den lastenden Druck der Einsamkeit hervor. Von neuem verfiel er in sein ermüdendes Denken im Kreise, betastete fahrig die altbekannten, wirkungslosen Möglichkeiten, aus seinem Selbstmitleid, seiner stilisierten Einsamkeit auszubrechen. Aber dann sah er sich wieder im Sessel sitzen, leidend, weil er wußte, daß er litt, und all die Lieder und Geschichten, die solchen Schmerz besingen, die solchem Schmerz entstammen, durchzogen seinen Kopf. Das alles galt nun ihm. Das eigenartige Gefühl, das sentimentaler macht als jeder andere Schmerz, dieses lustvolle Erleiden seiner selbst überkam ihn hemmungslos. Ich stehe, hatte er gestern, stolz über die Formulierung, stolz auf die Poesie des Leidens, in sein Tagebuch geschrieben, ich stehe also am Grabe verfallener Hoffnungen und kehre wieder und wieder träumend in die Tage zurück, wo diese Hoffnungen noch blühten, noch machbar schienen. Und wieder und wieder, hatte er notiert, rufe ich mir die naiven Gedanken zurück, mit denen ich mir eine Zukunft mit H. ausgemalt hatte.

Wie immer aber wurde die Lust am Leiden schnell gefressen vom Leiden, die Pose der Einsamkeit demaskiert von der Wirklichkeit des schweigenden Alleinseins, der leeren Wohnung, dem nun viel zu breiten Bett. Ich muß, hatte er an einem anderen Tag notiert, etwas tun, muß aus dem Haus, muß aus mir selbst hinausgehen. Aber was? Aber wohin? Nichts war ihm recht, nichts bot sich an. Von überall her, wie immer, summten die kleinen, so unendlich wirksamen Wenns und Abers an ihn heran, die elenden Entscheidungs-Saboteure, die listigen Spontanitäts-Vernichter; sie kamen aus ihren Löchern und Verließen, aus Winkeln seines Gehirns, und flüsterten ihm ihr ewiges „sinnlos, sinnlos“ zu. Schnell begann wieder die Angst ihre schleimige Kriechspur zu legen, die Angst vor dieser Nacht, einer von den viel zu vielen, in der wieder mal der Schlaf nicht kommen würde. Seltsam, dachte er, oder hatte ein anderer das gedacht, und nun war es eben in seinem Kopf?, seltsam, nichts macht mir mehr Angst als die Einsamkeit, und die Angst vor der Einsamkeit ist es, die meine Einsamkeit gebiert. Er warf Rettungsanker aus, die bisweilen Grund fanden im Morast seiner Gefühle, wanderte mit den Augen die Reihen der Bücher ab, blieb hier und da hängen, wollte zugreifen, aufschlagen, im Kopf eines anderen sich verlieren, aber immer wirbelte wie Schlamm und aufgewühlter Sand eine unruhig fließende Dumpfheit ihn weiter, und all diese sorgsam errichteten Molen und Dämme aus Gedanken und schönen Worten boten keinen Widerstand gegen das rasch schwelende Sehnen nach einer Zärtlichkeit, die nicht zwischen zwei Buchdeckel, nicht auf eine Schallplatte gepreßt war. Er durchstöberte seine Plattensammlung, desinteressiert, ziellos, denn nichts dieser Töne, Klänge hatte etwas mit dem zu tun, was er wirklich wollte. Aber was er eigentlich wollte, wußte er wirklich nicht mehr. Mechanisch legte er eine Platte auf, „Saragasso Sea“. Mechanisch präparierte er eine Zigarette mit einer starken Dosis Haschisch. Mechanisch sog er den süßlichen Rauch tief durch seine Lungen, stieß ihn langsam zurück in den Raum, der sich zu weiten begann. Doch diese Flucht des Raumes war nicht selig, nicht tröstlich wie sonst, sondern prostituierte sich, indem sie allem Gewesenen diene

und Erinnerungen heraufschwemmte an Tage, unendlich glücklich und endlos zeitlos. Diese Nacht aber behielt ihre Zeit, grünlich tickend. Saragasso Sea, eine unübersehbare grüne Masse, schlingend treibend dampfend im Kreise, ohne Richtung, ohne Ziel. Aale laichen da, nachdem sich Männchen und Weibchen fanden auf ihrem langen Weg dorthin. Sich finden. Jemanden finden am Wege, auf dem langen Weg. Er dachte plötzlich daran, daß immer noch Karneval war, lachte lautlos in sich hinein, verachtete sich wegen dieser Gedanken an organisierte Fröhlichkeit, maskierte Masken, marktartige Kontakte, ekelte sich vor diesem Brummkreis der vor sich selbst fliehenden Seichtheit. Er öffnete die Balkontür, ließ klare frostige Schneeluft ins Zimmer strömen. Rauch schwang hinaus in die Schwärze. Er trat auf den Balkon, ein leichter Schwindel, der Blick über die weißen Dächer. Er atmete tief. Die Wölkchen seines gefrierenden Atems taumelten tanzend in die Nacht.

Du könntest einen Spaziergang machen, einfach nur gehen, die Füße spüren im Schnee. Du solltest das ausnutzen. Wann schneit es schon mal in dieser Stadt, in der die Jahreszeiten verschwinden, erdrosselt werden. Los jetzt! Jacke anziehen. Stiefel. Zigaretten einstecken. Feuerzeug. Ausweis dabei? Identität? Lächerlich. Hausschlüssel? Alles klar. Heizung also runterstellen, Lichter löschen. – Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß. Er taumelte die Treppen hinunter. Wie mein Atem. Wie schön. Die Straßen sind weg. Überall nur der weiche weiße kühle Teppich. Er fühlte sich leichter mit jedem Schritt. Seine kreisenden Gedanken rutschten in die Beine, wurden von ihnen abgeschüttelt, fielen in den Schnee, verloren sich in seiner Fußspur. Immer noch fiel Schnee, deckte seine Grübeleien, seinen geistigen Unrat gnädig zu. Der ihm fast zur Unkenntlichkeit bekannte Weg ist heute Nacht anders, die kurze Strecke ins Uni-Viertel erscheint mir als endlose Wanderung. Eine Expedition. Ich höre Schlittenhunde bellen. Werde ich es je schaffen? Verdammt. Das letzte Depot ist verschneit. Aber, Gott sei Dank, da hinten, ein Licht. Es könnte das Lager sein. Ob die Kameraden noch leben? Ich muß meine letzten Kräfte mobilisieren. Das Schneetreiben wird stärker, aber ich bin zuversichtlich. Du schaffst es, Junge. Du wirst leben. Du wirst den Weg finden. Und du wirst jemanden finden, der den Weg mit dir geht.

Er öffnete die Kneipentür. Eine Wolke von Rauch und Bierdunst floh ihm entgegen ins Freie. Seine Phantasien sackten augenblicklich in sich zusammen. Ein angestochener Luftballon. Verloren in der Schneenacht. Er setzte sich, einen Kaffee, eine doppelten Cognac, steckte sich eine Zigarette an. Die Zivilisation hat mich wieder. Aus den Lautsprechern Musik. Sie spielen Captain Beefheart, „Happy Love Songs“. Wollen die mich verarschen? „Happy Love Songs.“ Ein Schmerz kam zurück, das Gefühl, nicht wahrgenommen, nicht gesehen zu werden, aus Glas zu sein und keinem Blick ein Ziel zu werden. Er sehnte sich nach einem Gegenüber, nach einem Händedruck im Vorübergleiten. Selber hoffnungslos verschlossen blinzelte er in den rauchigen Raum, in leere, kalte Gesichter, Masken, deren Lächeln er für Erlös hielt. So falle ich schon seit Monaten durch die nächtlichen Straßen. Nirgends ein Halt, nirgends ein Wort oder Lachen, Lächeln, ein einziger Blick nur, der mir gilt in Sehnsucht oder auch nur in Neugier. Nirgends. So schlich er, ein Phantom, ein Mann der Menge, durch seine Nächte, Tage, floh vor der Einsamkeit, denn das Mit-sich-selbst-Sein produzierte seine Angst und seine immer gleichen Selbstgespräche.

Tschüß nich! Wir gehn zu der Faschings-Fete. Zwei vom Nebentisch entwichen, durch die Tür drang wieder ein Schwall der Nacht. Karneval, ach ja. Er hatte schon einmal daran gedacht, vielleicht vor einer Stunde. Happy Love Songs. Warum nicht Karneval? Vielleicht ist das nicht schlecht jetzt. Karneval. Vielleicht triffst du jemanden, der als Fritjof Nansen geht, oder als Scott, oder als Schlittenhund. Zahlen. Es hatte zu schneien aufgehört. Die Autos gewannen schon spielend die Schlacht mit dem Schnee. Die Straßen tauchten aus dem grauen Matsch. Das Gehen war wieder ekelhaft wie immer, wenn nicht schlimmer. Auf dem Campus blieb der Schnee noch liegen. Am Rande des zugefrorenen Bassins sitzend rauchte er eine Zigarette, grün im Tabak, süß im Mund. Von der Mensa drang Musikgemisch des Festes herüber. Leute hasteten fröstelnd vorbei. Die Zigarette ging aus. Die Wirkung bildete eine Hülle um seinen Körper, ein Etui, einen Panzer, unter dessen Schutz ihm das Gewimmel leicht erträglich vorkam. So ging er los, zahlte den Eintritt, gab seine Jacke an der Garderobe ab, stieg in den Wirbel des Festes. Alles floß an ihm vorbei. Die Menschen. So also feiern die Menschen? Die Musik. Das also ist heute in? Die Masken. Aber es gelang ihm nicht zu unterscheiden, wer maskiert war und wer nicht. War er maskiert? Er sah an sich hinunter. Jeans, blauweiß gestreiftes Hemd, silberner Armreif am rechten, die Uhr am linken Handgelenk. Das war sie, seine Larve. Wie sah er aus? Wie sahen ihn die Leute? Niemand schien ihn zu beachten, aber er schlug selber kaum den Blick auf. Ihm fiel dies indianische Sprichwort ein, „a smile that you send out will return to you“. Er sah hoch, versuchte Frauen zuzulächeln. Der Versuch mißlang. Er lächelte nur mit den Augen. Der Rest des Gesichts blieb starr, blieb Maske. Er lächelte nicht, sondern amüsierte sich gequält am Amüsement der anderen. Er war nun da, aber zugleich auch ganz woanders. Aber wo, wußte er nicht. Eine Band begann Country-Rock zu spielen, Männermusik, dachte er. „Yesterday is dead and gone, and tomorrow out of sight, let the devil take tomorrow, help me make it through the night.“

Die Musik ist auf dem falschen Fest. Ich bin auf dem falschen Fest. Die Italienerin da drüben ist auf dem falschen Fest. Ist die eigentlich maskiert? Oder ist die so, wie sie ist? Egal, sie ist auf dem falschen Fest. Genau wie ich. Sie strahlt etwas aus. Sie hat was. Irgendwas Gelassenes. Nicht diese fiebrig-nervöse Geilheit, nicht diese Schöntuerei der Vielen. Da ist doch ein Punkt. Ich setze mich einfach auf den Stuhl hinter sie. Wenn ich die Augen schließe, kommt mir der Haschisch wieder in den Kopf. Good Vibrations. Ja. Da ist etwas. Sie müßte, sie könnte, sie wäre vielleicht. Help me make it through the night. Guten Abend. Wie bitte? Guten Abend! Sie schlägt den Blick auf. Sie kann das noch. Sie lächelt. Seltsam. Ich lächele ja auch. Vielleicht ist sie keine Italienerin, sondern eine Indianerin. A smile that you send out... Sie kommt gerade von einem anderen Fest. Ihre Stimme klingt fern. Also ist sie wirklich auf dem falschen Fest. Eine Tür geht auf. Seine Angst schien weggeschwemmt. Alles, was sie sagte, stieß in ihm auf Resonanz. Alles, was er sagte, schien sie in sich aufzunehmen. Die Peinlichkeit, die solchen Momenten anhaftete, wenn er sie hervorrufen wollte, blieb ganz aus. Ihm war, als würden sie sich seit Jahren kennen. Er verstand, was sie sagte. Sie lächelte. Er lächelte. Was geht hier vor? Ich bin bekifft. Na und? Vielleicht deshalb? Oder trotzdem? Egal doch. Komm, laß uns ein Glas Sekt trinken. Sie stießen mit den Gläsern an. Ihre Hände bewegten die Gläser aufeinander zu,

wieder zurück, führten sie zu den Lippen. Zwei paar. Das Klingen der Gläser. Gemeinsames Schlucken. Er trank ungern Sekt. Er schmeckte ihm herrlich. Sie sprachen. Sie kannten sich schon so lange. Sie tanzten. Er tanzte schlecht und ungern. Es machte ihm riesigen Spaß. Es ging sehr leicht. Sie hat etwas in mir eingerissen, du bist hinreißend. Sie lacht sehr natürlich. Help me make it through the night. Wie wird es sein, wenn wir uns küssen? Ich habe keine Vorstellung, aber es wird großartig sein. Zart und fordernd, ängstlich und tief, schüchtern und selbstbewußt, schamhaft und geil. Sie küßten sich. Alles war, wie er gedacht hatte, aber da war noch ein Mehr. Er fühlte etwas, von dem er dachte, er hätte es endgültig verloren. Es meldete sich zurück, durchzog langsam warm und rieselnd seinen Körper. Es war das Gefühl glücklicher Stärke, in der das Selbstmitleid vergeht. Schnee in der Sonne.

Plötzlich wollte sie nach Hause. Zu meinem Freund. In Ordnung. Müde bin ich auch. Wenn sie mit mir schlafen würde, wäre das so unglaublich schön, daß es mehr als selbstverständlich ist, daß sie es nicht tut. Die Taxe veränderte die Atmosphäre. Plötzlich waren sie wieder allein, zu zweit allein und meilenweit voneinander entfernt. Die Galgenfrist lief. Das Ticken des Taxameters, die Sekunden rannen aus. Unsere Gemeinsamkeit stirbt. Im Viertel sah die Einsamkeit böse aus den Fensterlöchern. Schnee und Frost hatten sie nicht vertrieben. Vor seiner Haustür hockte sie, ein dumpfes drohendes Tier. Tschüß du. Sie fuhr mit der Taxe weiter. Zu ihrem Freund. Ihre Telefonnummer in seiner Tasche stach wie eine Nadel. Oben angekommen verbrannte er sie im Aschenbecher. Ich hatte, schrieb er in sein Tagebuch, als der Morgen durch seine Fenster brach und die Flasche Cognac leer war, eine Nadel im Heuhaufen gefunden. Leider gehörte sie jemand anderem. Sind wir nicht Schiffen gleich? Schiffen, die nachts sich begegnen? So tauchen Menschen vor uns und wir vor Menschen aus dem Dunkel der nächtlichen Meere, erblicken einander aus plötzlicher Nähe, schon wissend, es ist nur ein Vorüberziehen wie Wolken über den Mond. Bald werden die Konturen unklar, verschwimmen im Dunst des Vergessens und vor uns liegt wieder die Leere, die Wellen des gleichmäßigen Immerwiedernichts. Die Schönheit bunter Seifenblasen. Ja. Schiffe sind wir, Schiffe, die nachts sich begegnen. Die Positionslichter unseres Aussehens, unserer Ansichten, Gefühle, Vorurteile sind blinkend aufgesteckt, damit wir uns nicht rammen, uns nicht zu Grunde richten. Die Nebelhörner unserer Stimmen geben uns Nachricht und Warnung zugleich. Und gleiten wir nicht manchmal so dicht aneinander vorbei, daß wir glauben, über die Reeling greifen zu können? Ein flüchtiges Streifen der Hände, ein zärtliches leises Wort. Und schon vorbei, verweht. Nie wieder.

Als er erwachte, brach die Dämmerung herein. Das war so wie immer in diesen Tagen, Nächten.

Uwe Koch Den Brief noch nicht

Jetzt kam es auf ihn zu. Schleichend, aber bestimmt, ruhig und nicht aufzuhalten. Unbemerkt hatten sich die Dinge verändert, geradezu leichtfüßig trat jetzt etwas an ihn heran, erklärte seine Ankunft – wie dort draußen, wohin er durch das offene Fenster starrte, der Abend kam, breit, auf ganzer Front, von oberhalb, ohne seine Etappen zu markieren, ohne Glockenschlag: sondern nebenbei war alles in Schatten gefallen, zuletzt der klare Himmel noch immer hell, aber kraftlos, der Fluß silbrig geworden, die Bäume drüben zu schwarzem Gebüsch; auch der Abend also kam unangemeldet, in kleinen, unübersehbaren Ereignissen: eine Lichtreklame nahm flackernd ihre Tätigkeit auf, war schon leuchtender als der Himmel, und Will hörte, wie nebenan ein Fenster geschlossen wurde – und genau wie diesen unausweichlichen Abend, der, während Will ihn noch in der Dämmerung hinter dem Fluß suchte, sich dicht vor ihm im elektrischen Licht erklärte, spürte Will noch ein zweites Unvermeidliches, eine Bedrohung vielleicht, ein Unbehagen mindestens, eine Entscheidung, die noch weit gewesen schien, fast unbekümmert hatte sie sich unaufschiebbar gemacht.

Noch hatte Will keinen Brief geschrieben. Noch wußte er nicht, brächte er je eine Zeile zu Papier. Doch für den Abend hatte Lutger sich angesagt, er würde kommen und eine Entscheidung fordern, von der er nicht ermessen konnte, wie schwer sie Will gefallen war.

Einen Brief für Lutger. Keine Bürgschaft zwar, aber eine Art von Leumundszeugnis, eine Solidarisierung, ein Ausdrücken von Unverständnis gegenüber den Untersuchungen, die die Aufsichtsbehörde eingeleitet hatte und von deren Ergebnis die Verbeamtung des Studienrats Lutger Blank abhängig gemacht wurde.

Noch war draußen alles gut zu sehen. Will stand im dämmrigen Zimmer. An die Seite seines unaufgeräumten Schreibtischs gelehnt, weigerte er sich, das Licht einzuschalten; das Zimmer würde dann hell werden, aber die Fenster sofort eine schwarze Wand, ein Spiegel nur für Wills Kopf neben der Schreibtischlampe und eine Kulisse von Bücherregalen stünde auch im Garten, doch der Fluß wäre nicht mehr zu erkennen.

Wie er bloß in diese beklemmende Lage geraten war! Nach Jahren der Freundschaft ein vorgedrucktes Schreiben, eine Sammlung von Faksimiles, ein kommentierender Brief zu Fotokopien mit dem bekannten Behördenkopf, das vertraute Wappentier im Rundstempel, daneben das ganze Hochachtungsvoll und im Auftrag und für die Richtigkeit. Und was in den Briefen stand, war empörend genug und hätte keines Kommentars bedurft, aber wenn es denn sein sollte: mußte es in dieser vorgedruckten Form sein? Überreicht im Lehrerzimmer, auf offener Szene sozusagen, unter den Augen des Oberstudiendirektors und seiner Getreuen, unter ihren verwunderten, von hochgezogenen Brauen überdachten Augen, die zur Seite sahen, sobald Will ihren Blick erwiderte, aber auch unter den Augen der jungen Kollegen: Gerda, Michael, Franz Bell, miteinander vertraut seit Studientagen, unter ihren abwartenden, skeptischen Augen, die sich nicht viel erhofften von ihm, dem Oberstudienrat, eingelebt seit zehn Jahren an dieser Schule: hatte es Zweck, ihn zu fragen, ihn einbeziehen zu wollen?

Unter den Augen der einen und der anderen also, in der Mitte, erhält er von Lutger Blank dieses zusammengeheftete Papier, während der Pause, fast im Vorbeigehen! Und die begleitenden Worte so unvermittelt gesprochen, nachdem man sich wochenlang nichts mehr zu sagen gehabt, das ist nicht zu verstehen, diese blutleere Form – wenn sie Freunde waren, mußte er dem nicht zustimmen. Aber Lutger würde kommen heute abend und Will konnte sich nicht auf Formen berufen.

Auf der anderen Seite vom Fluß, hinter dem Lagerplatz der Zementfabrik, ging die Eisenbahnlinie auf den Güterbahnhof zu. Es war die Stelle mit den ungezählten Weichen, wo die Gleise sich vervielfältigten; eine breite Trasse, bestanden von einem Wald von Masten und Signalen; jetzt in der Dämmerung die vielen Lichter über den Schienen, sie verbanden sich zu dunstigen Ketten, weiße Felder unter den Lampen, Kegel auf Kegel, von hier bis unsichtbar, Milchstraßen dorthin, wo Will nicht sein wollte.

Immer wieder: Bei Dunkelheit ängstigte ihn der vertraute Blick aus diesem Fenster. Wo die weißen Lampen schienen; war es nicht für Menschen gemacht, jetzt dort in dieser Landschaft zu sein, das bedeutete: draußen zu sein. Draußen, wo es keine Wärme gab und plötzlicher Regen aufkommen konnte.

Will wußte, es war absurd. Er belächelte sich, wie Nora ihn sonst belächelte, die diese Gefühle kannte bei ihm.

Aber allein mit sich, gelang ihm kein Lächeln. Die Mundwinkel herabgezogen, entstand nur eine Grimasse auf seinem Gesicht, während er durch das Balkondach aus Drahtglas nach oben blinzelte, zu dem halben Mond: der Himmel war noch immer blau und völlig wolkenlos, wie er den ganzen Tag gewesen war; die Vögel hatten zuletzt Kreise weit oben gezogen – es war lächerlich, jetzt an Regen zu denken.

Einmal waren sie zusammen im Regen gewesen, er und Nora und Lutger, nach einer langen Radtour schon im Herbst, als sie den ganzen Tag den Fluß entlang gefahren waren. Dachte Will heute daran, dann schämte er sich, auf eine in seinem Magen spürbare Weise, denn er hatte Nora und Lutger mißtrauisch beobachtet, indem er am liebsten als letzter fuhr.

Lutger, diese Wachsamkeit zum Glück nicht bemerkend, war immer nur geradelt, hatte ihn und Nora abgehängt bei dem Versuch, mit einem Lastkahn Schritt zu halten, und da es doch flußaufwärts ging, war er nicht ohne Chancen gewesen, bis er an einer großen Flußbiegung, sozusagen auf der Außenbahn, zum Aufgeben gezwungen wurde. Sie hatten ihn eingeholt auf der Uferpromenade eines kleinen Vororts, in den ihr Weg unversehens geraten war, wo er, inmitten von sonntäglichen Spaziergängern und ihren Hunden, unter Robinien, um die die Kinder Slalom fuhren, auf einer Bank gesessen hatte, ausgeruht, als sei er seit Stunden dort gewesen und ein Buch von Kerouac lesend. Da hatte Will, dem die Oberschenkel schmerzten, wieder gewußt, daß ihm Lutger unheimlich war, seine Fröhlichkeit eine Überforderung, seine Zuversicht provozierend. Diesem da fiel alles viel leichter zu, er selbst aber, hatte er sich nicht alles gehörig mehr erkämpfen müssen? So, wie Lutger dort vorausgefahren war, ohne Aufhebens, ohne Will ausdrücklich herausgefordert zu haben, dennoch ein Gefühl von Überlegenheit hinterlassend, so, hatte Will gedacht – aufsteigenden Haß in sich unterdrückend, als er die letzten Tritte in die Pedale gab – genau so konnte Lutger

sich auch andernorts nicht enthalten, sein überfliegendes Wesen zur Schau zu stellen. Nora schien von all dem nichts zu wissen, ihr Rad war ohnehin viel kleiner.

Im flachen Licht war der Schreibtisch jetzt von langen Schatten überzogen. Mit den Augen suchte Will den Schriftsatz, den Lutger ihm gegeben hatte, und fand ihn unter einem Stapel von Klassenarbeitsheften. Der Fluß hatte aufgehört, silbern zu sein.

Eitel ist er, dachte Will. Hatte er nicht, kaum daß er an die Schule gekommen, zwischen ihnen bestand noch das „Sie“, in einem Gespräch einstreuen müssen, daß er ein Angebot ausgeschlagen habe, eine wissenschaftliche Assistentenstelle zu verwalten? Aber er, da er nun mal unbedingt an die Schule wolle, habe die weltferne Hochschulluft ohnehin nicht mehr gern geatmet...

Will, sehr schweigsam geworden, war damals bemüht gewesen, sich nichts anmerken zu lassen. Ihm hatte niemand angeboten, an der Hochschule zu bleiben. Er hatte es sich nicht aussuchen dürfen, und doch konnte, was daraus geworden war, vor ihm bestehen: diese Schule, an der er nicht einer von vielen geblieben war, an deren Aufbau er beteiligt gewesen war, sie trug, insgesamt gesehen, ein offenes, freundliches Gesicht.

Jawohl, er hatte die Schule, an die der junge Lutger gekommen war, mitgeprägt, er konnte sich attestieren, bestimmte Grundsätze – sie waren mit Emanzipation und Mündigkeit unzureichend beschrieben, aber auch Lutger würde sie akzeptieren – nie aufgegeben zu haben; einige Ansprüche allerdings, gewiß, nie verleugnet, aber in die Praxis des Klassenzimmers verwiesen, und nicht, das unterschied ihn von Lutger, auf die Bühne der Politik. Und Lutger ließ ihn spüren, daß er dies Defizit verachtete.

Nur sagt er es nicht offen, dachte Will. Wie er auch an diesem bewußten Nachmittag nicht offen angeboten hatte, eine Pause zu machen, als Will schwitzend neben seinem Rad stand. Es wäre doch eine Idee, hatte Lutger nur gesagt, hier irgendwo Kaffeetrinken zu gehen, aber Will hatte die Fürsorge zu schnell durchschaut und nur zur Weiterfahrt gedrängt.

Später also waren sie in den Regen geraten, zudem, als es auch schon dämmrig wurde; und es war ein Platzregen von solcher Heftigkeit, daß sie fast schon bis auf die Haut durchnäßt waren, ehe sie noch einen Unterstand erreicht hatten, einen Baum nur, unter dem es alles andere als trocken war.

Lutger hatte eine Öljacke von seinem Gepäckträger gerissen, sich selbst die Kapuze übergestülpt, ohne in die Ärmel zu schlüpfen, und sich an Nora gewandt mit dem Angebot eines halben Umhangs. Das hatte Will nicht gefallen, doch Lutger lud auch ihn unter das kleine Dach ein, und so standen sie, Nora rechts und Will links, von Lutger in der Mitte beschirmt, der, sein Gesicht direkt dem Regen entgegenhaltend, ein Lied summt, während Will den Tag verfluchte. In der einbrechenden Dunkelheit hatte er dasselbe Gefühl empfunden wie jetzt, nur war es auch noch draußen gewesen und Will war sich verlassen, in letzter Wirklichkeit allein vorgekommen, während drinnen in den Häusern die Lichter angingen!

Drinnen. Will, als er sich vom Fenster abwandte, fragte sich, warum er immer wissen müsse, drinnen zu sein. Er ging zum Lichtschalter. Kleine, über die drei fensterlosen Wände verteilte Lampen erleuchteten das Zimmer von unten herauf. Er suchte eine Platte mit warmen Klängen, und die Rangiergleise drüben waren

nicht mehr zu sehen. Er wußte, es war noch nicht zu Ende gedacht. Unbehagen hatte ihn veranlaßt zu vergessen, beiseite zu schieben. Er wollte diese Papiere von Lutger nie bekommen haben.

Er hatte nicht zu Ende gedacht, was eigentlich geschehen würde, schriebe er den geforderten Brief. Ja, was würde geschehen? Es gäbe keine Vorladung. Kein Verhör. Kein Klingeln an der Türe morgens um fünf; keine Zivilpolizisten zur Hausdurchsuchung, nichts, was man damals befürchten mußte, nichts, womit die Eltern ihr Stillhalten einst erklärten. Auch keine Entlassung, kein Rausschmiß stünde ihm bevor, kein Broterwerb wäre gefährdet. Nicht einmal der Direktor würde ein Wort verlieren.

Doch immerhin, zu den Akten ginge ein solcher Brief, würde gelesen werden nicht nur jetzt, nicht nur in der Angelegenheit Lutger Blank, wo er einzig zugehörte – nein, es sprach eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß sein Brief auch die Personalakte des Oberstudienrats Wilhelm Lutter erreichen würde, dort wieder und wieder zur Lektüre bereitlag, wenn es einmal um eine Beförderung, eine Bewerbung am anderen Ort, eine Berufung auf höheren Posten gehen sollte. Mit der Sache Lutger Blank, mochte sie schlecht ausgefallen sein oder gut, würde sein Schreiben nichts mehr zu tun haben, aber zu dem behördlichen Bild von Will Lutter, da würde es, ohne daß er sich noch dazu erklären konnte, ohne daß eine Behörde etwas wissen konnte von den Zwängen einer problemreichen Freundschaft, dazugehören.

Und was half es, sich zu vergegenwärtigen, daß Professor Diffenberg sich auch zu einem solchen Schreiben bereitgefunden hatte, einem Offenen Brief sogar, Lutger hatte ihn dem Dossier beigelegt. Diffenberg war Hochschullehrer, für ihn galten andere Maßstäbe und was oberhalb eines Lehrstuhls noch zu erringen war, dafür schadete ein politisches Wort hier und da nicht allzuviel.

Jetzt war kalte Luft zu spüren und Will kehrte zum Fenster zurück, um es zu schließen. Auch weit hinten war der letzte Schein am Himmel verschwunden, nur Laternen leuchteten und die Lampen lautloser Autos. Will zog einen hellen Vorhang die Fensterwand entlang, das große schwarze Glas verschwand und es wurde noch ein bißchen wärmer im Zimmer.

Aber Nora, was würde Nora sagen, wenn er sich nicht einmal dazu bereit fand, einen so selbstverständlichen Widerspruch gegen politische Inquisition zu erheben?

Selbstverständlich? Es war eben nicht selbstverständlich. Wenn, diesen Brief zu schreiben, nichts weiter bedeutete, als Stellung zu nehmen zum Einstellungsverfahren Lutger Blank, dann, ja dann hätte er das Schreiben doch längst verfaßt. Allein, er fürchtete, hier tue er einen Schritt in eine bestimmte Richtung, bei dem er Gefahr laufe, daß dann weitere folgen müßten. Eine Erklärung der Solidarität für Lutger hier, aus „persönlicher Kenntnis des Bewerbers“, so würde er seine Freundschaft umschreiben, aber warum dann keine Unterschrift für einen unbekannten Betroffenen dort, dem doch nicht deshalb weniger Unrecht widerfuhr, weil Will ihn nicht kannte? Und Will bedachte auch, ob nicht, wenn er erst mehrfach Partei genommen habe und ihn die Angriffe der anderen Seite erreichten, er schließlich mehr vertreten müßte, als er heute bereit wäre. War dieser Brief auch ein selbstverständlicher, seinethalben gewiß, so waren seine Folgen nicht abzusehen.

Und wenn er den anderen Weg beschritte: leidend sein Unvermögen zu erklären, Lutger Mitleid für seine Zwangslage abzunötigen, und mit bestimmtem Kopfschütteln das Papier zurückzugeben? Auch das würde Folgen haben, und sie waren nicht weniger zu fürchten. Nicht an den achselzuckenden Franz Bell dachte er dabei, der es schon im voraus gewußt hatte, und nicht an die Achtung derer im Kollegium, die ihm die Liebsten waren, sondern an seine eigene Achtung vor sich. Will sah sich im warmen Mittag auf dem großen Balkon herumgehen, den jetzt die Nacht und der gelbe Vorhang verbargen. Er sah Lutger bei sich, und in Erinnerung an die Zeit, in der ihre Gespräche häufiger gewesen waren, hörte er sich, wie er gegen den Freund, der sich kritischen Einwänden gegen die allzu festgefügtten Überzeugungen wieder einmal verschloß, die moralische Gradlinigkeit eines unabhängigen Urteils ins Feld führte und sich auf eine Liberalität berief, die der Scheuklappen nicht bedürfe. Des Rechts auf diesen Gestus wäre er fortan beraubt, wenn er sich jetzt, auf harmloseste Weise gefordert, seinen Prinzipien Rechnung zu tragen, schon von den Eventualitäten der Institution beengen ließ. Lutger würde sachte mit dem Gartenstuhl wippen, die Füße gegen das Geländer stemmend, und brauchte nur zu schweigen, um ihn zu widerlegen. Auch fragte er sich, ob es dergleichen gemeinsame Nachmittage noch geben würde für sie und wie es geschähe, daß er sich so unversehens an einem Punkt fände, wo ein Schritt getan werden müsse, in diese oder in jene Richtung, und beide Richtungen bedenklich und wider seinen Willen, und wo kein Bleiben mehr wäre wie zuvor. Da läutete es an der Tür.

Jean Joubert
Saison d'Appel

Verirrt, den Ort der Zuflucht suchend,
die geschlossene Ordnung, das Zentrum, wo sich auflöst
die Meute aus Staub – drehst du dich im Kreis.

Welcher Bote? Das Feuer, die Nacht, der Stein,
der erstarrte Baum oder der Vogel, der
seinen eigenen Schrei flieht in der Sintflut des Lichts?

– dann kaum wahrnehmbar, wer zerreißt
das Gesicht, besetzt mit der Kälte der Willenlosigkeit.

Im Schrecken des Tageslichts bersten
Baum, Feuer, zerfallene Erde . . .

Zeit des Aufrufs, Mensch ohne Schatten,
herrliche, furchtbare Klarheit.

*

Aber das Gesicht verfinstert sich, die Hand
sucht eine Spalte. Ein schwaches Feuer
verteidigt die bedrängten Fensterscheiben.
Wer sprach von Licht, und welche Stimmen
in den leeren Küchen verlängerten
die schlaflosen Nächte des September?
Und wer wird kommen, auf welch geheimen Wegen
und die Tür zustoßen und die Vorhänge zuziehen,
wenn, auf der verzehrten Glut,
die nächtliche Hölle der Vögel anbricht.

*

In einem Zimmer mit weißen Scheiben
wurde das Haar geschnitten unter der Maske, unter dem Frost,
und in den Gärten verstreut.

(Herbstzeitlose und Flieder auf den Lidern)

Von einem Geliebten, den der Befehl verbannt,
wurde die unmerkliche Geste versucht.

Aber um Mitternacht drehen zwei Hände die Lampe niedriger,
schließen die Augen, ziehen die Leintücher glatt.

*
Leuchtendes Land, möge dein Feuer
sich lindern und ein Regen den Wind waschen
auf dem Hügel, wo der blutfarbene Vogel
dreimal denselben Schrei ausstieß,

und möge die Güte das Haar lösen
und im dichten Blattspiegel über dem Wasser
das Kleid von den Brüsten gleiten.

Dann wäre das Herz Jasmin,
der Schatten durchlässig und das Haus
voll unterirdischem Flügelgewirr.

*
Beschneide deinen Stolz, nimm die Geste zurück, widme dich
nur dem Brechen der schwärzesten Erde
und vergiß nicht einzuzäunen, zu bewässern.

Möge deine Hand Nachsicht geloben,
möge die Wurzel dein Einverständnis haben
und das Laub in den Wipfeln dein Lob.

Deine Armut kleidet sich mit Durchsichtigkeit,
dein Schatten folgt dem Schatten allen Lebens.
Stumm, schreist du. Schwer, machst du dich frei.
Allein, wirst du von Bienen bewohnt.
Du hältst am Finger das Licht der Welt.

Aus dem Französischen von Vera Botterbusch

Gabi Wehrle
Balance auf der Spitze eines Messers

In nüchternen Nächten wälze Ich mich
auf leblosen Traumkristallen
Kanten zertrümmern die verdorrte Haut
suche meine Fingerkuppen die tasten
auf Wand
suche
eine Art Flüssigkeit für meine Traumkristalle
meine Haut
suche
Euch
schreibe Gedichte über meine Suche
und höre den Vorwurf der Innerlichkeit.

doch Ich suche die Balance.

an naßkalten Tagen
suche den Kopf irgendwo
gelehnt über Zeitungen und Sachbüchern
wo man schreibt
über Tod und Hunger und Gefängnis
suche die Idee
im Gespräch mit
Euch
und Protest
schreibe Gedichte aus Protest
und höre den Vorwurf der Tendenz.

und der Tag
bricht ab
von der Nacht.

doch Ich suche die Balance.
auf der Spitze eines Messers.

Denn Ich entdeckte daß Wir Flüssigkeiten sind in Glas-
behältern und daß Wir ineinander/zerfließen würden wären
Wir nicht in Glasbehältern und in den Nächten stoße Ich
erschrocken vom Gedanken des Todes plötzlich an die Wände
werde zum wogenden Meer und machmal sogar trete Ich über
die Ufer des Glases und versickere fast in die Tiefe
und
manchmal am Tag entreißt mir die Kraft meines Lebens den
Schrei läßt mich überschäumen über die Ränder des Glases
und fast versickere Ich in die endlose Tiefe.

es ist die Balance auf der Spitze eines Messers
ohne das Netz eurer Zärtlichkeit.

unbezwingbarer Drang zu entfliehen mit Euch
ohne
aufzugeben die Farbe meines Wesens

Tag und Nacht
Außen und Innen
Leben und Tod
Ihr und Ich

weil ich nachts oft aufwache und erschrecke weil ich sehe
Ich bin eine Kloake still und kalt mit allem Gift
unserer Zeit vergifte Ich mich und vergesse in Trunkenheit
den Verlust meiner Trauer/Freude vergesse in Trunkenheit die
Tiefe unter mir und die Todesschreie oder unendlich Stürzenden
wenn sie aufreißen mit den Fingernägeln das Fleisch ihrer
Handgelenke.

und ich fürchte mich
vor der Balance
auf der Spitze
eines Messers

denn noch nie
habe Ich einen
Körper aufschlagen
hören am Grund.

Thomas Kade Auf dem zweiten Weg

Stillos, einfach stillos,
so kommst du daher, so ganz
ohne Zielgruppe im Gesicht.
Kann das gelingen? Hast du
nie Angst, daß so ein Tag
niemals enden könnte?
Was im Kalender steht,
hat keine Bedeutung.

Auf der monatlichen
Endabrechnung tauchst du
nicht auf. Erklär mal
deinem persönlichen
Geldberater, daß du auf deine
Überstunden an Trauerarbeit
Kredit haben willst. Ein unverbindliches
Lächeln überzieht sein Gesicht.

Du lebst über den Verhältnissen.
Eine gefährliche Ecke. Niemand bemerkt,
wenn du fällst.

Heidrun Jensen

Abend gesättigt mit Brautjungfern
Tarantellas Kransschleifen Neuzugängen
in blau und rosa Verlautbarungen
aus sicherer Quelle Rush hour Regen

Kein Trost die fortschreitende
Dezimierung des Baumbestandes

im gewesenen Schatten gehen
Stimmen in Rauch auf
in den Wind geschlagene Warnungen

Vögel bauen ihr Nest in
Nirgendwo

Hans Ernst Melzer Asyl

Saime und ich waren immer noch auf der Suche
Nach einem Mond der bewohnbar ist
Für uns alle
Doch eine viel zu schnelle Meute fing uns ab
Im Stacheldrahtlicht mitten am Tag
Und mit blutigen Knien und mit dem Gesicht nach unten
Schmissen sie uns die Papiere für die Ausweisung hin
Doch wir wehrten uns und schrieten auf sie ein:
Würdet ihr unter einer Terrorregierung leben?
Wo die Militärs in nur zwei Jahren
200000 Menschen verhaftet und gefoltert haben
Wo 108 Menschen unter der Tortur verreckt sind
Wo man 47000 Menschen unter Anklage stellt
Vor die unerbittlichen Augen der Offiziere
Und wo 5000 Anträge auf den Tod gestellt werden
Wo die Gewerkschaften und Parteien verboten sind
Wo Kundgebungen und Demonstrationen
Das Verteilen von Flugblättern
Und das Kleben von Plakaten
Mit Grausamkeit und Erniedrigung bestraft wird
Habt ihr schon die vielen deutschen Asylanten vergessen?
Die während des Faschismus
Vor den deutschen Behörden
Vor den deutschen Konzentrationslagern
Vor den deutschen Gesetzen
Vor der GESTAPO geflüchtet sind!
Nach England in die USA oder in die Türkei
Und sie nahmen uns daraufhin die Ausweisungspapiere weg
Vorläufig
Und gaben uns dafür andere
Für den Antrag auf Asyl
Und wir wollten es nicht wahrhaben
Daß auch dies die Freiheit auf den Tod ist
Dann warfen sie uns für zwei viel zu lange Jahre
In das Wirrwarr
Von steinalten und unausrottbaren Vorurteilen
In die Hölle der Diskriminierung bei Polizei und Ausländeramt
Sie warfen meine Freundin Saime und mich
Geger die härteste und längste Mauer die es gibt
Gegen die Mauer der perfekten behördlichen Unmenschlichkeit
Ein strammer deutscher Richter lehnte schließlich
Unseren Antrag auf Asyl ab
Mit der Begründung
Daß die Folter und der Tod und die Gefahr

Zur täglichen Ordnung gehört in unserem Land
Was stimmt!
Was aber kein Grund ist für ein Asyl hier
Saime und ich, wir fragen euch:
Wo geht ihr eigentlich hin
Wenn sie euch in Lager sperren
Wenn sie euch foltern
Wenn sie euch auf der Straße erschießen
Wenn die Gesetze euch nicht mehr schützen
Wenn euch keiner mehr schützt?
Könnt ihr ihn denn immer noch nicht spüren
Den eiskalten Mantel
Den man um euch hängt?

Stefan Kissner
zeit heilt alle wunden

gespräche
mit meinem großvater
enden irgendwann immer
beim krieg.

seine erzählungen
hören sich an
als spräche ich
über meine schulzeit.

nur
wenn er dann schweigt
zeigen sich manchmal
seine narben.

Rainer W. Campmann
Die Freiheit in Chile zum Beispiel

*„Sorgen Sie dafür, daß die Freiheit in Chile erhalten bleibt, damit jeder sagen kann, ich bin ein freier Chilene.“
Franz Josef Strauß auf einer öffentlichen Kundgebung während seiner Chile-Reise im November 1977*

Die Freiheit in Chile
zum Beispiel
häufig kommt sie nachts

Sie tritt die Tür ein
und mit der Faust
schlägt sie dich ins Gesicht
Sie wirft den Tisch um
und mit dem Gewehrkolben
stößt sie dich in die Seite
Sie stopft dir einen Lappen in den Mund

Dann fragt sie:
Wann und wo geboren
und wer du bist
Alles muß seine Ordnung haben

Und wenn du nicht unverzüglich
den Mund aufmachst
bist du eindeutig der
den sie sucht

An den Haaren
schleift sie dich die Treppe hinunter
und verschiebt das Gespräch auf morgen

Die Freiheit in Chile
zum Beispiel
häufig kommt sie nachts

Úlfur Hjörvar
Kindheitsgedicht

Wo ich aufwuchs
wurde die Existenz Gottes
nie in Zweifel gezogen
des Menschen aber häufig
was verständlich war
zu Zeiten wenn keine
ordentlichen Dienstmädchen
zu bekommen waren

Am schlimmsten ging es
beispielshalber zu im Jahr
der Tilgung des Max Jacob
aus der Zahl der Lebendigen

wenngleich er unbekannt war
wo ich aufwuchs

Gabriel di Luca
Bedrohung

Angst. Mein Schatten
zögert, mich zu finden.
Aus meinem finsternen Versteck
suche ich ihn voll Schrecken.
Um mich Schweigen und Nacht.
Aus der Erstarrung reißt mich
die Erinnerung an eine Blume.
Der Wind hat sie geknickt.
Jetzt weiß ich, daß ich schreien muß.

Aus dem Italienischen von Angela Sussdorff

Ulrich Becher
Zweimal letzter Knall

1.
April-Aperçu 1981 p. Chr. n.

Nach der Predigt
war der Fall erledigt.
Der Phallus nicht.
Der behält sein Gesicht
bei Mensch und Tier.
Da sind wir Wir
bis ans Ende des Erdenballes
letztletztten Knalles.
Ihr glaubt mir nicht, wie?
Okay, na dann lest doch einmal
genugsam begreifend, doch ganz ohne Qual
Alb. Einsteins „Relativtheorie“.
Ein Sinnsucher zeit seines Lebens
liest solches bestimmt nicht vergebens.

2.
Margites
Titelheld der Homer zugeschriebenen Vers-Parodie „Viele Dinge verstand er, doch
schlecht verstand er sie alle.“

Dialog von heute:
„Margites? Wer ist das, wer?“
„Titelheld einer Parodie von Homer.“
„Wie, was, wie?“
– von Homer eine Parodie?“
„Margites, ja, ein Titelheld.“
„Der alten Welt?“
„Vielleicht ist sie gar nicht so alt.
Vielleicht sind wir heute schon älter
– jedenfalls spürbar, ja kälter.“

„Was sagte Homer über Margites?“
„Hm na, sowas wie bei-bei dem zieht es.
„Viele Dinge verstand er, doch schlecht verstand er sie
alle.“
„Meinst du, das gilt uns im heutigen Falle?“
„Wörtlich. Homerische Götter, beschützt unsre Welt“
„Tja, die mit kaputtem Himmelszelt –“
„Stimmt, Mensch! Vorm letztletztten Knalle.“

Klaus Winckler †/Horst Holzer
Die unaufhaltsame Liquidation des öffentlich-rechtlichen
Rundfunkprinzips durch Kabelfernsehen und „Neue“ Lan-
desmediengesetze?¹

In Erinnerung an Klaus Winckler, der am 10.6. 1983 verstorben ist.

Wir wollten den folgenden Beitrag gemeinsam schreiben. Nach Klaus' Tod habe ich meine Aufgabe darin gesehen, die Ergebnisse unserer Gespräche zu dem Thema im besonderen und zur gewerkschaftlichen Medienpolitik im allgemeinen zusammenzufügen, um Klaus' Intention, die er beruflich und politisch verfolgte, deutlich werden zu lassen.

Die, die um ihn trauern, sollten dem verpflichtet bleiben, was für ihn das Zentrale war: der Kampf gegen Unterdrückung, Ausbeutung und das störrische Bewußtsein, nichts sei zu ändern; die Hoffnung auf ein alltäglich-solidarisches Zusammensein, das subjektive Freiheit und Integrität ermöglicht.

Horst Holzer

Während „Süßer die Glocken nie klingen“ über die bayerischen Berge und die rheinland-pfälzischen Täler schallt, wird Hand an das öffentlich-rechtliche Rundfunkprinzip gelegt und zwar in einem Ausmaß, das die bisherigen Attacken von Kapital und Staat nicht erreichten. Denn ab 25.12. 1983 (Bayern) und 1.1. 1984 (Rheinland-Pfalz) gibt es in München und in Ludwigshafen-Frankenthal privatwirtschaftliches Kabelfernsehen unter landesstaatlichem Schutz, im Rahmen der (auch schon zur Debatte stehenden) Netzkompetenz der Bundespost und offenbar weit entfernt von jeder „Rückholbarkeit“².

I. Vom Sinn des öffentlich-rechtlichen Rundfunkprinzips

Nun könnte man sagen, und dieses Argument wird sowohl bei Gegnern wie bei Verfechtern des öffentlich-rechtlichen Prinzips vertreten, die Jeremiade über den „kapitalen“ Einbruch ins öffentlich-rechtliche Revier sei insofern scheinheilig, als ja längst ein kommerzieller Fuß nicht nur in der Tür, sondern auf dem Boden des öffentlich-rechtlichen Rundfunks steht:

beispielsweise durch dessen Anbindung an das Elektro-, Elektronik- und Chemiekapital, an die profitablen Produktions- und Filmeinkaufsgesellschaften, an die Film-, Schallplatten- und AV-Konzerne, an die Nachrichtenagenturen und nicht zuletzt an die Phalanx des werbetreibenden Kapitals;

beispielsweise durch die kommerzielle Tätigkeit der Anstalten auf dem internationalen Programm-Markt und im Gefolge ihrer geschäftstüchtigen „Werbetöchter“, die über TransTel – eine Kooperation zwischen ARD, ZDF und der Bundesregierung- unter anderem einen schwunghaften Programmexport in Länder der Dritten Welt betreiben;

beispielsweise durch die Anklammerung der Anstalten an kapitalkräftige „Dritte“ (Zeitungsverleger) bei dem Unternehmen „Videotext“, den geplanten lokalen

Hörfunkversuchen in Baden-Württemberg und der anstehenden „Besetzung“ der Kanäle des bundesdeutschen Fernsehdirektsatelliten TV-SAT. Obwohl die Fixierung der Anstalten auf revierfremde Bezugsgrößen unbestreitbar ist und durch die Dominanz der Kapitaleigner und ihrer parteilichen, staatsbürokratischen, verbandlichen und sonstigen Kolonnen in den Rundfunk- und Fernsehräten untermauert wird, möchte ich aber dennoch darauf beharren: Das geht nicht zu Lasten des Prinzips, sondern ist dessen gesellschafts-politischer Realisation geschuldet. Das öffentlich-rechtliche Prinzip ist mehr als ein Deckmantel, unter dem sich zur Zeit zweifellos profitable Volksverdummung (Denver-Clan etc.), machtsichernde Herrschaftsproklamationen (Journalisten fragen/Politiker antworten etc.) und absatzfördernde (Werbe-)Unterhaltung (Vorabendprogramm etc.) ausgiebig breitmachen. Denn das öffentlich-rechtliche Prinzip hält zumindest im Ansatz fest, daß der Rundfunk ein „kollektives Gut“ ist und als gesellschaftskonstitutiver Faktor auch der *gesellschaftlichen*, der *„vergesellschafteten“* Organisation bedarf. Im öffentlich-rechtlichen Prinzip steckt daher drin, daß sich – über seinen Konstruktionsmechanismus, die Rückbindung des Rundfunks an die sogenannten „gesellschaftlich relevanten Kräfte“ – die Mehrheit der Bürger, insbesondere die werktätigen Menschen und ihre Familien eine Bastion schaffen können, von der aus sie – entsprechend ihrer Stellung im gesellschaftlichen Klassenverhältnis – die Entwicklung und Anwendung wesentlicher Kommunikationsmittel beeinflussen. Diese Chance, die das öffentlich-rechtliche Prinzip gerade den werktätigen Menschen und ihrer wichtigsten, der gewerkschaftlichen Organisation offenhält, muß deshalb energisch verteidigt und auf die „alten“ wie die „neuen“ elektronischen Medien angewendet werden. Daß das angesichts der heranbrausenden Privatfunk-Flut und der Lascheit vieler, die sich durchaus als Verfechter des öffentlich-rechtlichen Prinzips verstehen, gelingen könnte, ist zur Zeit mehr als fraglich. Gerade im Hinblick auf letztere scheint es eher so zu sein, daß man sich angesichts der Kabel- und Satellitenexpansion mit einem Eckendasein des öffentlich-rechtlichen Rundfunkprinzips zufrieden gibt; mit einer Existenzweise also, in der dieses Prinzip schon mittelfristig unter dem Polit- und Profitdruck der programm-, dienste- und auch netzverwertenden Kapitale verkommen dürfte. Eine solche „Bescheidenheit“ rettet das öffentlich-rechtliche Prinzip nicht. Sie leistet vielmehr ungewollt Beihilfe zur Einrichtung eines kabel- und satellitengestützten TV-Supermarkts, der über jeden Gebrauchswert des Mediums, welcher seinen Rentabilitätserwartungen nicht entspricht, hinwegrollt und von den Interessen und Bedürfnissen des Publikums nur das ausschachtet, was „kapitalisierbar“ ist.

II. Die Kabelfernseh-Projekte in München/Ludwigshafen-Frankenthal und ihre organisationspolitischen Folgen³

Aber läßt denn die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts, lassen denn seine Interpretationen von Art. 5 GG einen solchen profitökonomischen „Wildwuchs“ zu? Hat denn das BVG mit seinem „Saarland“-Urteil den Privatfunkplänen nicht einen Riegel vorgeschoben? Ich möchte zunächst am Beispiel der beiden Kabelfernseh-Projekte zeigen, wie die BVG-Auslegung von Art. 5 GG so umgangen, besser: genutzt werden kann, daß die beispielsweise im „Saarland“-Urteil

angedeutete Stützung des öffentlich-rechtlichen Rundfunkprinzips voll auf der Strecke bleibt.

Nach der aktuellen Rundfunk-, Staats- und Verfassungsrechtslage steht fest, daß das Kabelfernsehen eindeutig Rundfunkcharakter hat. Dieser Ausgangspunkt muß aber insofern relativiert werden, als er nur für das Kabelprogrammfernsehen gilt, nicht jedoch für die sogenannten *Kabeldienste* (Informations-, Abruf-, Dialogdienste), die dem Rundfunkbegriff nicht – zumindest nicht eindeutig – zu subsumieren sind und daher gerade von den privatwirtschaftlichen Interessen lautstark der „Individualkommunikation“ zugewiesen werden. Auf jeden Fall unterliegt jedoch das Kabelprogrammfernsehen präzise dem herrschenden Rundfunkrecht und damit den Grundsätzen, die – laut „Saarland“-Urteil des BVG – die „verfassungsrechtliche Gewährleistung der Rundfunkfreiheit“ garantieren, und zwar auch dann, „wenn die (durch Knappheit der Sendefrequenzen und hohen finanziellen Aufwand für die Veranstaltung von Rundfunksendungen bedingte) Sondersituation des Rundfunks im Zuge der modernen Entwicklung entfällt“. Man soll sich hier allerdings nicht der Täuschung hingeben, das BVG habe mit seinem „Saarland“-Spruch (oder mit früheren Urteilen) die private Nutzung des Rundfunks und damit des Kabelprogrammfernsehens untersagt. Deutlich fixiert hat das BVG dagegen: *Jede* (ob private oder wie auch immer geartete) Nutzung des Rundfunks und – wie in unserm Fall – des Kabelprogrammfernsehens kann nur unter zweierlei, gesetzlich zu verankernden Voraussetzungen erfolgen: erstens, wenn sie den Kriterien der „Meinungsvielfalt“ und der „inhaltlichen Ausgewogenheit, Sachlichkeit und gegenseitigen Achtung“ entspricht; zweitens, wenn sie organisatorisch an den (vom BVG unterstellten) Pluralismus der gesellschaftlichen Gruppierungen rückgebunden, im Rahmen einer „begrenzten“ staatlichen, rundfunkgesetzlichen Rechtsaufsicht zu betreiben und insgesamt dem „freien Spiel der Kräfte“ entzogen ist. Daß hiermit dem öffentlich-rechtlichen Rundfunkprinzip leider keine allzu verlässliche Stütze gegeben worden ist, sondern einschlägig Interessierte eher dazu aufgefordert werden, „neuartige“ Konstruktionen zu erfinden, um dieses Prinzip aus dem Wege zu räumen, wird sich gleich zeigen.

In München wird im Rahmen der postalischen Netzkompetenz das Kabelfernseh-Projekt über die „Münchner Pilot-Gesellschaft für Kabelkommunikation (MPK)“ organisiert, in deren vertraglicher Festlegung so getan wird, als sei die Beachtung der verfassungsrechtlichen Rundfunkbestimmungen (und damit des Art. 111 a der Bayerischen Verfassung: „Rundfunk in öffentlich-rechtlicher Trägerschaft“) selbstverständlich. Realiter läuft hier aber nur ein schlichter Trick ab. Die MPK ist aufgrund eines „Gesellschafts- und Grundvertrags“ (Juli 1982) zustande gekommen, der von der bayerischen Staatsregierung nach Absprache mit den „interessierten Kreisen“ initiiert wurde. Laut Vertrag haben sich die Staatsregierung (20 %), der Verband Bayerischer Zeitungsverleger (Mediengesellschaft Bayerischer Tageszeitungen – 10 %), der Bayerische Zeitschriftenverband (Bayern Tele – 10 %), die Gruppe der AV-, Film- und Fernsehproduzenten (Interessengemeinschaft Neue Medien – 20 %), die Industrie-, Handels- und Handwerkskammer München und Oberbayern (10 %), die Landeshauptstadt München (10 %), der Bayerische Rundfunk (10 %) und das ZDF (10 %) zu einer sogenannten „Technischen Zentrale“ zusammengeschlossen, die für die „rein“ technische Abwicklung

des Projekts zuständig ist. Das heißt: In dem Gesellschafts- und Grundvertrag ist festgelegt, wer als Kabelprogrammveranstalter tätig werden und sein Angebot in die „Technische Zentrale“ zur Ausstrahlung „einspeisen“ darf. Als Veranstalter sind nun vor allem jene vorgesehen, die auch die Träger der „Technischen Zentrale“, der MPK stellen. Der oben so bezeichnete Trick zur Umgehung der rundfunkrechtlichen Bestimmungen besteht nun darin, daß jener Gesellschafts- und Grundvertrag Folgendes fixiert: a. Das gesamte Angebot, das über das Münchner Kabelnetz befördert wird, wird in drei Bereiche eingeteilt – in den „konventionellen“ Rundfunk, in die projektspezifischen Rundfunkversuchsprogramme und in die projektspezifischen Kabeldienste. b. Für den „konventionellen“ Rundfunk sind BR und ZDF kompetent, die auch die von anderen in- und ausländischen Rundfunkanstalten in das Projekt übernommenen Sendungen bereitzustellen haben. c. Die projektspezifischen Rundfunk-/Fernsehversuchsprogramme werden per Vertrag – sozusagen in Form einer „Innovationsklausel“ der „Eigengestaltung“ durch die „Presse“ und die „Film- und AV-Unternehmen“ anheimgegeben; deren angebliche „innovatorische Angebote“ werden zwar hochgejubelt – über deren irgendwie geartete rundfunkrechtliche Kontrolle gibt aber kein Paragraph des Vertragswerks definitive Auskunft. d. Die Kabeldienste (Teleschriftformen, Kabeltextdienste, insbesondere jedoch Zielgruppenveranstaltungen und Pay TV, dem ohne viel Federlesen die Rundfunkqualität abgesprochen wird) stehen ohne Bedingungen dem privatwirtschaftlichen Zugriff vor allem der Kommunikationskapitale offen.

Insofern fällt es der bayerischen Staatsregierung selbstverständlich leicht, ihre tiefe Verbundenheit mit Art. 111a der Landesverfassung immer wieder hervorzuheben. Denn die „Respektierung“ von BR/ZDF (auch im Hinblick auf deren „neue“ Lokal- und Musikbeiträge zum Kabelprojekt) ist für die Staatsregierung und die von ihr vertretenen Kapitale gerade der Schleier, hinter dem die letzteren ihre „Versuchsprogramme“ starten und sich mit staatlicher Unterstützung als „eigenverantwortliche“ Programmträger einnisten. Diese günstige Position wird den profitwirtschaftlichen Programmveranstaltern laut Gesellschafts- und Grundvertrag noch erheblich verüßt: BR und ZDF müssen sich nämlich bei den Sendungen, die nicht zu ihrem gängigen Programm gehören, sondern eigens für das Kabelprojekt produziert werden, den „Versuchszielen“ des Projekts in besonderem Maße anpassen, Zielen, die im Rahmen der MPK formuliert und vor allem von den kommerziellen Gesichtspunkten der Kommunikationskapitale dominiert werden.

Momentan macht sich bei der bayerischen Staatsregierung und in der CSU-Landtagsfraktion allerdings die Auffassung breit, daß die bisher geltende Organisationsform des Münchner Projekts doch ziemlich brüchig ist, wenn es um die Fundierung einer privatwirtschaftlichen Programmträgerschaft geht. Das organisationspolitische Manko findet sich dort, wo die Frage zu beantworten ist, in welcher Relation die privatwirtschaftlichen „Testprogramme“ denn nun zu Art. 111a der bayerischen Verfassung stehen. Wenn Art. 111a Genüge getan werden soll, müßten die Programme „eigentlich“ vom BR, also von dessen Intendanten abgenommen und verantwortet werden. Eine solche Vorgehensweise wäre jedoch nicht nur eine abenteuerliche Machenschaft, weil der BR dann Programme zu verantworten hätte, die weder nach seinen (wie auch immer zu bewertenden)

öffentlich-rechtlichen Bedingungen zustandegekommen sind noch entsprechend seinen (wie auch immer zu bewertenden) öffentlich-rechtlichen Zielen ausgestrahlt werden. Eine solche Vorgehensweise wäre zudem – und das ist zweifellos das entscheidende Argument – insofern nicht tauglich, als sie das Projekt an den BR koppelt –, ein Tatbestand, der selbst bei der CSU-Lastigkeit des Senders für den Start ins kommerzielle Kabel-Land nicht sonderlich günstig wäre. Aus diesem Dilemma haben Staatsregierung und CSU-Fraktion offenbar den Schluß gezogen, das mit unsicheren Tiefen versehene Gesellschafts- und Grundvertragswerk durch eine neue Organisationsform zu ersetzen, die von der Einrichtung einer eigenständigen öffentlich-rechtlichen Anstalt für bayerische Kabelkommunikation ausgeht. Damit dennoch am 25.12. 1983 das Münchner Projekt abfahren kann – die mittlerweile vorhandenen kommerziellen Programmanbieter (von Beckenbauers Sportprogrammgesellschaft ROFA bis zu der AV-Arbeitsgemeinschaft für Kabelkommunikation) bestehen offensichtlich schon aus kalkulatorischen Gründen auf diesem Termin –, muß die Gründung einer solchen Anstalt schnellstens über die Bühne gehen. Deshalb soll bereits vor den parlamentarischen Sommerferien ein entsprechender Gesetzentwurf in den bayerischen Landtag ein- und blitzartig als Gesetz wieder herausgebracht werden. (Welche Rolle dann die MPK noch spielen könnte, ist zur Zeit eine offene Frage.) Was ein derartiges Gesetz und damit die Etablierung einer öffentlich-rechtlichen Anstalt für Kabelkommunikation bringen können, möchte ich anschließend am Beispiel des Kabelprojekts Ludwigshafen-Frankenthal beschreiben.

In Ludwigshafen-Frankenthal wird – ebenfalls im Rahmen der postalischen Netzkompetenz – das Projekt von einer so bezeichneten „Anstalt für Kabelkommunikation“ betrieben –, einer Einrichtung des öffentlichen Rechts, die per „Landesgesetz über einen Versuch mit Breitbandkabel“ (Dezember 1980) abgesichert ist und unter deren Dach „eigenverantwortliche“ private, privatwirtschaftliche Programmträgerschaft vonstatten gehen soll. Organisationspolitischer Knackpunkt der Anstalt ist die sogenannte „Versammlung“, die – vergleichbar einem Rundfunkrat – den „Pluralismus der gesellschaftlich relevanten Kräfte“ (von der Landesregierung über die Parteien zu den Verbänden) repräsentieren soll und seit Juni 1982 als (angebliches) Aufsichtsgremium des Projekts amtiert. Durch diese Konstruktion soll im Hinblick auf die privatwirtschaftliche Programmträgerschaft – um die es der rheinland-pfälzischen Landesregierung vor allem geht – den bundesverfassungsgerichtlichen Auflagen entsprochen werden: Die „Versammlung“ fungiert als öffentlich-rechtliche Kontrolle der privatwirtschaftlichen Programmträger (und übrigens auch der privatwirtschaftlichen Diensteanbieter), die im Rahmen dieser Kontrolle „eigenverantwortlich“ tätig sind. Das Abstruse einer solchen Konstruktion besteht darin, daß – da laut Gesetz „eine Teilnahme am Versuch als Veranstalter... die Mitgliedschaft in der Versammlung nicht (ausschließt)“ – die privatwirtschaftlichen Programmträger, die „freien Veranstalter“ (B. Vogel), gleichzeitig Programmverantwortung haben und Programmkontrolle ausüben. Denn während im Modell des öffentlich-rechtlichen Systems eine strikte Trennung zwischen kontrollierenden gesellschaftlichen Gruppierungen und zu kontrollierender Geschäfts- und Programmführung vorgesehen ist, kann eine derartige Trennung beim Projekt Ludwigshafen-Frankenthal sozusagen prinzipiell nicht realisiert werden: Unter den gesellschaftspolitischen Voraussetzungen, von

denen das rheinland-pfälzische Gesetz ausgeht, sind die zu kontrollierenden privatwirtschaftlichen Programmträger „notwendigerweise“ Teil des kontrollierenden „Interessenpluralismus“, der in der Versammlung vertreten ist. Der Landesregierung ist dieser Tatbestand und die Brüchigkeit des Gesetzes selbstverständlich klar. Sie versucht, letztere dadurch zu kitten, daß sie neben Programmkontrolle und Programmverantwortung als drittes die Zulassung zur Programmveranstaltung einführt. Und darüber entscheidet sie, die Landesregierung, *allein*; die „Versammlung“ hat hierbei nichts zu bestellen – sie kann höchstens Kommentare zu den Anträgen auf Programmträgerschaft abgeben, die an die Landesregierung gerichtet werden. (Inzwischen sind als Veranstalter u. a. zugelassen: die Erste Private Fernsehgesellschaft – Rheinpfalz-Verlag/Neue Medien GmbH des BDZV; die Programmgesellschaft für Kabel- und Satellitenfunk – Deutscher Raiffeisenverband, Bundesverband der Volks- und Raiffeisenbanken und Verband der Gewerblichen Waren- und Dienstleistungsgesellschaften/REWE, EDEKA; die Pilot-Medien-GmbH – IHK Pfalz, DIHT, Handwerkskammer Pfalz, Landwirtschaftskammer Rheinland-Pfalz, BDI, BDA und Landesverband der rheinland-pfälzischen Unternehmensverbände/LVU mit starker Beteiligung von BASF.)

Die Ludwigshafener „Anstalt für Kabelkommunikation“ hat demnach ein „doppeltes“ Funktionsprinzip: Einerseits wacht in der „Versammlung“ der „Pluralismus der gesellschaftlich relevanten Kräfte“ über das Projekt, das aber selber von einem gewichtigen Teil des „Pluralismus“ mitorganisiert wird. Andererseits wird diese „*binnenpluralistische*“ Seite der Anstalt durch eine Art „*Außenpluralismus*“ der Programm- (und Dienste-) anbieter ergänzt, über dessen Zustandekommen allein die Landesregierung entscheidet und der im Endeffekt nichts mehr als eine kleine Kohorte aus dem großkapitalen Kommerz sein wird. Was heißt: im Schatten eines „öffentlich-rechtlichen“ Daches wird hier der Privatfunk mit direkten, unmittelbar an kommunikationskapitalistische Ambitionen rückgebundenen staatlichen Weisungen (= Zulassungsbedingungen) durchgesetzt. Wie intensiv die rheinland-pfälzische Landesregierung um das Wohlergehen der Kapitale bemüht ist, die sich für das Kabelprojekt interessieren, ist auch daran abzulesen, daß nicht nur den Software-, sondern ebenso den Hardware-Unternehmen annehmbare Anlagechancen geboten werden. Die Landesregierung ist nämlich – im Einvernehmen mit der Bundespost – dabei, den Antrag des US-amerikanischen Kabelkonzerns Warner Amex (Warner Communications/American Express) zu bewilligen, der sich beim Projekt Ludwigshafen sowohl an der Programm- wie an der Netzträgerschaft beteiligen will⁶. Letzteres ist dann möglich, wenn die Post im Rahmen ihrer Netzkompetenz freie Bahn gibt und aufgrund des Paragraphen 2a des Fernmeldeanlagengesetzes eine, auch an „Private“ auszuhändigende Lizenz zum Aufbau und Betrieb eines Netzes bewilligt. Würde Warner Amex als Programm- und Netzträger akzeptiert, stünde die rheinland-pfälzische Landesregierung nicht nur bei der Privatisierung der Programm- und Netzträgerschaft an vorderster Front. Die Landesregierung hätte zudem noch einen weiteren entscheidenden Schritt in die marktwirtschaftliche Rundfunkwelt getan: sie wäre nämlich dann drauf und dran, ein wesentliches medienpolitisches, medienrechtliches Prinzip zu ruinieren: das Prinzip der strikten Trennung von Netz- und Programmkompetenz – und die Ruine zur privat- und profitwirtschaftlichen Ausschachtung

freizugeben.

Die Landesregierungen in Bayern und Rheinland-Pfalz (und die, die sie ökonomisch-politisch vertreten) sind an einer irgendwie zusammengeschusterten „öffentlich-rechtlichen“ Attrappe interessiert. Das aber nur, um hinter dieser um so energischer den „Monopolanspruch“, den „Ausschließlichkeitscharakter der Rundfunkordnung“ (B. Vogel) zu bekämpfen und die „Rundfunkfreiheit (zur) Rundfunkunternehmerfreiheit“ (SPD-Landtagsfraktion Rheinland-Pfalz) zu machen. Eine derartige Freiheit werden allerdings langfristig nur wenige Unternehmen wahrnehmen können, nämlich jene, die aufgrund ihrer Kapitalmasse die nicht unerheblichen ökonomischen und organisatorischen Mittel haben, um hier einzusteigen und mit Gewinnperspektive durchzuhalten. Daß das primär auf die hochorganisierten Multimediakapitale (Bertelsmann, Springer) und – soweit es den Bereich einer möglichen Netzträgerschaft angeht – die marktbeherrschenden Elektro(nik)konzerne (Siemens, Philips, SEL) zutrifft, versteht sich sozusagen von selbst. Vorwiegend Unternehmen dieses Kalibers sind unter den aktuellen Akkumulationsbedingungen imstande: a. den nötigen Investitionsaufwand zu leisten, b. „attraktive“ und deshalb gut verkaufbare Programme und Dienste zu produzieren, c. zudem solche Angebote zu offerieren, die als günstiges „Werbeumfeld“ entsprechende Gelder locker machen, d. (in Absprache mit der Post) taugliche Netze hinzulegen und e. (zumindest in den ersten Jahren) auf den Gewinn vor allem aus dem Programm- und Dienstegeschäft zu warten und im Bedarfsfall finanziell einiges zuzubuttern. Ob die interessierten Kapitale (die zudem den Rahm von den „kabelinduzierten“ Konzentrations- und Monopolisierungsbewegungen abschöpfen möchten) dabei tatsächlich ihren Profit eintreiben können, oder ob sie insbesondere aufgrund fehlender (finanzieller) Resonanz beim Publikum in eine Dauerrechnung mit roten Zahlen hineinschliddern, ist im vorliegenden Zusammenhang allerdings nicht das Problem. Das Problem ist vielmehr: Der staatlich geschützte Kapitalangriff auf das öffentlich-rechtliche Rundfunkprinzip – unabhängig davon, ob er als profitabler Durchbruch oder als Kabelruinen schaffender Flop endet – demoliert durch seine pure Existenz und den dadurch ausgelösten, von den Anstalten kaum durchzustehenden Programm-, Werbe- und Gebührenkampf dieses Prinzip entscheidend. Kapital und Staat sind dabei, eine – trotz aller Mängel und Defizite – wichtige soziale Errungenschaft zu zerstören, die immerhin an die Stelle privat-willkürlicher Kapitalverwertung das Prinzip einer gesellschaftlichen, einer vom Zusammenhang der gesellschaftlichen Gruppen zu kontrollierenden Organisation gesetzt hat, um deren Bestimmung vor allem im Interesse der arbeitenden Menschen es sich zu kämpfen lohnt. Die Frage ist natürlich, ob dieser Umgang mit dem öffentlich-rechtlichen Prinzip den BVG-Interpretationen, insbesondere dem Saarland-Urteil entspricht. Ist der Forderung des BVG, der (Kabel-)Rundfunk dürfe nicht dem „freien Spiel der Kräfte“ überantwortet werden, bereits dadurch Genüge getan, daß dieses „freie“ als staatsmonopolistisches Spiel der Kräfte gesetzestreu „geordnet“ wird? Ich komme hierauf später noch einmal zurück.

III. Rheinland-Pfalz in Niedersachsen und das Konzept des „Reinen“ Außenpluralismus in Baden-Württemberg

Das rheinland-pfälzische „Landesgesetz über einen Versuch mit Breitbandkabel“ hat die Albrecht-Regierung in Niedersachsen zum Anlaß genommen, ein Landesrundfunkgesetz zu „entwerfen“, demzufolge der gesamte Rundfunkbereich – drahtlos und „gekabelt“ – genauso organisiert werden soll wie das Kabelprojekt Ludwigshafen-Frankenthal. Neben das öffentlich-rechtliche System, das, paragraphisch festgelegt, weitersenden „darf“, treten privatwirtschaftliche Programm- und Diensteanbieter, die von der Landesregierung zugelassen und deren Hörfunk- oder Fernsehbeiträge von einem Landesrundfunkausschuß (= „Versammlung“ in der rheinland-pfälzischen „Anstalt für Kabelkommunikation“) „kontrolliert“ werden. Obwohl im Unterschied zur rheinland-pfälzischen „Versammlung“ die Programm- und Dienstveranstalter (sowie ihre jeweiligen Branchenverbände) im Landesrundfunkausschuß keinen Sitz haben und sich allenfalls durch die Delegierten der Arbeitgeberverbände „vertreten“ lassen können, wird das angestrebte Ergebnis in Niedersachsen das nämliche sein wie in Rheinland-Pfalz: die hinter einem „öffentlich-rechtlichen“ Mäntelchen durchgeboxte Etablierung des Privatfunks und die Aufzäumung einer staatlichen Rundfunkordnung, die den „Konkurrenzdualismus“ (E. Albrecht) zwischen privatwirtschaftlichem und öffentlich-rechtlichem (Kabel-)Rundfunk mit der Absicht verankert, dadurch ein rasches Siechtum des letzteren auszulösen. Das Albrecht-Kabinett hofft darauf, daß der von ihm eingebrachte Entwurf zum Landesrundfunkgesetz vom Landtag so zügig und positiv behandelt wird, daß schon im Frühjahr 1984 die erste Privatfunk-Lizenz vergeben werden kann. (Das Netz-„Monopol“ der Bundespost soll in Niedersachsen offensichtlich auch durch die Vergabe von Lizenzen an private Träger ausgehöhlt werden.)

Um es noch einmal zu betonen: Mit dem niedersächsischen Landesrundfunkgesetz soll das öffentlich-rechtliche System nicht nur dadurch eine „Konkurrenz“ erhalten, daß ihr ein privatwirtschaftlicher *Kabelfunk* an die Seite gestellt wird. Attackiert wird das öffentlich-rechtliche System auch in seinem eigenen – *drahtlosen* – Terrain, in dem ebenfalls eine privatwirtschaftliche Programmrägerschaft möglich sein soll. Spekuliert wird hierbei zunächst auf den Hörfunkbereich, für den ab 1985 flächendeckende Frequenzen im Sektor 100-104 MHz vorhanden sein werden; die Verabschiedung eines nationalen „Frequenzzuteilungsplans“ steht für die BRD unmittelbar an.

In die gleiche Kerbe wie das niedersächsische Landesrundfunkgesetz soll auch das Landesmediengesetz schlagen, das die Späth-Regierung als Entwurf im baden-württembergischen Landtag eingebracht hat. Das Landesmediengesetz ist als Grundlage für die Organisation des Kabelfernsehens, des Kabelfunks und gleichzeitig für die „Neuordnung“ des gesamten Rundfunks gedacht. Es hat nach Auffassung des Kabinetts die Aufgabe, einerseits private Programmrägerschaft festzulegen und andererseits zu unterbinden, daß der private (Kabel-)Rundfunk nicht dem „freien Spiel der Kräfte“ anheimfällt. Das soll durch zweierlei bewerkstelligt werden: durch eine an den Landtag gebundene Zulassungspraxis und durch den Mechanismus des „Außenpluralismus“, der hier die nämliche Rolle spielen soll wie in Rheinland-Pfalz und Niedersachsen. Allerdings mit einem Unterschied: Wären die rheinland-pfälzischen und niedersächsischen Verord-

nungen den „Binnenpluralismus“ (Versammlung der „gesellschaftlich relevanten Kräfte“) noch als „öffentlich-rechtliches“ Alibi, so verzichtet der baden-württembergische Entwurf völlig auf solchen „Schnickschnack“. Hier wird schlicht davon ausgegangen, daß sich der – den gesellschaftlichen Verhältnissen unterstellte – Pluralismus von Meinungen, Interessen und Gruppen umstandslos in einer Ansammlung von privaten Veranstaltern durchsetzt, bei denen P bekanntermaßen nicht für Pluralismus, sondern für Profit steht. Daran wird auch das im Entwurf vorgesehene Zulassungsritual nichts ändern, das von der „Landesanstalt für Kommunikation“ inszeniert wird – einem fünfköpfigen, vom Landtag gewählten Gremium. Die Landesanstalt wird offensichtlich als die rundfunkpolitische „Verlängerung“ des im Landtag komprimierten „Volkswillens“ interpretiert, die zweifellos eine exquisite Liaison zwischen christdemokratischer Mehrheitspartei und Kommunikationskapital begünstigt.

Der organisationspolitische Kern des baden-württembergischen Entwurfs basiert demnach auf dem Konzept des „reinen Außenpluralismus“. Dieser ist, laut Späth-Regierung, dann effektiv „realisiert“, wenn „zwischen 17 und 23 Uhr täglich mindestens 30 private Programme (gemeint sind je 30 Programme für Hörfunk und Fernsehen – H. H.) von je mindestens einer halben Stunde Dauer verbreitet werden können (ob drahtlos oder per Kabel, ist egal – H. H.)“; und wenn – da liegt der größte Hase im Pfeffer – „mindestens vier Zulassungen für dieselbe Programmart (HF oder TV – H. H.) ausgesprochen sind oder gleichzeitig ausgesprochen werden“. Schlicht und einfach heißt das: Es müssen nicht etwa 60 Anbieter am Werke sein, um den landesmediengesetzlichen „Außenpluralismus“ zu verwirklichen (für die im Entwurf genannten 60 Anbieter müssen nur die *technischen*, von der Post und möglicherweise von privaten Netzträgern zu schaffenden *Send- und Übertragungsbedingungen* installiert sein). Zur Herstellung des „Außenpluralismus“ genügen bereits acht Veranstalter. Ob diese Zahl deshalb so niedrig ist, weil die „einstiegsfähigen“ Kommunikationskapitale auch nicht so zahlreich sind, kann der baden-württembergischen Landesregierung nicht mit letzter Schlüssigkeit nachgewiesen werden. Klar ist jedoch, daß via „Außenpluralismus“ – und zwar auch dann, wenn er von einem Landtagsausschuß (= Landesanstalt) „überwacht“ wird – das „freie Spiel der Kräfte“ mit den Kommunikationsmöglichkeiten und den Kommunikationsbedürfnissen des Publikums nicht nur nicht verhindert, sondern extrem gefördert wird. Gefördert wird zudem – da sich im „Außenpluralismus“ aufgrund der ökonomischen und organisatorischen Anforderungen zweifellos die kapitalstarken Interessenten durchsetzen werden – der gerade von diesen bewirkte und die öffentlich-rechtlichen Anstalten in ihrer Programm-, Werbe- und Gebührensituation hart treffende Konzentrations- und Monopolisierungssog. Hieraus dürften besonders knallige Blüten sprießen, wenn das private Programm- und Dienste- mit dem privaten Netzgeschäft gekoppelt werden kann. Ein günstiger Ansatzpunkt dazu wäre die bereits bestehende Verbindung zwischen Springer und Siemens/Philips (deren starke Position im sogenannten „Endgerätemarkt“ noch einen zusätzlichen Akzent setzt) – vermittelt über die Verflechtung von Polygram (50:50-Ableger von Siemens/Philips) und der Produktionsgesellschaft „Studio Hamburg“, an der der Springer-Verlag maßgeblich beteiligt ist.

IV. Gegenwehr

Da die KTV-Projekte in München/Ludwigshafen-Frankenthal offensichtlich stattfinden werden und die Verabschiedung der Landesmediengesetze in Niedersachsen/Baden-Württemberg aufgrund der Mehrheitsverhältnisse kaum zu blockieren sein dürfte, ist es in der Tat erstaunlich, mit welcher Gelassenheit (oder Apathie?) die Zerstörung des öffentlich-rechtlichen Systems und seines Organisationsprinzips von vielen zur Kenntnis genommen werden, die sich erklärtermaßen als Gegner des Privatfunks und als Verteidiger der verfassungsrechtlichen Grundlagen des Rundfunks verstehen. Liegt das daran, daß immer noch nicht begriffen wird, wie ernst es die Privatfunk-Ritter meinen und wie weit mittlerweile ihre Schritte zur Zerschlagung des öffentlich-rechtlichen Prinzips gediehen sind? Oder liegt das – umgekehrt – daran, daß die Einrichtung des Privatfunks bereits als nicht verhinderbarer Tatbestand akzeptiert wird, der nur noch die Frage aufwirft, wie man die öffentlich-rechtlichen Restbestände mit dem „unvermeidlichen“ Hörfunk- und Fernsehkommerz in „Einklang“ bringt?

Warum hat die SPD Rheinland-Pfalz den Versuch aufgegeben, das rheinland-pfälzische „Landesgesetz“ zum Gegenstand einer (Bundes- und Landes-)Verfassungsklage zu machen und dieser den Widerspruch zwischen Gesetzestext und „Saarland“-Urteil des BVerfG zugrunde zu legen? Warum hat die SPD Bayern nichts unternommen, um den Verstoß des Gesellschafts- und Grundvertrags gegen Art. 111 a der bayerischen Verfassung in Informations- und Diskussionskampagnen anzuprangern und den Weg zum Bayerischen Staatsgerichtshof vorzubereiten? Warum ist aus dem einst von der IG Druck & Papier in Auftrag gegebenen Gutachten nichts politisch Vernünftiges geworden, mit dem die Verfassungswidrigkeit des rheinland-pfälzischen „Landesgesetzes“ bloßgestellt werden sollte? Warum wird im Hinblick auf die Vorgänge in Baden-Württemberg und Niedersachsen von SPD und DGB keine wirksame Aufklärung über die CDU-Machenschaften betrieben und dabei die politische und verfassungsgerichtliche Gegenwehr in die Wege geleitet? Warum betrachtet der DGB(-Bundesvorstand) die faktisch ablaufende Liquidation des öffentlich-rechtlichen Prinzips nicht als einen zentralen Angriff auf grundlegende Lebensbedingungen der werktätigen Menschen und ihrer Familien, der dementsprechend demonstrations- und streikpolitisch zurückgewiesen werden muß? Was ist insgesamt von den SPD- und DGB-Antikabelprotesten (letztere gerade wieder von den DGB-Landesbezirken Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen vorgebracht) zu halten, wenn die SPD-Mehrheitsfraktion im Ludwigshafener Stadtrat dem Bau der Kabelzentrale offiziell zustimmt; wenn ein prominentes SPD-Mitglied (Ulrich Lohmar) dem Vorstand der Ludwigshafener „Anstalt für Kabelkommunikation“ angehört; und wenn die rheinland-pfälzische SPD-Landtagsfraktion und der DGB-Landesbezirk Rheinland-Pfalz je einen Delegierten in die „Versammlung“ besagter Anstalt entsenden? Und zwar ohne daß bisher die Erfahrungen von drinnen als zusätzliche Argumente den Antikabel-Gruppen draußen vermittelt werden.

Zum Schluß ein defaitistischer Abspann: Wenn die weiter oben angedeuteten Antikabel-Schritte nicht *jetzt* getan und *politisch* zu einem Erfolg gebracht werden, wird es die IG Medien+Kultur bei ihrem „Amtsantritt“ mit der größten medienpolitischen Niederlage nach 1945 zu tun haben.

Anmerkungen

- 1 Nur damit keine Mißverständnisse entstehen: Der vorliegende Beitrag geht von den drei Themenstellungen aus, die Lothar Zimmermann (Mitglied des DGB-Bundesvorstands) auf dem „Medientag '82“ des DGB-Landesbezirks Rheinland-Pfalz als Hauptprobleme im Bereich „Neue Kommunikationstechnologien“ herausgestellt hat: „Nach meiner Einschätzung geht es hier um folgendes: 1. Es ist ein machtpolitischer Vorgang, welcher auf Programminhalte zielt und auf die Änderung des Systems des öffentlich-rechtlichen Rundfunks; 2. es ist die Vorstufe einer der größten Rationalisierungswellen, die je in Gang gesetzt wurden und 3. es ist ein Angriff auf den Geldbeutel der Verbraucher – sprich: Arbeitnehmer. Wenn man diese drei Faktoren zusammenzählt, ist es ein Angriff auf Kopf, Konto und Arbeitsplatz“ (L. Zimmermann, in: DGB-Landesbezirk Rheinland-Pfalz [Hrsg.], „Neue Medien“. Angriff auf Kopf, Konto und Arbeitsplatz des Arbeitnehmers, Mainz 1983, S. 31 ff.). Ich habe mich allerdings in dem Artikel nur auf den ersten Punkt in Zimmermanns Auflistung bezogen.
- 2 Den Bereich „Bildschirmtext“ klammere ich aufgrund seiner spezifischen Charakteristika hier aus.
- 3 Die für Dortmund und West-Berlin geplanten Kabelfernseh-Projekte lasse ich außer Betracht: In Dortmund ist die private Programmmüterschaft ausgeschlossen; in West-Berlin ist ein Starttermin für das Unternehmen noch nicht festgelegt. Zum gegenwärtigen Stand der Kabelfernseh-Projekte vgl. M. Schmidbauer/P. Löhner, Die Kabelpilotprojekte in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch, München 1983.
- 4 Im Münchner Projekt wird auch Hörfunk per Kabel übertragen; über eine privatwirtschaftliche Programmmüterschaft in diesem Bereich ist bisher nichts bekannt geworden.
- 5 Auch im Ludwigshafener Projekt wird Hörfunk übertragen; im Rahmen von 12 HF-Kanälen ist hier Privathörfunk möglich. Einige Interessenten sind vorhanden, über die Genaueres nicht zu erfahren ist.
- 6 Wahrscheinlich dürfte auch Beckenbauers Münchner Sportkanal ein Warner(Cosmos)-Protégé sein.

Jens Hagen Aaan und aus

Neonzauber, Fummelkram
Die Hohe Straße zieht mich an
Ich schweife, schweb durchs Paradies
Die Ladenmädchen locken süß
Die Kleider kommen aus Paris
Die Preise sind ein bißchen fies
Und mir geht's überhaupt ganz mies
Im bunten Einkaufsparadies
Im Neon-, Glitter-, Zauberkrum
Die Hohe Straße zieht mich aaaa
Und aus.

(Oh!)

Und Rudolfo Valentino trifft die Monroe auf der Schildergasse
Sie ist achtzehn, er ist zwanzig, und sie machen wirklich toll was los
Und der alte Caddy wartet blankpoliert in einer Seitengasse
Und sie steigen ein und starten, und die Welt ist wieder groß

(toll!)

(Oh!)

Von der City, der normalen,
Stinknormalen, bourgeois Innenstadt
Bis zur Südstadt, wo man Qualen
Bei den Wahlen seiner Szenekneipe hat
Marilyn trinkt Limo mit 'nem Strohalm
Und Rudolfo trinkt den Whisky pur
Und der Hippie nebenan pafft seinen Kif-Qualm
Und der Leder-Peter trinkt gewöhnlich nur
Immer Bier
Immer Bier
Aus der Flasche, aus der Dose
Immer Bier
Wie die vier
Wie die vier
Feierabend-Humphrey-Bogarts
Immer Bier

(Oh!)

Marilyn fängt an zu gähnen, und Rudolfo döst nur noch
Doch die coolen Klänge aus der alten Jukebox
Bringen selbstverständlich alle wieder hoch
Leder-Peter trinkt sein Bier ein bißchen schneller
Pfauenfedern-Nora macht ganz heiß ihn an
Elvis geht mal eben runter in den Keller
Denn das Zittern fängt schon wieder an
Marilyn, das Supermädels, läßt derweilen
Ihre Blicke schweifen und verweilen
Irokesen-Mischa hat's ihr angetan
Rudolfo Valentino muß zum Nullnull eilen
Denn er kann nun mal den Whisky nicht vertra'n
Als er rauskommt, wirkt er grünlich
Doch die Zukunft sieht er rosig
Wie den Pulli von dem Mädchen an der Bar

(Oh!)

Die vier Bogarts blicken grämlich
Denn B. B. wird ihnen zu schmusig
Und der Hippie singt: Es war einmal . . .
Doch dann singt er nicht mehr weiter
Sondern lächelt nur noch heiter
Aber Leder-Peter schreit: Ich will hier raus!
Alle schweigen, weil sein Aufschrei sie bedrückt hat
Doch er meint 'ne Platte, die er grad gedrückt hat
Und man atmet auf und kennt sich wieder aus
Und die Jukebox singt vom harten Leben
Von der düstern Zukunft und dem Beben
Von dem Arbeitslosenfrust und dem Hinterhofhaus
Und dem Wunsch: Ich will hier raus!
Von dem durch und durch beknackten Mist
Bis die nächste Platte dann die Platte frißt
Marilyn träumt von 'nem Date in Dolfis Caddy
Von 'nem Date mit Mischa in der Bahn
An der Endhaltestelle noch 'n Küßchen
Bißchen Petting auf'm Heimweg schließt sich an
Und am nächsten Tag 'n Ausflug in die City
Mit Mischa oder auch mit Kitty
Denn sie fühlt
Unterkühlt
Trotz der ganzen stinknormalen bourgeois
Wie das wühlt
Wie das wühlt
Wenn es auf den grünen Pullispitzen spielt:
Neonzauber, Fummelkram
Die Hohe Straße zieht dich an
Du schweifst und schwebst durchs Paradies
Die Ladenmädels locken süß
Die Kleider kommen aus Paris
Die Preise sind ein bißchen fies
Und dir geht's überhaupt ganz mies
Im bunten Einkaufsparadies
Im Neon-, Glitter-, Zauberkrum
Die Hohe Straße zieht dich aaaaaa
Und aus.

(Oh!)

(Toll!)

(Oh!)

(Toll!)

(Oh!)

(Toll!)

(Oh!)

(Ja?)

Vorschlag für's Instrumentarium bei der Vertonung: Gleichmäßig summende Neonröhren, gleichmäßig singender Glasrand, gleichmäßig klatschendes Strumpfband, oh!, gleichmäßig geknautschtes Leder, gleichmäßiges Blasen auf dem Kamm, gleichmäßig syntheseszierter deutscher Dackel, gleichmäßig fließende Nordseewellen spülen an den Strand, einsaitiger Baß, zweisaitige Harfe, dreisaitige Gitarre, vierseitige Triangel.

Siegfried Zielinski Verrohung und Informatisierung der Wohnzimmer

Aspekte zur Restzeit-Gestaltung mit Video

Während in den vergangenen drei Jahren selbsternannte und tatsächliche Experten der Massenkommunikation, Politiker, Wissenschaftler, Gewerkschafter und Journalisten, erbittert um die Zukunft des Fernsehens gestritten haben, hat sich ein Teil davon bereits hinter dem Rücken ihrer Auseinandersetzung verwirklicht: die Besetzung der Mattscheiben mit kommerziellen audio-visuellen Angeboten. Dies geschah so unbemerkt, weil der technische Träger der frohen Botschaften der Unterhaltung mit dem bestehenden Rundfunk nur den TV-Apparat als Empfangsgerät gemein hat. *Video* hieß das Zauberwort, das die Herzen der Hersteller von Gebrauchs-Elektronik nach der relativen Marktsättigung mit Farbfernsehern höher schlagen ließ. Denn die Maschinen zur Aufzeichnung und zur Wiedergabe bewegter Bilder und Töne trafen in der Tat auf ein intensives Verbraucher-Interesse. Seit 1980 etwa haben wir es folglich mit einem neuen Phänomen in der Medienlandschaft zu tun: der Durchsetzung des Videorekorders als Mittel zur Gestaltung arbeitsfreier Zeit, von der Branche und ihren Propagandisten dynamisch als *Heim-Video-Boom* gekennzeichnet.

In einer bei früheren Innovationen nicht gekannten Geschwindigkeit setzte sich das neue Medium durch. Innerhalb weniger als zweier Jahre übersprang die Verteilung mit Rekordern die Millionengrenze. Das Fernsehen brauchte dazu noch in den 50er Jahren ein halbes Jahrzehnt. Mittlerweile stehen in weit mehr als zehn Prozent der bundesdeutschen Haushalte die Maschinen von „Sony“, „Matsushita“, „Philips/Grundig“ bzw. ihren zahlreichen Töchtern und Lizenznehmern, die ihre Systeme unter ihren eigenen eingefahrenen Markennamen produzieren oder auch nur die in Japan hergestellten vertreiben.

Die Ursachen und Voraussetzungen für diesen „Boom“ sind vielfältig und eng in ihrer Wirkung miteinander verwoben. Am wichtigsten scheinen mir drei Komplexe zu sein.

Erstens: die technisch-ökonomische Entwicklung auf dem Geräte-Sektor selbst. Durch die Erfordernisse in der Verwendung von Video in der professionellen Produktion (vor allem dem Fernsehen) wie der semi-professionellen (Bildung und Ausbildung) angestoßen, wurden die Videorekorder nicht nur immer kleiner und handlicher. Sie wurden auch wesentlich billiger in der Herstellung, so daß sie in Massen produziert werden konnten. Wenn auch zunächst nur für die überdurchschnittlich verdienenden Haushalte, die *Trendsetter*, erschwinglich, konnten Videorekorder als Konsumartikel für den privaten Gebrauch auf den Markt geworfen werden; entsprechend seiner oligopolistischen Struktur in drei verschiedenen technischen Systemen, bei denen die Kassetten nicht gegeneinander austauschbar sind.

Zweitens: Arbeits- und Restzeit sind in einem Prozeß tiefgreifender Veränderungen befindlich. Für die einen erhöht sich – zwangsläufig oder beabsichtigt – der Anteil der totzuschlagenden oder verfügbaren Zeit außerhalb der Arbeit. Für die anderen, für die sich der Arbeitsprozeß intensiviert und auch extensiviert hat,

wächst das Verlangen nach selbständig disponibler Restzeit-Gestaltung. Beide Gruppen sind durch die organisierten und fest strukturierten Fließprogramme etwa des Fernsehens nicht mehr ausreichend zu befriedigen. Deutliches Indiz dafür: von Anfang an stand bis heute die Möglichkeit, mit Hilfe des Videorekorders TV-Programme auch zeitversetzt anschauen zu können, im Zentrum der Gebrauchswerte, die das Gerät für die Nutzer hat. Zudem wurde die sonstige kulturelle Infrastruktur für selbstbestimmte „Freizeit“-Gestaltung außerhalb der eigenen vier Wände zunehmend ausgedünnt (Kino, Konzerte, Theater, öffentliche Bibliotheken, Sportvereine, etc.).

Drittens: Anknüpfend an nichtbefriedigte Bedürfnisse der Fernsehzuschauer nach Mitbestimmung (Slogan der Videobranche: „Endlich können Sie ihr eigener Programmdirektor sein!“), stellte die Unterhaltungs-Industrie eine Software zur Verfügung, mit der in Quantität und bald auch in Qualität weder das Fernsehen noch das Kino als unmittelbare Konkurrenten mithalten konnten. Die illustre kapitalistische Warenwelt wurde durch eine neue Erscheinung erweitert. In den *Videotheken*, den Rundfunkgeschäften und den Kaufhäusern des Landes stehen offiziell lizenziert alleine etwa 3000 verschiedene Spielfilmkassetten zum Verleih oder zum Verkauf. Hinzu kommen weit über 1000 Produktionen aus den Sparten Hobby, Ratgeber, Ausbildung, Sport, populäre und klassische Musik. Einschließlich des illegalen Marktes, der besonders aus nicht-lizenzierten Spielfilmen, TV-Sendungen, privat aufgenommenen Pornos, Superacht-Adaptionen und ausländischen Produktionen besteht, ist das Angebot längst nicht mehr überschaubar. Es dürfte weit über 10000 verschiedene Konserven betragen. Damit ist auch ohne die Klärung der medienpolitischen und -juristischen Streitfragen über ein privates Fernsehen in der Bundesrepublik zumindest von der Seite der Software-Anbieter selbiges realisiert. Wenn wir es hier auch nicht wie beim Massenmedium Fernsehen mit Verteilprogrammen zu tun haben, für die Gebühren zu zahlen sind, sondern mit dem direkten Warentausch – Videokonserve gegen Geld.

Weit interessanter und wichtiger als der quantitative Aspekt der weichen Ware soll uns hier die inhaltliche Struktur des Videomarktes sein. Das neue Medium hatte sich gezielt gegen die traditionellen Angebote sowohl des öffentlich-rechtlichen Fernsehens als auch des Kinos durchzusetzen. Diese Rahmenbedingungen spiegeln sich deutlich in der ästhetisch-ideologischen, wie auch zunächst in der wirtschaftlichen Eigenart der offerierten Produkte wider. Und sie trafen und treffen auf weitverbreitete Konsum-Bedürfnisse. Es wäre Augenwischerei, dies nicht zu betonen.

Brutalität, Sex und Krieg als Video-Attraktionen

Das Fernsehen hat seine Programm-Richtlinien. Wenn seine Prinzipien auch in denjenigen Bestimmungen, welche etwa den Beitrag des Mediums zum Frieden und zur Völkerverständigung vorschreiben, nicht immer ernst genommen werden, so werden die doch energisch herangezogen, wenn es um die Darstellung von Sexualität, Brutalität und offenem Militarismus im *Spielfilm* geht. In abgeschwächter Form gilt dies auch noch für das Kino, über dessen relative Sauberkeit die Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft, die FSK, wacht. Nichts von alledem gilt jedoch für den Videomarkt. Hier gilt das Gesetz der Marktwirtschaft auch für die Spielfilme und die sonstigen Kassetten. Alles darf angeboten werden,

was verkäuflich ist. Einzige Ausnahme: die einschlägigen Bestimmungen des Strafgesetzbuches, die programmatisch zum Beispiel den Handel mit „harter Pornografie“ verbieten, definiert als „pornografische Darstellungen, die sexuellen Mißbrauch von Kindern, sexuelle Handlungen von Menschen mit Tieren oder Gewalttätigkeiten“ zum Gegenstand haben. Alles was nicht unter diese Kategorie fällt, darf verscheuert werden und unterliegt höchstens den Bestimmungen des Jugendschutzes. Das heißt, es darf nicht an Kinder oder Jugendliche abgegeben, oder so ausgestellt und beworben werden, daß diese Gruppen davon erreicht werden können. Abgesehen davon, daß die Brechung des Werbe- und Ausstellungsverbotes wie auch des Verkaufs dieser Waren an Jugendliche zur Normalität des alltäglichen Videohandels gehört: Hier erweist sich markant die Doppelmoral des Geschäfts. Was für die einen verboten ist, bekommt für die anderen einen umso höheren Marktwert. Und was im offiziellen Handel nicht erhältlich ist, verkauft sich umso optimaler im Direktversand oder in anderen, öffentlich kaum kontrollierbaren Kanälen.

Die anarchische Ungezügeltetheit des Marktes hat sich die Unterhaltungsbranche in der ersten Phase des Video-„Booms“ extensiv zunutze gemacht. Zuhäuf wurden vor allem Spielfilme lanciert, die weder im Fernsehen noch im Kino ungeschnitten zeigbar gewesen wären. Ende 1981, zugleich das Ende dieser ersten Phase, betraf dies knapp 50 Prozent der 1980 angebotenen Spielfilme. Sie entstammten zu 18,5 Prozent dem Genre Sex/Erotik, zu 17,2 Prozent den Genres „Brutal, Eastern und Horror“, zu 6,6 Prozent extrem harter „Action und Krieg“, sowie zu 7,3 Prozent den Genres Krimi und Western. Und was in dieser Einteilung schon anklingt, ist ebenso charakteristisch für den Markt: Es handelte sich überwiegend um sogenanntes *Genre-Kino*, das sich von den B- und C-Pictures der Billigfirmen Hongkongs, Italiens oder den kleinen, von den „Majors“ Hollywoods unabhängigen Filmfirmen der USA ernährt. Als filmische Müllkultur würden es Cineasten einstufen. Dazu gehörte auch – charakteristischerweise in der veröffentlichten Diskussion kaum beachtet – eine Vielzahl von Produktionen aus den Fabriken des Nazi-Kinos, Komödien, Heimat- und Kriegsfilme aus den Jahren der Adenauer-Republik und angestaubte Unterhaltungsware aus den Verleiher-Regalen der 60er Jahre. Aus der Not wurde kurzerhand eine Tugend gemacht. Da für die großen mehr oder weniger aktuellen internationalen Kino-Hits keine Video-Lizenzen zu bekommen waren; wurde gezielt das im Fernsehen moralisch nicht Erwünschte und in den Lichtspielhäusern nur in den halbkriminalisierten Bahnhofsvierteln der Großstädte Erreichbare angeboten. Das sozial Tabuisierte oder Verfemte wurde für den ungehemmten Konsum in der privaten Wohnstube offeriert.

Mit Erfolg. Die degenerierte Form der Selbstbestimmung des zahlenden Video-Fans – endlich kann ich gucken, was ich will, und nicht nur das, was die da oben mir vorsetzen – entfaltete sich zur Zufriedenheit der Filmindustrie und der Kassetten-Labels, die mittlerweile in erbittertem Konkurrenzkampf den Markt bevölkerten. Dies veranlaßte denn auch die internationalen Filmverleiher, allen voran die großen US-Majors von „Columbia“ bis zur „Twentieth Century Fox“, ihre Strategie grundsätzlich zu verändern. Sie erkannten, daß die indes vielen Millionen Videorekorder in Westeuropa eben nicht nur mit der Kost zu füttern waren, die das Fernsehen anbot, und daß sich daraus ein lukratives Geschäft neben der Kinoauswertung ihrer Filme machen ließ. Ja, mit der wachsenden Zahl

der Video-Gemeinde gingen sie gar schließlich dazu über, Kino- und Video-Starts ihrer „Star Wars“, „Supermans“ oder „Omens“ in immer kürzeren Abständen aufeinanderfolgen zu lassen.

Damit wurde die zweite große Marktphase eingeläutet. Nun erst avancierte der Fernseher im wahrsten Sinne des Wortes zum Pantoffel-Kino. Der Glanz des internationalen Films sollte sich auch noch in den miefigsten Wohnzimmerecken der Provinz ausbreiten können. Das Angebot wurde qualitativ und auch produktökonomisch umstrukturiert. Die vielen B- und C-Pictures verstopften fortan vor allem den Markt, spielten aber für den Umsatz keine bedeutende Rolle mehr. Neben die Bestseller des Hollywood-Kinos traten auch die westdeutschen und schweizer Autorenfilmer und schufen sich ihre eigenen Labels. Filme von Faßbinder, Schlöndorff, Tanner, Immhoof oder Herzog wurden im Kassettenformat für den Bildschirm offeriert. Mittlerweile sind gar Dokumentarfilme wie „Mit starrem Blick aufs Geld“, der gerade erst in unseren Kinos angelaufen ist, zum Mitnehmen nach Hause zu haben. Der Film entfaltete endlich auch materiell seine Warenform. Er wurde *besitzbar*, entweder nur vorübergehend, in Form der Ausleihe für zum Teil weniger Geld als ein Kino-Besuch kostet, oder eben als käufliches Produkt, zum Sammeln und Vorzeigen.

Aber das Frohlocken der Branche, daß mit dem höheren Produkt-Niveau nun die Mattscheiben auch „sauber“ geworden seien, daß sich die Video-Gucker von sado-masochistischen Voyeuren zu einem seriösen filmgebildeten Publikum emanzipiert haben, erweist sich bei näherem Hinsehen als Zweckoptimismus. Die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften im Nacken wollten die Händler mit der Weichware wohl vor allem die Familienverbände, Pädagogen, oder Politiker beschwichtigen, die eine schärfere Zensur des Marktes lautstark verlangen. Mit fragwürdigen Repräsentativ-Erhebungen über angeblich gewandeltes Konsumenten-Verhalten suchten sie sich ein besseres Image zu verleihen. Doch der selbstverliehene Glorienschein trägt. Die Highlights der cineastischen Kino-Kultur spielen für den Umsatz eine ebenso geringfügige Rolle wie die zahlenmäßig mittlerweile ebenfalls stark vertretenen Bildungs- und Kursus-Programme auf Video. Zwar ist zum Beispiel das Kotz-Genre der Menschenfresser-Streifen vom klassischen „Zombie“ bis zum seine eigenen Eingeweide verschlingenden „Maneater“ eindeutig in den Hintergrund getreten. Ebenso wie das Eastern-Genre, in dem in unzähligen Variationen knochenbrecherische Schlägereien in dürrtige Handlungs-Kastrate verpackt wurden. Aber nach wie vor überhaupt nicht an Attraktivität verloren haben drei Video-Qualitäten, die zunehmend in den neueren, auf den Markt bereits speziell zugeschnittenen, Produktionen auch in Mischform auftreten: Brutalität, Ausbeutung von Sexualität und Krieg. In der bereinigten Sprache der Branche heißen die entsprechenden Genres „Action“, „Erotik“ und „Abenteuer“.

Da es immer noch keine kontinuierliche kritische Beobachtung des Marktes von außen gibt, müssen wir uns in der Beweisführung an die Angaben des Handels halten und sie als Tendenzwerte benutzen. In mehr oder weniger aufwendiger Form werden regelmäßig Bestseller-Listen erhoben, die sicher auch die Aufgabe haben, den Konsum auf spezifische Produkte hin zu stimulieren. Für den Pornobereich geben diese Hit-Hierarchien nichts her, da die einschlägigen Streifen, vor allem der „Hardcore“-Ausprägung nicht berücksichtigt sind. Ein erster sichtbarer

Nachteil des Abwanderns dieser Spezies in nicht überschaubare Märkte. Dafür sind sie umso aufschlußreicher für die übrigen Attraktionen auf Video. Nehmen wir zum Beispiel die Jahres-Hitliste, welche die Zeitschrift "Video Vis" (gedruckte Auflage: 90000) zusammengestellt hat: Unter den ersten zehn Rängen sind mit „Apocalypse Now“, „Das Boot“ und „Die Wildgänse kommen“ alleine drei Streifen, die pur dem Kriegsgenre angehören. Zählen wir noch die in den Weltraum verlagerte Bildschirmschlacht „Krieg der Sterne“ hinzu, die selbstverständlich unter dem Genre Science Fiction geführt wird, so ergibt das bei den Top Ten einen Anteil von 40 Prozent, die das Sujet Krieg ausbeuten. – Zweifellos wäre es verkürzt zu behaupten, daß aus diesem Phänomen, das den Video-„Boom“ seit Anbeginn begleitet, direkt eine weitverbreitete Kriegslust abzuleiten ist. Denn kennzeichnend für alle diese Streifen ist ja, daß der Krieg nicht in seiner *Funktionalen*, nicht *realistisch* präsentiert wird, sondern in einem Teil seiner Phänomenologie. Vornehmlich in denjenigen Erscheinungen, die sich seit jeher kulturindustriell gut vermarkten lassen: männliches Abenteuer- und Heldentum, kernige Kameradschaft, sexuelle Exzesse in der Ausnahmesituation, Zerstörung und unbändiger Aktionismus. – Das andere Genre, das sich auf dem Markt gehalten und eher noch verstärkt hat, wenn auch auf einem produkt-ästhetisch höheren Niveau, ist der harte Action-Film, geprägt vor allem durch das Zuschlagen, Zusteichen oder Schießen als oberster Handlungsmaxime. Charles Bronson, Super-Star des Video-Mediums, führt diese Reihe mit dem Selbstjustiz als höchste Form der Gerechtigkeit propagierenden Streifen „Ein Mann sieht rot“ an, gefolgt von „Der Profi“, mit Belmondo als rücksichtslosem Agenten-Killer, und „The Bronx“ mit Paul Newman, der das Leben in dem sozial deklassierten New Yorker Stadtteil gänzlich auf seine kriminellen Seiten und auf die Lebensalternativen Schlagen oder Geschlagenwerden reduziert. – Weitere Filme unter den ersten zehn von 1982 sind der blutige Horrorstreifen „American Werewolf“, der wohl weltweit der am meisten verkaufte und verliehene Spielfilm auf Video sein dürfte, „Zwei Himmelhunde auf dem Weg zur Hölle“, das Parodiestück der Haudrauf-Mentalität von Bud Spencer und Terence Hill, sowie die erbitterte Trucker-Schlacht „Convoy“ mit Kris Kristofferson.

Was sich in der Hitliste von 1982 schon andeutet, hat sich unterhalb der Genre-Einteilung eher noch verstärkt: Das Vorherrschen von brutalen Einzelkämpfer-Idealen in der Gunst des Publikums. Auf der gesellschaftlichen Folie von ökonomischer Degradierung, sozialer Isolierung und Verstärkung der politischen Herrschaft durch militante Disziplinierung erfreut sich das rabiate Draufgängertum und das individuelle Zuschlagen als Konflikt-Lösungsangebot offensichtlich steigender Beliebtheit. Die ersten zwanzig Verkaufs- und Verleihbestseller des Monats Juni, welche das Magazin „Video Play“ (Druckauflage 60000) erstellt hat, sind dafür ein markantes Indiz. 14 dieser Top Twenty sind solche Idealisierungen des rücksichtslosen Einzelkämpfertums, angesiedelt in den unterschiedlichsten Genres von „Krieg“ bis „Thriller“. Angeführt wird die Liste von „Der Söldner“ des Labels „ThornEMI“; es folgen „Rambo“ mit dem muskulösen Dreinschläger Sylvester Stallone, diverse Streifen der Angebotspalette von bodenständigem Barbarentum wie „Ator – Herr des Feuers“, „Conan – der Barbar“ und „Thor – der unbesiegbare Barbar“ (welch famose Steigerung!). „Der Bomber“, „Der Greifer“ und „Der Profi“ gehören schon zu den Konserven-Klassikern und sind

auch in dieser Hitliste wiederzufinden. Ebenso dauerhaft beliebt sind die Kassetten, auf denen die asozialen Verhältnisse in den Elendsvierteln von New York hemmungslos ausgebeutet werden. John Carpenters „Die Klapperschlange“ und der vor allem bei Jugendlichen besonders gefragte Bandenfilm „Die Warriors“ gehören dazu. Er hat in den letzten Monaten eine Fülle von Nachfolgern gefunden, die ihn vor allem in der Deutlichkeit der Abbildung von Brutalität zu überbieten versuchen („Die Klasse von 1984“ zum Beispiel oder „Massaker in Klasse 13“), und die damit nicht zuletzt auf die widerlichste Weise die Probleme von Schülern und Jugendlichen uminterpretieren und aus ihren Verkrüppelungen Kapital schlagen.

Ohne Zweifel muß man auch hier zurückhaltend sein mit der geradlinigen Verlängerung solcher Attraktionen auf den Bedürfnishaushalt ihrer Rezipienten. Aber die Erscheinungen sind auffällig genug, um sich intensiv mit ihren Ursachen und Dispositionen auseinanderzusetzen. Umso dringlicher, weil die Produkte per Video eben nicht öffentlich, sondern in der privaten Atmosphäre der Wohnzimmer genossen werden. Arrogantes Naserümpfen über diesen „Kulturabfall“ hilft mit Sicherheit vor allem der einschlägigen Industrie dabei, die Ware noch besser zu verkaufen.

Dringender Bedarf nach eingreifender Aufklärung besteht ebenso bezüglich einer anderen Variante, der jüngsten, im Umfeld des Videomarktes, der wir uns ebenfalls in einigen ihrer markanten Phänomene zuwenden wollen.

Bildschirmschlachten mit komplizierter Informationstechnik

Bekannt sind sie seit etlichen Jahren aus den Spielsalons, die Video Games, Tele- oder Video-Spiele, wo sie mittlerweile den „Flipper“ oder den Billardtisch zu seltenen Antiquitäten degradiert haben. Ihren rasanten Aufschwung erleben sie aber erst, seitdem sie in miniaturisierter Form auch für die heimischen Wohnzimmer aufbereitet werden. Notwendig ist dazu außer dem Fernseher eine Spiel-Konsole, die über den Antennen-Eingang mit dem Bildschirmgerät verbunden und mit der Software, den Spielkassetten, gefüttert wird. Ähnlich wie auf dem Markt mit Videorekordern konkurrieren hier verschiedene Hardware-Produzenten mit nicht-kompatiblen Geräten miteinander, die mittlerweile von einer Vielzahl Tochterfirmen und kleinen Selbständigen mit weicher Ware beliefert werden. Hinzu kommen noch diejenigen Spiele, die eigens für Heimcomputer konstruiert und verkauft werden.

Mehr als 350000 Konsolen für Video-Spiele stehen zur Zeit schon in bundesdeutschen Haushalten, wobei die Heimcomputer nicht einmal einberechnet sind. Für 137,7 Millionen DM wurde alleine 1982 Software an den Handel abgesetzt. Dabei ist die Bundesrepublik in dieser Hinsicht noch Entwicklungsland. In den USA verfügt bereits jeder fünfte Haushalt über die notwendige Ausrüstung für die Tele Games. Marktführerin ist dort die Firma „Atari“, Tochter des Medien-Giganten „Warner Communications“, die in den Jahren zwischen 1976 und 1981 ihren weltweiten Umsatz um nicht weniger als 4800 Prozent erhöhen konnte.

„Immer neue Angriffswellen kosmischer Ungeheuer stürzen auf Sie herab. Sie müssen sie mit Ihrem Lasergeschütz vernichten. Sonst sind Sie selbst dem Untergang geweiht...“ / „Feindliche Schiffe sausen an Ihrem Cockpit vorbei. Jeder abgefeuerte Photonentorpedo oder Laserstrahl und jeder eingesteckte Volltreffer

kostet Sie Energie...“ / „... riesige Wellen feindlicher Mächte stürmen die Schutzanlagen der Stadt. Drei Raketengeschütze überwachen den Himmel, der von feindlichen Flugzeugen nur so wimmelt. Mission: suchen und vernichten. Setzen Sie das Flaggschiff außer Gefecht und vernichten Sie die gesamte Flotte.“ – Das sind Auszüge aus den Beschreibungen dreier Video-Spiele mit den Namen „Demon Attack“, „Star Voyager“ und „Atlantis“, weiche Ware für die Geräte der Firmen „Atari“ und „Mattel Electronics“. Drei von vielen eines Genres, das eindeutig im Zentrum des Angebots steht: Bildschirmschlachten, computerisierte Kriegsbilder aus einem imaginären Weltall. Zwar ist die angebotene Palette der Software inzwischen recht breit. Sie reicht von Basketball-, Fußball- oder Schachspielen über zahlreiche Adaptionen populärer Comic-Figuren wie „Tarzan“ oder „Spiderman“, der Umsetzung von Spielfilmthemen wie „Tron“, „Star Wars“ oder „E.T.“, bis hin zu ambitionierten Lernspielen. Aber sowohl quantitativ wie auch vom Umsatz her dominieren die Inszenierungen von Schlachten eindeutig den jungen Markt.

Aufbau, Dramaturgie und Ästhetik der Bildschirmkriege unterscheiden sich zwar stark in ihrer jeweiligen technischen Perfektion, aber kaum in ihrer prinzipiellen Anlage: Es gibt Angreifer und Verteidiger. Beide sind symbolisch auf dem Schirm mit kleinen Figuren präsent, die von der Computer-Graphik mehr oder weniger abstrakt gestanzelt werden. Der Spielende nimmt in aller Regel die Rolle des Verteidigers ein. Mit Hilfe des Steuerknüppels oder einer beweglichen Halbkugel auf der Konsole kann er sein Symbol steuern und den angreifenden Objekten entweder ausweichen, oder sie zerstören. Für den Vernichtungsschlag sind die Steuergeräte mit Drucktasten oder -knöpfen ausgestattet, wobei sich die verschiedenen Hersteller allergrößte Mühe geben, die Schuß-Apparaturen möglichst sinnlich-sensibel zu konstruieren. Die Hebel werden in eindeutiger Animation auch „Joystick“ genannt.

Bei den Weltallschlachten bleiben Verteidiger und Angreifer entweder anonym, oder sie werden in den Beschreibungen mit phantastischen Namen – oft entlehnt aus der Science Fiction – versehen. Es gibt aber auch zahlreiche Exemplare, die sehr direkt an reale Kriegsvorstellungen anknüpfen. „Luft/Seeschlacht“, „Panzer/Flugzeugspiel“ sind zwei Beispiele von „Atari“, oder der Renner der Firma „Missile Command/Städteverteidigung“, bei dem im Titel an ein aktuell vorhandenes Waffensystem angeknüpft wird. In welcher Deutlichkeit dabei auch politische Botschaften transportiert werden, zeigt das Spiel „Communist Mutants from Space“, das jüngst auf den US-Markt geworfen wurde. Ziel des Kriegs-„Spiels“ ist es, unsere Erde gegen eine feindliche Invasion von Marxisten zu verteidigen, die vom Planeten „Rooskee“ aus agieren. Die Angreifer entspringen einer Kreatur, die sich mit radioaktivem Wodka volllaufen ließ. Fehlen die einschlägigen Konkretionen im Spiel selbst, so werden sie mit aggressiven Begriffen in die Beschreibungen eingeführt. Von „Kommandeuren“ und „Kameraden“ ist da die Rede, von „gegnerischen Truppen“, „Geschützen“ und „U-Booten“. Die noch unterentwickelte Sinnlichkeit der Computerbilder wird durch reichlich akustische Unterma- Melodien, Abschüsse werden von Explosionsgeräuschen begleitet. Für das „Atari“-System wurden jüngst gar kleine Zusatz-Computer entwickelt, denen auch sprachliche Zeichen zu entlocken sind. Wir haben es also mit kompletten

Kriegs-Inszenierungen zu tun.

Soweit zur spektakulären Oberfläche, die bereits in Ansätzen auch Eingang in die veröffentlichte Diskussion gefunden hat. Die Spiele sind jedoch weit mehr als nur ein bloßer neuer Freizeit-Spaß. Mit den Video- oder Computer-Games wird spielerisch in den Umgang mit komplizierter Informationstechnik eingeübt. Wobei die Kinder und Jugendlichen, die sie vornehmlich benutzen, überhaupt nicht eingeführt werden in eine reflektierte Beschäftigung mit diesen Geräten, sondern sie quasi eine primäre Sozialisation durch die Mini-Computer durchlaufen. Wie und wo läßt sich die gesellschaftliche Funktionale dieser Art von Reproduktion fassen? Worin besteht ihr sozial-psychologischer Kern?

„Now You've got the chance to strike back!“ – Mit diesem Slogan wird für die Spielkassette „Star Wars“ geworben. Bleiben wir bei der Suche nach vorläufigen Antworten zunächst noch bei den Bildschirmschlachten. Übergreifend lassen sich bei diesen folgende herausragende Merkmale festmachen:

Begrenzte Kriege. Das Zurechtstutzen der Vorgänge und Aktionen auf die bildschirmgerechte Dimension bedeutet ein Höchstmaß an Verniedlichung dessen, was da spieldramaturgisch verarbeitet wird. Die Miniaturisierung und die Eingrenzung des Krieges auf der Mattscheibe korrespondiert auffällig mit den Überlegungen real-politischer Strategen, die leichtfertig von der Begrenzbarkeit nuklearer Auseinandersetzungen reden, von der Möglichkeit, „kleine“ punktuelle Atomkriege führen zu können. *Notwehr.* Sämtliche Schlachten, die auf dem Bildschirm ausgetragen werden, sind vom Standpunkt des Spielenden gesehen Verteidigungskriege. Das beruhigt das Gewissen und verschafft die nötigen Legitimationen für die Vernichtungs-Aktivitäten. Wobei sich auch hier eine Analogie zur Wirklichkeit außerhalb der Mattscheibe aufdrängt: Die Verteidigung ist am effektivsten, wenn sie offensiv gestaltet wird. Das bedeutet im Spiel praktisch ständig den Daumen am Drücker zu haben, also auch solche Objekte zu zerstören, die mich als Spieler gar nicht unmittelbar bedrohen, weil sie die Bewegungslinie meines Flugkörpers nicht tangieren. *Die Cockpit-Perspektive.* Die Spielsituation am Steuergerät ist nicht nur gekennzeichnet durch die einsame Konfrontation mit den Gegnern auf der Mattscheibe, die zugleich ein Maximum an Aufmerksamkeits-Bindung garantiert. In ähnlich großer Distanz, wie vermutlich der Bomber-Pilot zu den Objekten steht, die er zu zerstören hat, erfährt der Akteur vor dem Bildschirm die angreifenden „Feinde“. Es sind winzige abstrakte Figuren, die er entweder in ihrer Anonymität belassen kann, oder aber auch nach seinen eigenen Bedürfnissen mit konkreten Feindbildern auffüllen kann. *Vernichten oder Vernichtetwerden.* Die Entscheidungs-Spielräume, die dem Benutzer des Klein-Computers gegeben sind, werden von dem digitalen System gesetzt. Er hat sich deshalb innerhalb der simplen Ja/Nein-Alternative zu verhalten. Schießen oder Nicht-schießen, je nachdem, wie und wie schnell er reagiert, überlebt er (darf also weiterspielen), oder stirbt er (das Spiel ist zu Ende). Modifikationen läßt das System nicht zu. Zwischentöne sind Krampf im Computerkampf.

Die Funktionale der Video-Spiele reicht aber sicher noch tiefer, bis hinab auf Ebenen, für welche die Konkretionsform Bildschirmkriege nur noch marginal ist. Sinn und Ziel sämtlicher Varianten der Tele Games ist es nämlich, dem jeweils besonderen System des Klein-Computers auf die Schliche zu kommen, sein Programm kennenzulernen und ihn schließlich – das ist der optimale Spielerfolg –

zu *knacken*. Psychologisch dürfte das der Kern des Vergnügens mit Hilfe der Elektronik sein und vermutlich auch der Schlüssel zum rasanten Erfolg dieser jüngsten kommerziellen Video-Variante. In einer Umwelt, die in ihren zusammenhängenden Strukturen immer schwerer begreifbar und kontrollierbar wird für den Einzelnen, hat die erfolgreiche Auseinandersetzung mit einem kleinen Subsystem eine enorme Bedeutung; zumal dieses Subsystem selbst Resultat komplizierter technologischer Entwicklung ist. Das Bedürfnis nach Kontrolle, nach Beherrschbarkeit von im Großen kaum mehr Steuerbarem schießt zusammen mit dem Wunsch nach Erfolgserlebnissen, die im Alltag jenseits der Bildschirm-Wirklichkeit immer seltener werden und immer schwieriger zu erheischen sind. Der Aberwitz bei den Video-Spielen besteht darin, daß dieser Erfolg nur zu erreichen ist durch ein Maximum an Unterordnung, an Disziplin gegenüber dem Computer. Nicht produktive Phantasie ist gefragt, die spielerischen Umgang mit Wirklichkeit eigentlich auszeichnen sollte, sondern Gehorsam gegenüber den Bewegungs-Gesetzen, die in das jeweilige Programm eingespeist sind. Optimale gedankliche Anpassung an das System und die entsprechende Abstimmung der Motorik der Hand bringen ein Maximum an Gratifikationen.

Die vorgestellten Aspekte des Videomarktes – zu betonen ist, daß es nicht die einzigen sind – verführen zu einem Resummee: Sowohl mit den brutalen Einzelkämpfen als hervorragender Attraktion der Spielfilm-Kassetten, als auch mit den besonderen funktionalen Qualitäten der Spiele fügt sich das kommerzielle Angebot des Mediums vortrefflich in die gegenwärtige politische Landschaft der Republik ein. Um so mehr gilt es, Video mit gegenteiligen sozialen Inhalten zu besetzen. Auch dafür gibt es glücklicherweise schon reichlich Ansätze.

Quellen und Literaturhinweise

Zu den angerissenen Aspekten des Videomarktes vgl. bitte ausführlicher: Video Umschlagmarkt für Reizware, Schwerpunkttheft der Zeitschrift *medium*, Nr. 11/1982.

Peter Müller, Konzentration, transnational – Verflechtung und Vernetzung am Beispiel Video-Markt, in: *medium* 5/1983.

S. Zielinski, Bildschirmschlachten – Befunde zum Video-Konsum, in: ebenda.

Thomas Radevagen und S. Zielinski, Video-Software – Annäherungen an einen neuen Markt, in: *media Perspektiven* Nr. 3/1982.

Dieselben, VIDEO, in: *Totale Bildschirmherrschaft?* hrsg. v. Horst Holzer, Köln 1983.

Friedhelm Setter, Ein Mann frißt sich durch – elektronische Spiele, in: *Televisionen-Medienzeiten*, Projekt „Technik und Massenmedien“, Berlin 1983.

Thomas David Boehm, „Pleasures and Treasures“ – Das Film(kunst)werk im Zeitalter seiner unbegrenzten Besitzbarkeit, in: ebenda.

Video – Der Bildplatten- und Videorecordermarkt, seine kommerziellen und sozialen Auswirkungen – Versuch einer Zwischenbilanz, Sonderausgabe der FUNK-Korrespondenz Nr. 37/1982.

Video: moderne Seherschulung? Themenheft des Zoom (Zürich) Nr. 5/1983.

Krieg in Film, Fernsehen und Videospielen, Themenheft des Zoom Nr. 9/1983.

Rod Ackermann, Perverses von der Video-Front, in: *Basler Magazin* Nr. 16/1983.

Anderl Lechner „Im Rundfunk is da Deife los“

D ARD hod gestern Nacht
an Fuim vom Herbert Achternbusch bracht
und s Boarisch Fernseh, Herrschaftszeiten
hod vagessn abzuschoitn

Wia konn denn sowas bloß passiern?

Ja, wo werd denn des hiführn!

De Sauerei is riesengroß:

Im Rundfunk is da Deife los!

Wos san des fua neie Danz,
sogt da Kult-Minista Hans.
So ein Film gehört hinaus
der Rundfunk ist kein Freudenhaus.

Schleimer, Radler ohne Hirn
woin an höhern Posten krieg

Drin gehts zua wia auf'm Strich
Jeder treibts dort öffentlich.

Wo bleibt Sitte und Moral?

Empört ist auch der Kardinal,
und das Ordinariat

schreibt an Briaf zum Rundfunkrat.

Die Keuschheit ist das erste Gebot!

Maria hilft! Auch in dieser Not.

A Pfarra glei sei Buach zuaklappt
und sei Köchin d Mare schnappt.

Da Rundfunkrat braucht jetzt an Rat
und langt glei zum Apparat
In Bonn klingelt as Telephon,
es meldt si dort da Chopper von Bonn.

In Bayern gibts koa Film-Zensur.

Ich Zimmermann! Heb' d Hand zum Schwur.

In Zukunft! Herrgottssapprament!
Werd so a Drehbuch glei vabrennt.

De Sach de muaß jetzt habn a End,
moant da Ministapäsident.
Beim Franzl sitzns beianand:

Da Meier, d Kirch samt Intendant.

Es stellt si raus nach fünf Stund redn
koana hod den Fuim je gsehn.

D Marianne hoit a Fernseh rei
und legt glei d Kasettn nei.

Gemeinsam schaugns den Fuim jetzt o
auf'm Strauß sein Video.

Tom A. Hawk I love my Personal Computer

Einleitung

Sehen Sie Ihre Kinder, sehen Sie Ihre Kinder, wie sie heranwachsen; sehen Sie eine Blume, wie sie erblüht, sehen Sie eine *Idee*, wie sie gedeiht!
Heute in einer Zeit der „technischen Wunder“, heute in einer Zeit der technischen Ideen, heute ist die Zeit, von der unsere Nachkommen als vom Zeitalter des Computers sprechen werden... (Gedankenpause).

Richtig, wir sind mitten drin, mitten drin in der immer schneller umschlagenden Computerentwicklung, aber wir stehen erst am Anfang eines gesamtgesellschaftlich notwendigen Vorankommens.

„Danke, danke lieber Gott, daß Du mich teilhaben läßt an dieser wundervollen Zeit, daß Du mir die Kraft gibst, meine Kraft hierin sinnvoll einzusetzen.“

Grundsätzlich, das darf ich vorausschicken, führt kein Weg am Computer vorbei. Entscheiden Sie sich, verehrter Leser, entscheiden Sie sich, ob Sie in naher Zukunft von Computern beherrscht werden wollen, oder ob Sie den Computer beherrschen wollen, denn beides ist zur Zeit möglich. Wählen Sie die erste Möglichkeit, dann leben Sie weiter wie bisher:

Lehnen Sie den Computer ab!

Sperren Sie sich!

Bauen Sie Schranken auf!

Seien Sie gleichgültig gegenüber technischen Neuerungen!

Schauen Sie in die Vergangenheit!

Dieser Weg garantiert Ihnen absolute Bewußtlosigkeit, absolute Hilflosigkeit gegenüber diesem fremden Wesen mit Namen „Computer“.

Möchten Sie den Computer aber gerne beherrschen lernen, dann gehen Sie wie folgt vor:

Sagen Sie „Ja!“ zum Computer!

Informieren Sie sich z. B. mit Hilfe von Fachzeitschriften.

Bauen Sie Hemmungen ab!

Besuchen Sie spezifische Fortbildungsseminare.

Seien Sie offen!

Dieser Weg legt den Grundstein für ein Verständnis der Computerwelt, dieser Weg eröffnet Ihnen neue, unbekannte Möglichkeiten. Doch egal welchen Weg Sie wählen, ob den ersten oder den letztgenannten, lesen Sie diesen Aufsatz, bleiben Sie kein Computer-Analphabet!

Hauptteil

Woran denken Sie, wenn Sie das Wort „Daten“ hören? Denken Sie an Orwell's 1984?, denken Sie an Überwachung?, haben Sie Angst?, sind Sie unsicher? oder denken Sie an Datenaustausch, Kommunikation oder Information?

– Information durch Datenaustausch – ist kein Schlagwort, vor dem man sich zu fürchten braucht, nur was steckt dahinter? Bitte denken Sie nicht immer gleich an

Überwachung durch irgendwelche undurchschaubaren Computersysteme, sondern denken Sie einmal an den Personal-Computer, Ihren persönlichen Computer, Ihren Begleiter und Freund. (Vermenschlichen, was hat er damit bezweckt?) Denken wir zunächst einmal an den organisatorischen Bereich, o.k., einige von Ihnen werden sagen: „Der ist aber rückständig, bringt der uns hier schon längst abgeklärte Argumente, wonach in den USA schon kein Hahn mehr kräht“, weil dieser organisatorische Bereich per Computer dort zum Alltag gehört. O.k.

Der Faktor Zeit wird in der Zukunft eine erhebliche Rolle spielen, schnelle Information, kurzfristige Entscheidung, rasches Handeln ohne zeitraubenden Aufwand. Wodurch aber gewinnen wir die Zeit? – – – (Pause) – – –.

Und wie nutzen wir die Zeit? Wir gewinnen Zeit und können diese Zeit zur kreativen Weiterentwicklung nutzen, der Computer schenkt uns diese Zeit, wertvolle Zeit, Zeit, die wir brauchen, um zu leben, um unserem Leben einen Sinn zu geben, um aktiv die Zukunft zu gestalten!

Glauben Sie, daß Sie genug getan haben? – – – Gut, dann stellen Sie sich aber der notwendigen Entwicklung nicht in den Weg! Halten Sie uns nicht auf, helfen Sie uns oder lassen Sie uns passieren. Verzeihen Sie, es mag für manchen hart klingen, was ich hier schreibe, aber es gibt keinen Weg vorbei an der Zukunft. Wir alle müssen umdenken lernen, wir müssen bereit sein neu zu lernen, die Zukunft müssen wir erst lernen. Es wird eine Umstrukturierung in der Gesellschaft stattfinden, die Arbeit wird sich verändern, es werden große Kräfte freigesetzt, die in zukunftsorientierten Aufgaben eingesetzt werden müssen, diese Aufgaben zu definieren sind auch alle Wissenschaftler aufgerufen – – – es gilt nicht nur losgelöst den Zustand „Was ist“ zu untersuchen und darzustellen, sondern vielmehr geht es darum, das „Was wird wenn was ist“ zu beobachten, wobei der Gestaltung des „Was ist“ keinerlei kreative Grenzen gesetzt werden dürfen.

Das „Was ist“ sind wir, wir alle, Sie und ich! Welch' wundervolle Verantwortung lastet auf uns allen, wo wir doch die Möglichkeit haben, die Zukunft mitzugestalten, und wo wir doch die Möglichkeit haben, ein Instrument zu benutzen, das uns diese Zukunftsgestaltung ermöglicht, den Personal-Computer. Man schätzt, daß 1990 85 % aller amerikanischen Haushalte einen Computer besitzen. Von Amerika und Asien kommt die technische Vorwärtsbewegung, wir in Europa können daran teilhaben, doch wie wir die Geräte letztendlich nutzen, liegt an unserer Phantasie. Wir haben gesehen, daß die Zeit und die unweigerliche Veränderung der gesellschaftlichen Bedingungen zwei wichtige Komponenten sind, die der Computer mit sich bringt, und sicher, ich gebe vielen von Ihnen recht, die sagen, daß der Computer auch ein neues Heer von Arbeitslosen an uns heranbringt. Aber, und das muß ich bei allem Respekt vor der Arbeitslosigkeit sagen, die neue arbeitslose Unterschicht wird das Heer derjenigen sein, die sich gegen diese Entwicklung gesträubt haben, die einerseits die Unabänderlichkeit andererseits aber auch die Notwendigkeit der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung nicht eingesehen haben, die nicht bereit waren an ihrer eigenen Zukunft mitzuarbeiten, die nicht bereit waren neue Wege zu gehen und ihre Kraft der Zukunft zu widmen. Denn nur in der Zukunft liegt Zukunft, so banal es klingen mag.

„Und wo“, fragt der aufgeschlossene Leser, „wo liegt die Zukunft im privaten Bereich, in meinem persönlichen Umfeld?“ Zunächst liegt Ihre Zukunft an Ihnen selbst, zwischen Ihren eigenen vier Wänden, in Ihrem Zuhause, auf Ihrem Tisch

liegt Ihre Zukunft, Ihr Personal Computer! Er wird Ihnen zunächst all das ermöglichen, was Sie sich schon immer heimlich gewünscht haben, zum Beispiel: ein wenig mehr Bequemlichkeit, ein wenig mehr Zeit, ein wenig mehr Zerstreuung — — — aber er wird auch von Ihnen etwas fordern, zum Beispiel: ein wenig mehr Toleranz, ein wenig mehr Aufmerksamkeit, ein wenig mehr Kreativität, ein wenig mehr Flexibilität. Der Computer wird Sie herausfordern, er wird Ihre Nerven kitzeln, und er wird Ihnen Möglichkeiten eröffnen, von denen bisher nur Ihre kreative Phantasie etwas weiß. Aber bitte nageln Sie mich nicht darauf fest, daß ich Ihnen hier nur Ausschnitte, kleine Fenster aus den persönlichen Anwendungsmöglichkeiten öffne, die einigen von Ihnen wahrscheinlich schon bekannt sind, dadurch, daß Sie schneller und breiterfähriger an Informationen herankommen als der normale Leser. Nun frage ich Sie, wie steht es mit Ihrem Wissen über Computer? Wie steht es mit Ihrem Informationsfluß?

Woher beziehen Sie Ihre Informationen, wie vertiefen Sie Ihr Wissen? Lesen Sie außer der Tageszeitung auch noch Fachzeitschriften oder sogar Fachbücher?

Das Besorgen einer Tageszeitung stellt zumeist kein Problem dar: Sie gehen an den nächstgelegenen Zeitungsstand, geben Ihre Münzen ab und erhalten die regionale Tageszeitung Ihrer Wahl. Bei Fachzeitschriften wird es schon schwieriger, denn nicht jeder Kiosk führt die von Ihnen gewünschte Zeitschrift, und wenn Sie die entsprechende Informationsschrift nicht abonnieren möchten, ist es oft nicht einfach, rechtzeitig oder grundsätzlich ein Exemplar zu bekommen. Wie zum Beispiel kommen Sie an den vor Ihnen liegenden „Kürbiskern“, wieviele Zeitschriftenhändler kennen Sie, die dieses Heft führen, oder einfacher, wieviele Buchhandlungen kennen Sie, die den „Kürbiskern“ in ihrem Sortiment bereit halten, die immer das neueste Exemplar vorrätig haben?

Stellen Sie sich vor, Sie diskutierten mit Freunden über ein bestimmtes Thema. Sie bringen Ihren Diskussionsbeitrag ein, den Sie vergangenen Monat in einem Artikel einer beliebigen Fachzeitschrift bestätigt fanden, Ihre Freunde aber zweifeln Ihre Meinung sehr stark an und stellen Sie womöglich als „Spinner“ hin; sind Sie jetzt nicht etwas verletzt in Ihrem Stolz? Doch leider können Sie Ihre Meinung nicht durch den entsprechenden Artikel bekräftigen, da Sie die Zeitschrift nicht haben oder nicht mehr genau wissen, in welcher Ausgabe Sie den Bericht gelesen hatten. Was tun Sie jetzt?

(Bitte verstehen Sie, es geht nicht darum, wer letztendlich recht behält, Sie brauchen Informationen, daß heißt Daten!) Wissen Sie was Sie tun können?: gehen Sie an Ihren Computer, wählen Sie die Kennnummer des Zeitschriftenverlages an: „Was kann ich für Sie tun?“ Geben Sie nun das Diskussionsstichwort über die Tastatur in den Computer ein, der Bildschirm zeigt Ihnen jetzt verschiedene Auswahlmöglichkeiten, das heißt er zeigt Ihnen tabellarisch die Zeitschriften des Verlages, in denen das Thema abgehandelt wurde. Sie wählen ein Heft aus. Das Inhaltsverzeichnis des ausgewählten Heftes erscheint, Sie schlagen die entsprechende Seite durch Angabe der Seitenzahl auf, blättern den Artikel per Knopfdruck kurz durch, erkennen, daß dies nicht der entscheidende Bericht ist, den Sie meinten, Sie gehen wieder zurück zur Hauptauswahlliste und finden so in Kürze den gewünschten Artikel. Ihre Freunde sitzen schon längst um den Computer herum, denn auf dem Bildschirm können mehrere Leute gleichzeitig lesen und tatsächlich ... da steht's, Sie hatten recht!

Es ist nicht wichtig wer recht behält, es ist doch viel wichtiger, daß sich die Meinung Ihrer Freunde über eine bestimmte Sache gewandelt ja womöglich grundsätzlich geändert hat. Sie haben damit einen Bewußseinsprozeß gesteuert, der über schnelle, präzise Informationen eingeleitet wurde. Bei der nächsten Diskussion über dieses Thema in einem anderen Kreis, ohne Sie, wird die Diskussionsgrundlage durch das eben geschilderte Beispiel eine fundiertere sein, ohne Ihren Computer saßen Sie immer noch im Kreis Ihrer Freunde und hätten schon längst das Thema gewechselt. (Ich höre schon wieder die Gegenbeispiele meiner möglichen Kontrahenten; verdammt, wenn Sie nicht mehr lesen möchten, dann blättern Sie doch weiter oder schlagen Sie verärgert das Heft zu, aber bitte lassen Sie Ihre Agression nicht an dritten aus, Ihre Frau kann nichts dafür, daß Sie zum Umdenken nicht bereit sind.)

Wo wir gerade beim Thema „Lesen“ sind, wie steht es bei Ihnen mit Fachbüchern? Haben Sie zu Hause eine große Bibliothek? (Ja, Sie ja, das hab' ich mir gedacht, aber wie steht es mit den anderen Lesern?) Haben Sie eine große Bibliothek zu Hause? Wüssten Sie sich nicht manchmal ein Fachbuch, das Sie vertiefend in einen bestimmten Themenkreis hineinführt? Wüssten Sie sich nicht manchmal, daß Sie Ihr Wissen kurzfristig vertiefen können? Wüssten Sie sich nicht manchmal eine große Bibliothek, in der Sie nach Belieben stöbern und Ihr Informationsbedürfnis befriedigen können? Was interessiert Sie am meisten? Suchen Sie sich ein Wissensgebiet aus ... wie wär's mit Sport? (Ich hoffe, daß ich mit diesem ausgesuchten Beispiel das außerberufliche Interesse einer breiten Leserschicht anspreche.)

Also, wir interessieren uns für Sport: Wir setzen uns an unseren Personal-Computer, wir wählen über die Tastatur bzw. über Telefon die Kennziffer einer öffentlichen Bibliothek an. Über unser Medium, den Bildschirm, werden wir begrüßt und können nun das entsprechende Interessenstichwort (hier: „Sport“) eintippen. Nach einer kurzen Schaltpause haben wir Verbindung mit der zuständigen Fachabteilung. Jetzt können wir z.B. die uns interessierenden Sportarten auswählen: ob Fußball, Tennis, Reiten oder Schwimmen, oder, oder, oder, hier gehen die Sportinteressen sicherlich sehr weit auseinander.

Lassen wir uns einfach in das breitgefächerte Gebiet der „Olympiaden“ entführen. Kennen Sie hierüber ein spezielles Buch, das Sie interessiert, dann geben Sie nun den Autor und den Titel des Buches ein. Sie können sich jetzt zurücklehnen und in Ihrem Buch blättern. Wir anderen kennen kein spezielles Buch, sondern wir wollen noch ein wenig im Katalog suchen:

Olympiaden in Jahreszahlen

Olympiaden in Rekorden

Olympiaden nach Sportlern und Medaillen

Olympiaden nach außersportlichen Kriterien

Wer stellte 1960 bei der Olympiade in Rom den neuen Weltrekord über 100 Meter Kurzstrecke auf?

Wer gewann 1964 in Tokio die Goldmedaille im 250 Meter Rückenschwimmen der Frauen?

Welches politische Ereignis überschattete die Olympischen Spiele in München 1972?

Der Fragenkatalog ließe sich beliebig erweitern.

Wir haben nun das Buch gefunden, welches uns interessiert. Wir blättern ein wenig darin herum und fühlen uns von dem Buch so gefesselt, daß wir es gerne für ein- bis zwei Wochen bei der Bibliothek ausleihen würden. Nichts leichter als das. Merken Sie sich die Kennziffer des entsprechenden Buches auf der unteren linken Bildschirmseite, gehen Sie zurück zur Hauptauswahlliste, tippen Sie nun „ausleihen“ und die Nummer des entsprechenden Buches ein, geben Sie Ihre Bibliotheks-Kundennummer oder Ihren Namen und Ihre Anschrift an, und Sie erhalten postwendend die so ausgewählte Literatur zur Ausleihe.

Bitte lieber Leser, lassen Sie selbst ein wenig Ihre Phantasie spielen, z. B. im Hinblick auf einige noch ungeklärte Fragen aus der Politik:

Wer ist der mysteriöse Attentäter von Ost-Berlin?

Von wem erhielt die CIA Informationen über Umsturzpläne in der Schweiz?

Was hat Weltraumexperte Professor Haber auf dem Jupiter entdeckt?

Wie entwickelte Dr. Michaels aus den USA das heilvolle Serum gegen bösartige Geschwüre?

Konstruieren Sie selbst ähnliche- oder andersgelagerte Beispiele und Sie werden erkennen, welchen Informationswert ein Personal-Computer hat, welchen Spielraum Ihnen der Computer eröffnet und welche Hilfe er Ihnen sein kann.

Nun etwas für Sie meine Damen, die Sie als Hausfrauen zu Hause tätig sind und dort ihr oft eintöniges Leben fristen. Wie wäre es, wenn Sie mit anderen Frauen über den Personal-Computer ein Informationsnetz aufbauen würden, das Sie einerseits flexibler macht, Sie aber andererseits nicht von zu Hause wegholt, weil ja Ihre Arbeit Sie ans Haus bindet. Bitte verzeihen Sie mir, Verehrteste, wenn ich hier als Beispiele nur eine ganz begrenzte Palette der zukünftigen Möglichkeiten anführe, die mir aus meiner bescheidenen Hausfrauentätigkeit noch in Erinnerung sind. Ich setze hierbei auf Ihre individuelle Phantasie und auf Ihre Kreativität, die einzusetzen Sie hiermit aufgefordert sind.

Sicherlich kann ich Ihnen zur Zeit kein Programm bieten, das Ihnen die Fenster putzt oder die Hemden bügelt, für solche Programmfüllungen sind auch eher Roboter zuständig. Aber wie sieht es beispielsweise mit Kochrezepten aus? Kochen Sie gerne gut? Möchten Sie Ihrem Mann nicht einmal ein Gericht kreieren, das noch gar nicht in Ihrem Kochbuch steht? Fragen Sie doch einmal bei Ihrer Freundin nach, ob sie nicht ein gutes Menü auf ihrem Speisezetteln hat. Wählen Sie diese „brave Köchin“ über den Computer an und lassen Sie sich von ihr ein gutes Rezept in zwei Minuten in den Speicher Ihres Computers überspielen; setzen Sie den angeschlossenen Drucker in Gang und lassen Sie sich das Rezept ausdrucken. Nun wählen Sie die Nummer Ihres Kaufmanns, weil Sie nicht alle erforderlichen Zutaten im Haus haben, und geben dort Ihre Bestellung auf. Bis der Botenjunge mit der Ware kommt, haben Sie noch Zeit, in Ruhe die vorhandenen Gemüse zu putzen, den Backofen vorzuheizen und ein wenig zu entspannen.

Da klingelt's an der Haustür, das sind Ihre bestellten Lebensmittel. Bis auf ein kleines Trinkgeld für den Jungen haben Sie kein Bargeld im Haus, brauchen Sie auch nicht, weil Ihre Bestellung von Ihrem Lebensmittelhändler automatisch auf Ihr Kundenkonto verbucht wurde. Sie treffen nun die letzten Vorbereitungen für Ihr Essen, schieben alles in den Backofen, der mittlerweile gut vorgeheizt ist und

warten, daß Ihr Mann nach Hause kommt. Das Telefon klingelt: Ihr Mann muß länger im Büro bleiben... machen Sie nun einen Rundruf per Computer an Ihre Bekannten und Freunde und laden diese zum Essen ein (oder nehmen Sie das Menü aus dem Backofen, gehen Sie damit leise an Ihren Computer heran und stülpen Sie ihm die Kasserole über).

Bitte überprüfen Sie Ihre Bedürfnisse nicht nur im Hinblick auf Ihre Haushaltsverpflichtungen, sondern speziell auch unter dem Gesichtspunkt Ihres individuellen Interesses. Versuchen Sie Ihre Bedürfnisse zu formulieren und gedanklich mit dem Personal-Computer zu verbinden. Erst dann werden Sie die ungeahnten Möglichkeiten eines Computers gedanklich erfahren, und sich somit *nicht* wie gehabt von der Männerwelt gängeln lassen, sondern in Zusammenarbeit mit anderen Frauen und auch Männern neue gleichberechtigte Konzepte und Lösungen entwickeln.

Als letztes, aber meines Erachtens als am meisten betroffenes Glied innerhalb der Familienkette möchte ich hier nun die momentanen Bedürfnisse Ihrer Kinder oder die Ihrer Nachbarskinder kurz anschneiden und wiederum kleine Problemlösungsausschnitte darstellen.

Es dürfte wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß unsere Kinder *die* Generation darstellen, die sich intensiv mit dem Computer auseinander setzen muß, wenn sie in der Zukunft bestehen will. Sind es nicht die Kinder, die unsere Zukunft bedeuten? Ihnen gehört unsere größte Aufmerksamkeit. Es gilt, unsere Kinder zu fördern und auf ihre Zukunft vorzubereiten. Die Schulen, d. h. die Lehrer, die diese Vorbereitung bisher übernommen haben, stehen nur in sehr begrenztem Maße, und ich wiederhole in sehr sehr begrenztem Maße der neuen Entwicklung aufgeschlossen gegenüber. Die Lehrer an den Schulen sperren sich, wenn sie das Wort Computer hören. Als ablehnende Begründung nennen sie die zu geringen zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel und versuchen so ihr eigenes Unvermögen, ihre Nichtbereitschaft zum neuen Lernen, zum eigenen Dazulernen zu verdecken. Viele Lehrer müßten nämlich, was den Computer anbelangt, Nachhilfeunterricht nehmen, und zwar nicht unbedingt von spezifisch vorbelasteten Experten, sondern zum Teil von ihren eigenen Schülern, und welcher Lehrer gibt schon gerne seine Unwissenheit zu?

Bitte überprüfen Sie meine Behauptungen, sprechen Sie mit den Lehrern Ihrer Kinder!

Was wird an der Schule für die Zukunft Ihrer Kinder heute noch getan, wo der Lehrerschaft anscheinend der Blick für die unausweichliche Computerzukunft fehlt? Lassen Sie sich nicht durch fadenscheinige Argumente vertrösten: jetzt und hier konkrete Ideen!

Sicher muß die Förderung unserer Kinder z. B. auch in Richtung Natur, im Hinblick auf soziales Verhalten oder anhand traditioneller Überlieferungen gepflegt werden, aber der Weg in die Zukunft darf nicht von einer rückständigen Lehrerschaft verstellt werden. Blättern Sie heute einmal die Stellenangebotsseiten einer beliebigen Tageszeitung durch, wie oft lesen Sie „EDV-Kenntnisse erwünscht“? Was meinen Sie, wie eine solche Seite in fünf Jahren aussieht? Werden Ihre Kinder heute darauf vorbereitet? Wie sieht denn die augenblickliche Situation der Jugendlichen aus? Lehrstellenmangel, Jugendarbeitslosigkeit, Verwahrlosung („NO FUTURE“)!

In Spielhallen und in Kaufhäusern, festgebissen an Telespielen findet man diese Jugendlichen wieder. Sie lernen hier spielerisch den Umgang mit den neuen Medien, mit den neuen Kommunikationsformen; aber, und das scheint mir hier der entscheidende Aspekt zu sein: in Spielhallen z. B. werden die Jugendlichen zum passiven Konsum verführt, wobei der aktive Konsum, das Aktivieren der eigenen Kreativität, das Aktivieren der eigenen Phantasie, das Erkennen eines sinnvollen Handelns von den Killer-Automaten abgetötet wird. Bitte verstehen Sie mich, ich halte es für wichtig, daß die Jugendlichen, wenn sie schon nicht von der Schule an die neue Technik herangeführt werden, sich zumindest im spielerischen Umgang mit dem Computer beschäftigen und sich so in diese Materie einleben. Wie könnte nun der Computer den Schülern helfen? Stellen wir uns vor, daß der Computer in der Schule eingeführt sei, so wie ein normales Schulbuch. Sicher gäbe es ein spezielles Fach, das sich ausschließlich mit neuer Computertechnologie und verschiedenen Programmiersprachen auseinandersetzt und den Schülern diese Techniken anschaulich vermittelt. Andererseits wäre der Computer aber auch ein ideales Hilfsmittel zur Bewältigung der täglich anfallenden Schulaufgaben: Der Schüler geht nach dem Unterricht nach Hause und beginnt (im Idealfall) nach dem Essen mit seinen Aufgaben. An einer bestimmten Stelle kommt er nicht mehr weiter, entweder weil er in der Schule geträumt hat, oder die Aufgabenstellung nicht deutlich wurde; Sie als Elternteil können dem Kind auch nicht mehr helfen, weil Sie nicht bereit waren dazuzulernen, also ruft der Junge oder das Mädchen über den Computer einen seiner Klassenkameraden (neutrum) an, der zufällig auch an einem Problem festhängt. Die Schüler tauschen sich über ihre Computeranlagen aus und entwickeln gemeinsam eine Problemlösung, sollte ihnen das nicht gelungen sein, gäbe es die Möglichkeit, z. B. den Lehrer anzuwählen, ihm die Problemstellung zu überspielen und von ihm Hilfe zu erbitten. Seitenweise könnte ich noch mehr über meine Visionen schreiben, aber ich möchte Sie nur zum Überdenken Ihres eigenen Standpunktes anregen und Sie um die individuelle, phantasievolle Weiterentwicklung meiner visionären Splitter bitten.

Schluß

Zum Abschluß meines Aufsatzes möchte ich noch kurz einen Punkt nennen, der mir persönlich sehr am Herzen liegt. Es geht dabei um die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Computer, d. h. hier um die Erstellung von Kunstgraphik auf dem Computer.

Wie sagte Otto Piene, o. Professor am Massachusetts Institute of Technology, Boston, in einem Fernsehinterview: „Wir müssen uns daran gewöhnen, der Computer ist auch nichts anderes als ein Bleistift.“ (ASPEKTE-Sondersendung zur „ARS ELECTRONICA“ in Linz, Österreich 1982.)

Das Arbeiten selbst ist unproblematisch (nicht das Erstellen von Programmen) und sauber. Wenn ich anfangs ein Graphikprogramm zu erstellen, kann ich mir zu jedem Zeitpunkt entweder das entstehende Bild in allen seinen Fertigungsphasen auf dem Bildschirm ansehen, oder eine sogenannte Hard-Copy (d. h. Bildschirminhalt auf Papier) vom Computer erstellen lassen. Ich kann das Programm an jeder Stelle nach dem Arbeiten „saven“ (d. h. auf einem externen Speichermedium [Diskette oder Kassette] abspeichern) und so die unvollendete Arbeit zu

jedem mir angenehmen Zeitpunkt wieder in den Arbeitsspeicher des Computers laden, um daran weiterzuarbeiten. Bei der Arbeit selbst werden bestimmte Darstellungsprobleme auftreten, die ich entweder selbst lösen kann oder, und hier kommt m. E. der entscheidende Gesichtspunkt: einem befreundeten Künstler über die vorhandene Zuleitung in seinen Computer überspielen. Der Künstlerfreund kann nun an meinem Problem gemeinsam mit mir arbeiten, obwohl er z. B. in München und ich in Düsseldorf wohne. Wir können *gemeinsam* an Graphikprogrammen arbeiten, wir können bestimmte Graphikabläufe gemeinsam entwickeln, wir können Darstellungsmuster untereinander austauschen, wir können ohne, und das sei hier noch einmal betont, *ohne* Konkurrenz einen künstlerischen Austauschdienst ins Leben rufen, der unsere Programme (d. h. Bilder) an Interessenten weitergibt, der uns Künstler miteinander verbindet. Wir müssen fort von unseren eigenbrödlerischen Konkurrenzschemata, hin zur künstlerischen Kommunikationsvielfalt.

Wir müssen an uns arbeiten, arbeiten, arbeiten, bis wir soweit sind, daß wir jeden Normalbürger mit Hilfe seiner und unserer Phantasie einbeziehen können, teilhaben lassen können an dem kreativen Schöpfungsprozeß.

Wir alle, wir alle sind aufgerufen mitzuarbeiten, mitzuarbeiten an der gesamtgesellschaftlichen Zukunft; mit Phantasie und Einsatzkraft sind wir verpflichtet, unsere Zukunft zu gestalten.

Sparen Sie nicht mit Kritik, aber lassen Sie diese Kritik konstruktiv in unsere gemeinsame Arbeit einfließen.

Sagen Sie „JA“ zum Computer!

Im Netz der Glasfaser kürbiskern-Gespräch mit Hans Peter Bleuel, Detlef Hensche, Horst Holzer, Friedrich Hitzer und Oskar Neumann.

Der Diskussion lagen Thesen von Hans Peter Bleuel zu dem geplanten Buchtitel „Im Netz der Glasfaser – Die deformierte Gesellschaft“ zugrunde:
Das Kabel kommt, und zwar schneller als gedacht. Noch vor dem Jahre 2000 wird ein Fernmeldenetz in Breitbandtechnik das Bundesgebiet überspannen, das alle Ballungsräume und Wirtschaftszentren erfaßt und miteinander verbindet. In der Fachsprache: ein breitbandiges integriertes Fernmeldeorts- und -fernnetz.

1. Die Diskussion um Nutz und Frommen der Verkabelung wurde gegenüber der Öffentlichkeit von Anbeginn unter falscher Flagge geführt. Unter dem Stichwort „Neue Medien“ wurden dem Bürger die Annehmlichkeiten der neuen Kommunikationstechnik vor Augen gestellt: Viele Rundfunk-, Fernseh- und Spielprogramme zur Unterhaltung; Datenabruf bei Informationsbanken über den Bildschirm; das Bildtelefon zum Nachbarn; Banken- und Behördenverkehr, Buchungs- und Einkaufsmöglichkeiten per Knopfdruck vor dem heimischen Fernseher. Das alles ist möglich. Aber es ist nicht der Zweck, sondern ein Nebenprodukt bei der Einführung des neuen elektronischen Übertragungssystems per Kabel. Denn tatsächlich geht es – und das kann man in den entscheidenden Expertisen, Erklärungen und Entwürfen der „medienpolitischen“ Entwicklung nachlesen – um die Verbesserung und eine neue Qualität der „Geschäftskommunikation“, wie das verschleiernde Kennwort lautet.

2. Wirtschaftliche Aspekte wurden bislang aber nur mit zwei Argumenten bedacht. Das eine: Eine rasche und zügige Verkabelung sei notwendig, um der Bundesrepublik Know-How und Entwicklung in der neuen Informations- und Kommunikationstechnologie zu sichern und damit wirtschaftliches Wachstum und bedeutsame Exportchancen in einem zukunftsreichen Industriezweig zu eröffnen. Das andere: Die Verkabelung löse einen gewaltigen Investitionsschub aus und werde Tausende oder 100.000 neue Arbeitsplätze schaffen. Beide Argumente sind zumindest schillernd. Nach sachkundigen Hinweisen besitzen bundesdeutsche Konzerne in der neuen Informationstechnik eine führende Rolle, und kein anderes Land ist der Praxis der Verkabelung so nahe, wie die Bundesrepublik. Die Flächenverkabelung muß durch öffentliche Investitionen (der Bundespost) in Höhe von mindestens 100 Milliarden Mark finanziert werden und löst erst in der Folge durch die Entwicklung auf dem sogenannten Endgeräte-Markt private Investitionen aus. Durch die Verlegung werden unmittelbar zwar ein paar Tausend Arbeitsplätze im Bauhauptgewerbe und bei der Post gewonnen oder gesichert; in der betroffenen herstellenden Industrie liegen allerdings beträchtliche Produktivitätsreserven, und weitere Produktivitätssteigerungen werden eher zur Einsparung von Arbeitsplätzen führen.

3. Über die Folgen der Verkabelung herrscht beklemmende Unklarheit. Die Übertragungsmöglichkeiten dieses Breitbandkommunikations-Netzes sind praktisch unbegrenzt. In Kombination mit den Speicher-, Steuer- und Datenverarbeitungsgeräten der nächsten Computergenerationen wird es die gesamten Arbeitsprozesse in Verwaltung, Dienstleistung und Produktion revolutionieren. Je nach Branche rechnet man damit, daß durch umfassende Elektronisierung 25-75 % der Arbeitsplätze überflüssig werden. Für die Bundesrepublik sprechen die längerfristigen Schätzungen von zwei bis neun Millionen „Freistellungen“. Diesen Problemen ist mit Arbeitszeitverkürzungen allein nicht beizukommen. Es stellt sich ja auch die Frage, wovon die Millionen Unbeschäftigten ihren Lebensunterhalt bestreiten sollen.

4. Die meisten Erwerbstätigen werden ihre Arbeit an voll computerisierten Heimarbeitsplätzen vor dem Bildschirmterminal in den eigenen vier Wänden durch Fernwirken nach ausgeklügelten Programmen verrichten. Über die gleichen Geräte bestreiten sie auch die Kommunikation ihres privaten Alltags: vom Verkehr mit den Behörden und Banken über die Bestellungen beim Supermarkt und Versandhandel bis zum Gespräch mit Freunden und Nachbarn. Das hat Folgen für die Struktur der Wirtschaft und der Betriebe, für die Organisation der Unternehmen wie der Arbeitnehmer, für das Leben im politischen Gemeinwesen und der Familie. Und nicht zuletzt für die Verhaltensmuster und Denkstrukturen jedes einzelnen.

5. Die fortschreitende Isolierung von anderen und die für viele vollkommene Mediatierung von Arbeit schaffen Beziehungsprobleme sozialer und emotionaler Art. Wirklichkeit wird nur mehr als übertragener, verkürzter oder abstrahierter Ausschnitt reduzierter sinnlicher Wahrnehmung erfahrbar. Der permanente Umgang mit formalisierten und standardisierten Frage/Antwort-Systemen belastet die menschlichen Fähigkeiten sehr einseitig. Die rationalen und logischen Funktionen der linken Gehirnhälfte werden aufs höchste beansprucht und entwickelt. Die spontanen und assoziativen Kompetenzen der rechten Gehirnhälfte, die humanen Bestimmungen der Kreativität und Phantasie verkümmern: Der deformierte Mensch.

6. Will man die durch Arbeitsorganisation und Kommunikationsbedingungen erzwungene Einbuße an sozialen, emotionalen und musischen Fähigkeiten kompensieren, so ist das nur durch eine unglaublich frei und weit ausschweifende Gestaltung von Freizeit und Bildung möglich: der Dualismus, ja Antagonismus dieses gesellschaftlichen Ordnungssystems ist programmiert. Dann stellt sich nicht nur die Frage, wer diesen aufwendigen und extensiven Freizeitbereich finanzieren soll und ob die einzelnen dieses kompensatorische Angebot überhaupt noch wahrnehmen wollen und können. Dann ist ebenso zu fragen, ob diesem Gesellschaftssystem mit seinen unglaublichen Möglichkeiten zu kommunikativer Erfassung und Kontrolle an der Emanzipation des Menschen noch gelegen sein kann und wird.

Hitzer: Ich finde Bleuels Ausgangspunkt richtig, daß bisher die Diskussion über die Verkabelung insofern unter falscher Flagge geführt worden ist, als dabei der Aspekt der privaten Massenmedien dominierte. Rechtfertigt das aber dann, von einem „Nebenprodukt“ zu reden, wo es sich doch auch um die Mittel einer massiven Beeinflussung handelt, ohne die neue Techniken nur schwerlich durchzusetzen sind?

Neumann: Diesen Einwand teile ich; ohne das „Nebenprodukt“ ist auch meiner Meinung nach das Produkt so, wie geplant, gar nicht zu haben. Da habe ich allerdings noch einen Einwand: daß die Richtung, die Absichtsbestimmung, die beim Kollegen Bleucl angegeben ist, so geplant ist, davon bin ich überzeugt – ob aber alle Temposchätzungen, die in dem Thesentext vorkommen, so realisiert werden, da habe ich eher Zweifel. Zum einen erwarte ich weit größere technische und finanzielle Probleme auf Seiten der Betreiber, zum andern finde ich den Widerstand der Betroffenen in seiner hoffentlich massiven Einflußnahme unberücksichtigt.

Bleuel: Mit dem „Nebenprodukt“ meinte ich lediglich, daß die sogenannten „Neuen Medien“ nicht der eigentliche Zweck und das Ziel der Verkabelung sind. Natürlich bringen sie eine riesige Veränderung. Über den Bildschirm vollzieht sich die private Computerisierung in der Familie, in den eigenen vier Wänden, im ganzen Freizeit- und Spielbereich. Ich sage lediglich: das geschieht nicht, um den Leuten das Einkaufen leichter zu machen oder die Kontoführung bei der Bank, oder um ihnen Daten- und Bildungssysteme zur Verfügung zu stellen, sondern die ganze Geschichte wird gemacht, um die Geschäfts- und Industriekommunikation zu verbessern. Und das haben wir nicht recht kapiert. Auch wir haben uns immer auf das Neue-Medien-Gleis abschieben lassen, haben immer Rundfunksystem, Rundfunkfreiheit und Kabelpilotprojekte diskutiert. Das ist zu wenig. Entscheidend ist doch, daß man die Hauptsache nur stückchenweise herausgelassen hat – die Geschäftskommunikation. Das stand so schon in der Regierungserklärung der sozialliberalen Koalition mit der Begründung: Bürobetrieb vereinfachen, Menschen von ärgerlichem Zeug entlasten etc. Das klang ja ganz plausibel und human. Nur, es ist ja unendlich viel mehr: es sind etwa 50 % der Büroarbeit, die automatisiert und computerisiert werden können, nach diversen Schätzungen ist es sogar noch wesentlich mehr. Doch das ist nur der eine Bereich. Als Nächstes – davon bin ich überzeugt – wird genauso die Industriekommunikation, der Produktionssektor, erfaßt. Man wird die ganzen Produktionsabläufe durch Standardisierung, Programmierung und Automatisierung sehr viel weiter zusammendrängen und von Arbeitskräften bzw. deren Kosten „entlasten“. Die Frage ist allein, in welchen Zeitläufen und Zeitabständen. Man müßte auch darüber reden, welche Übertragungsmöglichkeiten überhaupt notwendig sind. Das Breitband ist zwar sehr schön und technisch optimal, aber ich brauche es gar nicht, um all die Dienste leisten zu können, die diese Rationalisierung ermöglichen. Ein digitalisiertes Telefonnetz tut es auch.

Hensche: Bleuels Ausgangsthese ist in den letzten Jahren auch meine eigene Erkenntnis geworden. Doch zunächst ist es immer gut, sich zu fragen, wer denn eigentlich finanzielle Mittel aufwendet und zu welchem Zweck. Der Bundespostminister geht da primär nicht heran, um die Bürger auf der Schwäbischen Alb zu beglücken, nein, die Bundespost stellt die Infrastruktur bereit, die sich auszahlt,

also eben dann, wenn finanzstarke Abnehmer und Benutzer bereit sind, das einzusetzen. Das sind unsere Erfahrungen in den Büros und Produktionsstätten. Was wir als neue Medien diskutieren, wird ja schon seit einiger Zeit in Gestalt neuer Informations- und Kommunikationstechniken eingeführt. Speziell in der Druckindustrie: vor fünf Jahren haben wir deshalb einen Arbeitskampf geführt. Es ging um das rechnergesteuerte Textsystem, das heißt die Nutzbarmachung neuer Informationstechniken bei der Satzherstellung. Hier tut sich ein unerschöpfliches Rationalisierungspotential auf, wenn man an die elektronische Datenverarbeitung, an verbesserte Speichermöglichkeiten, an immer billigere Speicher, bessere und beschleunigte Übertragung von Informationen denkt, an die leicht handhabbaren und billigen Möglichkeiten der Programmierung denkt. Wenn das heute benutzt wird, hat das nicht nur seine technischen Ursachen, das wird eben dort entwickelt, wo es Geld verspricht, oder wo Betriebe bei den gegenwärtigen geringeren Wachstumsraten, bei den bestehenden Überkapazitäten zunehmend darauf aus sind, die Gewinne zu erhalten, indem sie die Kosten senken. Die Suche nach Spielräumen der Kostensenkung bedeutet die Suche nach Spielräumen der Rationalisierung. Und diese wiederum ergeben sich in erheblichem Maß in den Büros. Büroarbeit ist kaum rationalisiert. Genau da ist die Hauptangriffsfläche moderner Informationstechniken. Übermittlung, Speicherung, Ablage und Registratur von Informationen sollen weitgehend auf die Maschinerie übertragen werden. Das sind die Erfahrungen aus der Druckindustrie und sie entspringen den Gesetzmäßigkeiten einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Das bewegt mich, der These Bleuels zuzustimmen: Rationalisierung ist Motiv und Hauptziel der Weiterentwicklung und des Einsatzes dieser Techniken – vornehmlich in den Büros und im Dienstleistungssektor, teilweise auch in der Produktionssphäre. Wie weit man da den technischen Prognosen folgen kann, scheint mir eine untergeordnete Frage zu sein. Ich halte auch nichts davon, irgendwelche politischen Entwicklungen aufhalten zu wollen, indem man auf dieses oder jenes Material setzt. Ich erinnere da an den Streit zwischen Schwarz-Schilling und SPD über Kupferkabel oder Glasfaserkabel. Vieles spricht übrigens dafür, daß nicht die Glasfaser der entscheidende technische Sprung sein wird, sondern die eben schon erwähnte Digitalisierung. Die über das schmalbandige Telefonleitungsnetz übermittelten digitalisierten Signale sind fast unbegrenzt nutzbar zu machen, wenn ich einmal von der Übertragung bewegter Bilder oder der schnellen Übermittlung komplexer Datenpakete absehe. Das ist aber müßig zu erörtern. Tatsache ist doch, da geht ein gezielter und die vergangenen Wellen der Rationalisierung weit in den Schatten stellender Angriff auf die Arbeitsplätze und die Arbeitsorganisation vor sich. Denn durch eine weitere Forcierung der Arbeitsteilung lassen sich Kosten sparen.

Holzer: Ich wollte noch mal auf die „Nebenprodukt“-These zurückkommen. Es ist zwar nicht falsch festzustellen, daß die Diskussion über die sogenannten Neuen Medien nahezu zehn Jahre lang schwergewichtig über deren medienpolitische Konsequenzen geführt worden ist und damit deren arbeitsplatzpolitische, rationalisierungspolitische Folgen teils nicht erkannt, teils beiseite geschoben wurden. Im Hinblick auf die gewerkschaftlichen Reaktionen war das insofern etwas erstaunlich, als die DGB-Vertreter in der KtK – der (Bundesregierungs-)Kommission zum Aufbau des technischen Kommunikationssystems – ja schon Mitte der 70er

Jahre ziemlich genau wußten, wo es lang gehen soll. Denn im Bericht der KtK ist ganz klar festgehalten worden, daß es sich vor allem um die Entwicklung und Durchsetzung von Informations- und Kommunikationstechniken drehen muß, die als Rationalisierungsmittel, damit als Instrumente der Arbeitsplatzvernichtung zu nutzen sind. Daß hierauf von den Gewerkschaften nicht entsprechend schnell geantwortet wurde, dürfte nicht zuletzt ein Ergebnis der SPD-Regierungspolitik sein, durch die der Bereich der „Neuen Medien“ ständig in einen verschleiernenden Nebel getaucht wurde und die in der Tat die Anwendung der Informations- und Kommunikationstechniken im Sektor der elektronischen Massenkommunikation als Mittel benutzte, um hinter dem möglichen „Mehr“ an Fernsehen und Hörfunk die Bedeutung jener Techniken als profitsteigernde Rationalisierungs- und Organisationswerkzeuge zu verstecken und diese dadurch um so leichter durchzusetzen. So richtig das Argument von der medienpolitischen Kopflastigkeit der bisherigen Diskussion über die „Neuen Medien“ auch ist, scheint es mir aber dennoch in einer spezifischen Hinsicht problematisch zu sein, weil mit der Kritik an jener Kopflastigkeit vor allem in den gewerkschaftlichen, gewerkschaftsorientierten Debatten die medienpolitische Linie der Auseinandersetzung mit den „Neuen Medien“ durch die zu Recht anschwellende arbeitsplatz-, rationalisierungspolitische Linie meiner Meinung nach nicht ergänzt, sondern weitgehend abgelöst wird. Daraus erkläre ich mir das augenblickliche „Stillhalten“ der Gewerkschaften – von den zweifellos vorhandenen zahlreichen Proklamationen sehe ich hier ab – gegenüber den akut massiven Angriffen gegen das öffentlich-rechtliche Rundfunksystem, das, wenn es so weitergeht – spätestens in fünf Jahren vom „Konkurrenzdualismus“ zwischen ihm und einem wahrscheinlich hochkonzentrierten Privatfunk ersetzt sein wird. Insofern meine ich, daß es analytisch falsch und politisch-praktisch gefährlich ist, den medienpolitischen Bereich der „Neuen Medien“ als ein Nebenprodukt zu bezeichnen und damit zu einem Nebenschauplatz zu degradieren.

Bluel: Das unterstütze ich. Das sind keine Nebenschauplätze, das ist Teil des Gesamtschauplatzes – genauso wie die Medienfrage, die Rundfunkfreiheit, die Meinungsfreiheit wichtig bleiben. Nur habe ich das so pointiert gesagt, um die Ablenkung von dem eigentlichen Interesse hervorzuheben. Ich habe für mich eine plausible Erklärung, warum man das mit den Medien so in den Vordergrund geschoben hat. Um das Ganze richtig in Gang zu setzen, muß man ziemlich viel Geld investieren, also auch in die industrielle Produktion, um nämlich die technische Innovation voranzutreiben. Dieses Geld will natürlich keiner auf Verdacht investieren. Wo kriegt man es also her? Da war es eben ideal zu sagen: Es geht um Neue Medien, um perfektes Fernsehen, um irrsinnige Programmfülle, um jede Menge Übertragungsmöglichkeiten, um Bildschirmtelefon usw. Damit konnte man motivieren. Zunächst sollte es 30 Milliarden kosten, dann 100 Milliarden. Nach Gissels Berechnungen kostet es 300 Milliarden, wenn man das ganze Fernmeldenetz flächendeckend in Breitbandtechnik austauscht. Um dieses Investitionskapital aufzubringen, braucht man die öffentlichen Mittel der Bundespost, damit man dann – womit Schwarz-Schilling rechnet – auch private Gelder locker macht. Deshalb mußte man zuerst einmal der Öffentlichkeit klar machen, daß sie an dem neuen Übertragungssystem ein ungeheures Interesse habe. Das

ging natürlich nur, wenn man sagte: Es geht um Rundfunk, um Fernsehen, um privates Vergnügen, um Bürgerrechte und Vorteile für jedermann.

Hitzer: War die Strategie so bewußt angelegt?

Bluel: Ich denke, daß sich viele Leute – nicht zuletzt die in der SPD – nicht darüber klar waren, was wirklich an Interessen und Möglichkeiten in dieser Geschichte steckt. Ich glaube aber natürlich, daß diejenigen, die dies durchschaut haben, es sehr bewußt auf diesen Punkt hingelenkt haben. Das heißt diejenigen, die Rationalisierungs- und Produktivitätsinteressen haben.

Hitzer: Ja waren denn die konkreten Anwendungen so umrissen, daß eine solche Doppelstrategie der öffentlichen Täuschung vorliegt?

Hensche: Ich kann die FAZ zitieren, die im Vorfeld der Funkausstellung vor etwa zehn Tagen schrieb, die gesamte Elektronikbranche und die weitere Fortentwicklung von Video, Heimvideo und anderen Spielereien seien nichts anderes als die spielerische Einführung weitergehender Elektronisierung der Wirtschaft.

Im übrigen teile ich die Einschätzung, Kollege Holzer: Welchen Begriff man auch wählt – Nebenprodukt, Abfallprodukt, Seitenweg –, da kann es keinen Nebenschauplatz geben. Ich glaube nicht, daß diese neue Beurteilung des Schwerpunktes die fortschrittlichen Kräfte dazu bewogen hat, auf diesem Feld einzuschlafen. Spürbare und hörbare Vorbereitungen des gewerkschaftlichen Widerstands waren eben medienpolitische Konferenzen, die in den letzten Monaten stattgefunden haben. Von einigen Experten abgesehen haben die Gewerkschaften nichts bewegt, bis dann der DGB-Landesbezirk in Rheinland-Pfalz zum Kabelprojekt Ludwigshafen sehr hörbar Stellung genommen hat. Das hat es vorher nicht gegeben. Nur habe ich umgekehrt die Gefahr gesehen, daß wir den Rationalisierungsangriffen lange Zeit nicht die Aufmerksamkeit widmeten, wie es notwendig gewesen wäre. Auf unser Drängen hat der DGB erst jetzt einen Arbeitskreis eingerichtet, der sich mit neuen Informations- und Kommunikationstechniken befaßt. Da geschah bei der konstituierenden Sitzung folgendes: Mindestens fünf Gewerkschaften teilten mit, sie wußten von alledem nichts, sie machten sich keine Vorstellungen davon, es gäbe bei ihnen über diese Fragen keine Diskussionen. Es hat keinen Zweck, darüber den Stab zu brechen. Das zeigt das Defizit an öffentlicher Debatte an, was eben diese zweite und entscheidende Stoßrichtung der neuen Techniken angeht. Du hast nach den konkreten Anwendungen gefragt, Frieder. Wenn du heute den *Spiegel* aufschlägst, findest du darin eine zweiseitige Anzeige von IBM. Darin wird ein Produktionsgang der Bearbeitung, Erfassung, Korrektur von Text in 21 Arbeitsgängen geschildert – bis zum Abspulen in die Setzerei, wo dann ein Werbeprospekt gemacht werden soll. Nach den Vorstellungen von IBM spielt sich das ganze in sieben Stunden ab – mit dem Gerät, wofür sie werben. Dieses Gerät ist eine erweiterte Schreibmaschine mit Speicher, Sichtschirm und entsprechendem Datenträger, der die Daten über das Telefonnetz automatisch an andere Speicher übertragen kann. Was früher geschrieben, korrigiert und erneut geschrieben, an andere Stellen geliefert und dann abermals korrigiert und wieder neu geschrieben wurde – bis zu 20, 30 Schreibvorgängen –, vollzieht sich nun in einem einzigen Schreibvorgang. Das wird gespeichert, kann an einzelnen Stellen bei geringstem Aufwand jeweils korrigiert werden. Das heißt: ein Unmaß an Schreibaarbeit entfällt. Das verbirgt sich hinter dem Schlagwort vom papierlosen Büro. Das ist aber auch ein zunehmend menschenloses Büro. Doch:

heute noch wird der Brief fertiggemacht, zur Post gebracht und von der Post materiell befördert. Es wird aber nicht lange dauern, und wir haben den sogenannten Bürofernschreiber, der zunehmend die Geschäftskorrespondenz zum Verschwinden bringt. Da wird die Korrespondenz – zu gebührengünstiger Zeit, also nachts – in Sekundenschnelle über die Leitung gejagt, sie kommt beim Adressaten im Speicher an. Materiell wird da nichts bewegt. Die menschliche Arbeitskraft fällt somit auch bei der Übermittlung weg.

Neumann: Deshalb teilt die Post derzeit auch mit, daß sich die Briefbeförderung verlangsamt.

Hensche: Selbstverständlich – die blaue Post wird ausgebaut, zu Lasten der gelben Post.

Bleuel: Das sind etwa 20 Millionen Briefsendungen täglich, eben ein Großteil überflüssiger Post. Das läßt sogar der Bundesverband der Industrie als einen der wenigen Faktenhinweise heraus. Da wird viel Arbeit überflüssig.

Hensche: Der nächste Akt. Alles Geschriebene wird aufbewahrt und registriert – davon lebt ein Unternehmen oder eine Organisation. Dies geschieht mit Papier und Material, bedeutet Systematisieren, Aufsuchen – also Arbeitsvorgänge mit Menschen. Jeder hat noch seine Handakten, und wer auf sich hält, hat eine Sekretärin, sofern es der Status erlaubt. Das sogenannte papierlose Büro des Texterfassens und Textübermittels bedeutet, daß dies alles elektronisch abgespeichert wird in einem von vornherein eingegebenen Kennziffernsystem. Da ist alles – sofern man Zugang dazu hat – abrufbar. Was bisher an Pflege des Materials, an Literatur und Archiv, an vielfältigen Akten möglich und notwendig war, entfällt. Es gibt also die Möglichkeit, auf diese Weise komplexe Arbeitsplätze zu zerschlagen. Die Sekretärin alten Stils hat ja nicht nur geschrieben und Kaffee gekocht, sie hat auch den Bereich überschaut, also mehr eingebracht, sie hat kombiniert und kreativ mitgedacht. Was an kreativer Büroarbeit verwirklicht wurde, kann man auf programmiert ablaufende Systeme übertragen.

Die Tätigkeit der Sekretärin verkümmert zu reiner Schreibarbeit, sie wird zunehmend zum Datentypistenpool – in der letzten Variante in Heimarbeit ausgegliedert, wobei das nicht Heimarbeit sein wird, wie man das bisher verstand. Man vergibt Daten für Schreiberfassungstätigkeiten an selbständige Gewerbetreibende, an Hausfrauen, die nach Leistungslohn bezahlt werden und das volle Risiko des jeweiligen Auftragseingangs und Auftragsbestands tragen. Sie werden dafür das Dreifache am Tage arbeiten wie Aufträge reinkommen, das heißt, jeder vernichtet auf diese Weise zwei, drei andere Arbeitsplätze, die vorher im Betrieb vorhanden waren. Man kann einen zweiten Schritt tun: was bisher auf Papier bearbeitet wurde – Belege, Bankauszüge, Einkaufszettel, Durchschläge –, geht bei Fernbestellungen und -buchungen mit Bildschirm vom Wohnzimmer aus elektronisch. Man kann im Warenhaus Bestellungen über Bildschirmtext vornehmen. Als Einkäufer kann ich dem Lieferanten gegenüber die Order elektronisch durchgeben. Im elektronischen Waren-Wirtschaftssystem geht das sogar automatisch. Da braucht dann auch kein Einkäufer mehr zu disponieren.

Neumann: Die Lagerhaltung meldet sich selbst, und zwar der objektive Bestand, nicht ein Mensch, der die Vorräte nachzählt.

Hensche: So lassen sich Tausende von Beispielen anführen, wo im Grund der Kern der elektronischen Datenverarbeitung liegt.

Bleuel: Die Meldung vom Kaufhof besagt: der Gewinn geht auf die Einführung des neuen Erfassungssystems zurück. Sie haben ein elektronisches Eingabe- und Bestellsystem; was nicht mehr gebraucht wird, sortiert man sofort aus; die Zahl der Artikel wurde von hunderttausend auf zwanzigtausend reduziert. Sie sparen in jeder Menge Verkäufer ein. Was sich da abspielt, ist eine innerbetriebliche Vorwegnahme dessen, was dann im großen Stil passieren wird.

Hitzer: Da sind wir an einem neuralgischen Punkt: die meisten Erwerbstätigen würden – so die These – an computerisierten Heimarbeitsplätzen tätig sein. Ich möchte das bezweifeln. Ist das praktikabel und durchsetzbar? Ingenieure, die mit dem Zeug zu tun haben, sind da viel nüchterner. Manche meinen, es sei überhaupt nicht ausgemacht, ob das so kommt, wie die Rationalisierer sich das wünschen. Jedenfalls habe ich unter Ingenieuren viel mehr Skepsis angetroffen als unter Literaten und Sozialwissenschaftlern, die sich mit dieser Materie befassen und zumeist die Werbetexte in den Dutzenden, miteinander konkurrierenden Fachzeitschriften für elektronische Erzeugnisse und Systeme phantasievoll – häufig in Alpträumen nachtexten.

Neumann: Bleuel hat vorhin schon selber relativiert. Ich finde, daß im Produktionsbereich solche konkrete Aussagen, wie sie soeben Detlef Hensche für den Bürobereich vornahm, überhaupt nicht anzugeben sind. Im Büro ist der Rationalisierungseffekt sofort einsehbar; die Vielfalt von Schreibvorgängen, einschließlich dessen, was nur scheinbar Kreativität verlangt, in Wirklichkeit aber ohne weiteres formalisierbar ist, das kann ich alles reinstecken in meinen Datenspeicher und in meine Kabel.

Bleuel: Aber auch Arbeitsabläufe insgesamt – durch Standardisieren, Formalisieren und Automatisieren anhand bestimmter Programme. Und dafür brauche ich dann nur einen Menschen, statt wie bisher fünf Leute.

Neumann: Das ist klar. Nur würde das nicht in die Richtung gehen, die in dem Papier steht, daß sich die Produktionstätigkeit in einem solchen Umfang in Heimarbeit verlagert.

Holzer: Wichtiger als Spekulationen über eine – wie auch immer geartete – Dezentralisierung von bisher fabrikmäßigen Produktionstätigkeiten in elektronisch gesteuerte Heimarbeiten sind aktuell zweifellos Einschätzungen und vor allem gewerkschaftliche Interventionen im Zusammenhang mit der sogenannten „Fabrik der Zukunft“. Diese beginnt sich nicht nur zügig mit Hilfe von Industrierobotern zu entwickeln, sondern insbesondere mit der rasanten Computerisierung der Prozeß- und Materialplanung, der Konstruktion und Fertigung. Elektronische Heimarbeit ist sicher ein wichtiges Thema im Rahmen begrenzter ökonomischer Sektoren. Von durchschlagender Bedeutung dürfte allerdings der Zusammenschluß computerisierter Produktions- und Verwaltungsarbeit in den großkapitalistischen Fabrikzentren sein, deren ökonomische und politische Herrschaftsqualität durchaus noch dadurch gefördert werden kann, daß sie sich mit einem Gürtel leicht auswechselbarer, intensiv ausgebeuteter und permanent unter Lohndruck stehender Heimarbeiter umgeben.

Bleuel: Schon klar, nur meine ich, daß das Prinzip – dabei folge ich den Analysen von Klaus Haefner – stimmt, wonach nämlich nach den manuell-motorischen Fähigkeiten nun auch die kognitiven auf Maschinen übertragen werden können. Das ist der entscheidende Punkt. Wenn das auch in die Systeme reingeht, bleibt

nur noch die Steuerung dieser Vorgänge durch den Menschen. Ich meine nicht, daß wir schon jetzt so mächtig Angst vor Robotern haben müßten. Es sind ja bislang bei uns – vor allem in der Automobilindustrie – etwa 7500 im Einsatz. In Japan und den USA sind es mehr, aber auch nicht überwältigend viele. Auf welchen Wegen das schließlich umgesetzt wird, ist mir noch ziemlich undeutlich; da müßte man Techniker, Ingenieure, Wissenschaftler befragen. Entscheidend ist jedoch bei einer solchen Umlagerung: wenn diese kognitiven Prozesse, die in der Verwaltung wie in der Produktion starke Anteile haben, in die Maschinen eingegeben werden können, verändert sich der gesamte Arbeitskräftebedarf und es bleiben nur noch wenige Berufsfelder übrig. Haefner nennt da eine Gruppe „autonom“ – etwa Maler, Koch, Handwerker also – die braucht man immer. Da spricht er von „substituierbaren“ Berufen wie Facharbeiter, Sachbearbeiter, mittleres Management – die werden weithin überflüssig. Und dann sind da noch die „unberechenbaren“ – die Chefs, die technischen Führungskräfte und Wissenschaftler, die stehen an der Spitze der Struktur und bestimmen sie. Das heißt also: man braucht einmal Leute, die schlichtweg Handarbeit machen, Kraftfahrer, Transportarbeiter, Wartungspersonal. Die vielen Sachbearbeiter, Fachleute und Facharbeiter der mittleren Ebene werden jedoch überflüssig. Ihre kognitiven Leistungen sind auf Maschinen übertragbar. Da fällt ungeheuer viel raus: das sind dann die neun Millionen Beschäftigungslosen in der Bundesrepublik, die Arbeitslosen der Zukunft. Und oben sitzen die Leute, die Geschäfte machen und Programme entwickeln. Manager, Programmierer, Software-Fachleute. Wenn das alles so übertragbar ist, bleiben lediglich Steuerungs- und Zusatzfunktionen übrig, die wenig menschlichen Arbeitseinsatz verlangen. Und damit – das ist ein anderer entscheidender Punkt – geht der ganze Humankapitalansatz unseres Wirtschaftens zum Teufel. Zur Wahrnehmung der Kontrollaufgaben kann man dann die Leute zu Hause vor ihren Bildschirm plazieren und sie mit Tastaturen und Breitband mit ihrem Arbeitsplatz verbinden – wenn sie noch einen haben.

Hensche: Ich würde das nun doch relativieren, wenn auch nicht verharmlosen. Ich finde es auch gut, wenn es mal in Science-fiction-Art ausgemalt wird. In mittlerer Frist, die sich uns auch als politische Gestaltungszeit aufdrängt, wird es sicherlich um die Bedienung derartiger Systeme im einfachsten Sinn gehen. Der sogenannte Heimarbeitsplatz ist der Platz der Texterfasserin, der Datentypistin; der des Sachbearbeiters und Ingenieurs – anders als uns IBM glauben machen will – ist es nicht. Der wird weiter im Betrieb arbeiten. Die einfache, stupide und monotone, im Leistungslohn entlohnbare Tätigkeit – das ist ja der Witz der Sache – ist die der Texterfasserin, wenn wir dem nicht entgegenhalten. Wir haben das schon heute. Es wird dann Druckereien geben, die OCR-gerechte Erfassung von Manuskripten machen lassen. Sie geben auch die Bearbeitung von Datenträgern für die Satzherstellung in Heimarbeit. Das sind selbständige Gewerbetreibende. Man muß sich das – in der sozialen Konsequenz zu Ende gedacht – vorstellen.

Bleuel: Ein Einwand, Detlef: man braucht auch nicht mehr drei oder fünf Sachbearbeiter oder Facharbeiter sondern nur noch einen, weil der an einem Gerät sitzt, in dem programmierte Systeme drin sind, der muß nicht mehr so viel malen, denken und erfinden. Das kriegt er schon vorgemalt aus seinem Gerät.

Hensche: Klar, natürlich wird im mittleren Bereich ein Kahlschlag bis zum Punkt der Vernichtung ganzer Berufe eintreten – eintreten können, denn das hängt auch

von der Gegenwehr ab. Was ich meine, betrifft die monotonen Arbeiten, die billig entlohnbar sind. Im mittleren Bereich der qualifizierten Facharbeit und Sachbearbeitertätigkeit gibt es die These, daß da eine gewisse Verlagerung zur Kundennähe nötig ist. Bildschirmtexte und elektronische Kommunikationssysteme erlauben es den Banken, Filialen zu schließen. Sie sind auch ganz scharf darauf, weil das kostenwirksam ist. Dann brauche ich nicht mehr die Sparkassenfiliale im Wohnviertel, sondern kann das vom Wohnzimmer aus besorgen. Deshalb haben die Banken auch großes Interesse daran, daß die Elektronik ins Wohnzimmer kommt.

Insofern steckt hinter Schwarz-Schilling schon eine gewisse Logik, wenn er die Privatisierung von Fernsehen und die Verlegung von Koaxialkabeln betreibt. In der Bankersprache gesprochen heißt das aber: wenn wir uns vom Ballast des Filialnetzes lösen, dann müssen wir die Sachbearbeiter auf individuelle Kundenberatung umstellen, die den Kunden ähnlich – wie die Versicherungsvertreter – zu Hause beraten. Was in fünfzig Jahren sein wird, kann ich nicht sagen, aber in einer überschaubaren Zeit kann es schon zu einer gewissen Verlagerung der Kundenbetreuung jenseits des Schalterraumes – in Wohnungen also – kommen. Das wären Beispiele zu der sicherlich überspitzten These der Entwicklung.

Bleuel: Noch ein Einwand, Detlef: Kundennähe ist ganz schön. Auf den Bildschirm sind die Anbieter ja so scharf, weil es die Möglichkeit bietet, den gedruckten Katalog einzustellen und in den abrufbaren Speicher einzugeben. Es wird im Endergebnis für die Leute sogar noch billiger sein, dieses Zeug kostenfrei an die Abfrager, an die potentiellen Kunden als Bildschirmtext zu verteilen, als ihre Kundenbearbeiter und Vertreter loszuschicken. Wenn man Manganstahl oder eine Fertigungsanlage verkaufen will, braucht man natürlich einen Fachmann, der das an den Produzenten bringt oder an den Abnehmer. Aber wenn du Unterwäsche verkaufen willst, dann langt dir ein schönes Bildschirmtextangebot – womöglich mit bewegtem Bild, da braucht der Kunde über das digitalisierte Fernmeldenetz nur die Nummer anzuwählen. Es wird mehr qualifizierte Arbeitsplätze geben, aber insgesamt wiederum sehr viel weniger – auch im Mittelbau.

Hitzer: Ich behalte meine Skepsis, wie dies oder das mittelfristig oder langfristig aussehen wird, auch im Hinblick auf die Frage der dann massenhaft zu verkaufenden Heimcomputergeräte bzw. die Endabnehmergeräte des Verbrauchers.

Bleuel: Der Markt hat zwanzig Prozent Wachstum und rechnet für die nächsten Jahre mit ähnlichen Raten.

Hitzer: Meinetwegen. Nichtsdestoweniger bleibt die Frage – wer soll das bezahlen? Und: wie kriegt man den Konsumenten dazu, dies zu erwerben und dann so zu gestalten, daß es sich tatsächlich lohnt? Wenn wir hier so weiterdiskutieren, geraten wir übrigens in einen zu spezifischen Bereich. Letztlich geht es doch darum, welche Kampfsituationen ergeben sich bei der Einführung neuer Techniken? Wie reagieren diejenigen, deren Arbeitsplätze unmittelbar betroffen sind? Wie entsteht Bewußtsein, wenn es um die gewerkschaftliche Gegenwehr geht? Dazu sind nicht nur Spezialkenntnisse über die Vorgänge nötig, sondern auch die Schwerpunkte der sozialen und demokratischen Alternative. Ich erinnere an die Kämpfe in der Druckindustrie. Haben wir daraus nichts gelernt? Die Daten der neuen Satztechniken waren bekannt und zugänglich, dennoch haben sich die Maschinensetzer geweigert, diese Tatsachen zu akzeptieren und damit die Folge,

daß ihr bisheriger Arbeitsplatz zu ersetzen war. Darum geht es doch. Wie erreicht man, daß die Betroffenen der Rationalisierung rechtzeitig betroffen gemacht werden, sich also nicht nur verteidigen, sondern in gleichem Maß offensive Alternativen entwickeln lernen. Ich erinnere auch an die Prognosen des Club of Rome vor zehn, zwölf Jahren. Was da prognostiziert worden ist, traf erstens so nicht ein und zum weiteren verlief es weitgehend chaotisch. Ich halte es da mit dem Ingenieur, der mir einmal gesagt hat: der Computer bleibt eine dumme Sau. Der entscheidende Faktor ist der Mensch. Ich würde ergänzen: entscheidend ist die soziale und politische Kraft, die Menschen zum vernünftigen Handeln anleitet.

Bleuel: Wenn du damit rechnest, daß alle Leute ihr Medienzentrum im Heim haben – also Hörfunk und TV mit Hifi, Bildrekorder, Bildplattenspieler, Mikrocomputer, Kabelinstallationen etc. –, dann kostet das allerdings rund 15000 Mark. Dazu kommt eine monatliche Nutzungsgebühr von rund 300 Mark. In den USA liegen diese Kosten gegenwärtig bei 60 bis 100 Mark. Diese Zahlen habe ich aus *Media*, aber das ist hier nicht einmal wichtig. Die Hersteller rechnen mit etwa 25 Millionen Haushalten, die heute mit Rundfunk und Fernsehen vollversorgt sind. Das sind die potentiellen Abnehmer der zusätzlichen Geräte. Jetzt ziehst du aber nur die mit den Farbfernsehern heran – das sind 71 Prozent. Wenn die eine Vollausstattung für ein Medienzentrum im Heim erhalten, dann bedeutet das ein Konsumvolumen von 300 Milliarden Mark, das die Leute – auf der heutigen Preisbasis – investieren sollen. Sie bezahlen sich doch damit ihren eigenen Arbeitsplatz. Natürlich ist es hochinteressant, einen solchen Markt zu erschließen. Natürlich sagen wir: Wer wird denn so blöd sein, sich mit 15 bis 20 Tausend Mark solche Geräte anzuschaffen! Aber die Leute tun es doch laufend. Die Videorecorder gehen im Moment wie der Teufel.

Hitzer: Und was dann? Sie kaufen es und lassen's nach kurzem Herumspielen in der Ecke stehen.

Bleuel: Wenn die Leute auf anderen Märkten ihren Konsum nicht steigern, dann versucht man es da, wo sie noch Interesse zeigen oder genießen. Und sie tun es bei diesem Zeug. Ich bin freilich auch skeptisch, ob sie es auf die Dauer tun. Aber der Reiz ist da, und das wird ungeheuerlich manipuliert.

Holzer: Der Reiz mag da sein, aber es reagiert doch selbst in den USA nur ein relativ kleiner Teil des angesprochenen Publikums, aus dem zudem nur die Großen im Kabel- und Computergeschäft nach langen Wartezeiten Gewinn ziehen können. Ausschlaggebend sind hier zweifellos Kostengründe. Wenn in amerikanischen Studien davon ausgegangen wird, daß sich ein Kabelfernsehsystem nur lohnt, wenn die Teilnehmer pro Monat zukünftig mindestens 250 Mark ausgeben, zeigt sich das überdeutlich. Auch bei uns dürfte das kaum anders werden. Das läßt sich an der Preisgestaltung für Bildschirmtext, Kabelfernsehen und Anschlüsse an Datenbanken ohne Schwierigkeiten ablesen, wobei die zukünftigen Kunden ja sowohl von den kommerziellen Interessenten wie von der Post zur Ader gelassen werden. Die „Neuen Medien“ sind auch im Gewand elektronischer Massenmedien eindeutig Klassenmedien; das gilt für den Videobereich ebenso.

Bleuel: Von mir aus gesehen, ist das eher pessimistisch. Jedenfalls sind da Gefahren und Möglichkeiten. Was sollen die Produzenten denn machen? Farbfernseher können sie nicht mehr verkaufen. Also müssen sie auf den nächsten

Markt – das ist jetzt Video. Dann suchen sie sich den übernächsten Anreiz, der wieder Spielmöglichkeiten bietet. Die Marktmanipulation hat doch da ihren Reiz.

Hensche: Da beißt sich aber die kapitalistische Katze in den Schwanz.

Bleuel: Sicher – wer bezahlt es?

Hensche: Es hat schon Bildschirmtestversuche gegeben in Düsseldorf, Neuss und Berlin. Dies bestätigte alle bisherigen Eindrücke. Es ist eine Schicht leitender Angestellter in den oberen Einkommensschichten – Technikfreaks, die sich angeschlossen haben und die sich auch anschließen werden. Aber es gibt plausible Gründe dafür, daß beispielsweise die marktschreierischen Prognosen der Bundespost – 1986 gäbe es 1 Million Anschlüsse, 1988 seien es dann 2 Millionen usw. – nicht eintreten werden. Die werden auch nicht bei dem Video-Boom eintreten. Richtig ist, es gibt mittlerweile 2,4 Millionen Geräte. Aber die Entwicklung geht nicht so rasant weiter wie bisher. Ich denke zwar, daß wir es in absehbarer Zeit noch mit einer höheren Rate zu tun haben. Aber wollen wir die Dinge doch bei Namen nennen: was die privaten Medienzentren planen, können sich doch 80 Prozent der Bevölkerung nicht mehr leisten. Die fahren dann lieber, wenn es noch geht, für sieben Tage ins Sauerland oder nach Südtirol in Urlaub, statt sich so ein Ding an den Hintern zu hängen. Das Szenario – massenhafte Verlagerung der Arbeitsplätze oder der einzelnen Kundenbetreuungen ins Wohnzimmer – wird so nicht eintreten. Die Heimarbeit ist etwas Gefährliches, da müssen wir Obacht genug geben, aber es wird nicht der typische Arbeitsplatz sein. In der Grundtendenz haben wir keine Meinungsverschiedenheiten. Sie besteht darin, daß wir es in galoppierendem Maß mit Arbeitsplatzvernichtung und Dequalifikationsgefahren zu tun haben. Wenn es sich bei den Heimarbeitsplätzen nur um einige Hunderttausend handelt, wäre die Katastrophe schlimm genug. Das alles erfordert rechtzeitig Maßnahmen der Abwehr.

Bleuel: Ich schildere den extremen Fall, weil der Heimarbeitsplatz als eine Übergangsstufe zur Arbeitslosigkeit benutzt werden kann. Da laufen Vorgänge der Produktivitätssteigerung durch Rationalisierung. Immer einer mehr wird umgesetzt, plötzlich ist er Selbständiger, kriegt verklickert, wie schön das sei – und auf einmal sitzt er zu Hause und hat gar keine Arbeit mehr.

Hensche: Das stimmt. In Baden-Württemberg wird das als Modellversuch verkauft, um neue Formen des Job-Sharing einzuführen.

Bleuel: Das ist die Frage der Textnutzung durch Fernseher, was uns immer weiter vom Kontext wegbringt.

Hitzer: Die Frage bleibt, was ist am Ende produktiv? Kommt das heraus, was geplant ist? Selbst bei der Annahme, es werden bis zu 80 Prozent private Medienzentren eingeführt und in die Wohnungen gestellt, die indessen nur zu 10 Prozent genutzt werden, kommt jedenfalls eine Nutzung heraus, die mit fortschreitender Verarmung der Menschen einhergeht. Das betrifft die Produktion und die gesamte Verfassung der Menschen – geistig, seelisch, körperlich. Wie es in Bleuels Thesen dargestellt wird, kann ich's nicht nachvollziehen, mir ist das zu linear gesehen. Da ist die Ursache technologisch und die Folge psychisch, so als müßten sich Menschen wie mechanische Apparate verhalten. Sie sind aber keine mechanischen Apparate. Außerdem zweifle ich an der Zwangsläufigkeit der Vorgänge selbst nach kapitalistischer Logik. Auch daran gemessen, ist der Zweifel daran angebracht, ob die Arbeit so geleistet wird wie vorgegeben und program-

miert. Außerdem ist das, was dann noch produziert wird, überhaupt zu verkaufen? Ich sehe da viel zu viel Widersprüche. Es ist deshalb zu fragen, wie man diese Widersprüche sichtbar macht.

Neumann: Es werden ja bei den Benutzern eine Unmenge von Enttäuschungen eintreten. Wir haben da für dieses Heft den Beitrag von einem solchen Technikfreak – *I love my personal computer*. Wenn man das liest, hat man den Eindruck, das ist eine literarisch glänzend gemachte Satire, in Wirklichkeit ist es vollkommen affirmativ gemeint. Zum Beispiel: Wir geraten im Kreis von Freunden in einen Streit. Bisher würden wir unter Umständen stundenlang debattieren. Nun aber – Knopfdruck! Und wir kriegen in Sekundenschnelle die perfekte Antwort. Daraufhin hab ich mich dafür interessiert, was da tatsächlich vorbereitet wird im Bereich solcher abrufbarer Antworten: *Meyers Lexikon*. Das ist eine ideale Form von Wissensvermittlung. Fragt sich nur, für wen. Da haben wir genau die Trennung: für diesen Allgemeinverbraucher das sogenannte *Basiswissen*, wie das Steinbuch schon vor langer Zeit formuliert hat. Natürlich gibt es darüber ein *Herrschaftswissen*. Bloß ist dieses Wissen für den Verbraucher auf Knopfdruck hin nicht abrufbar. Solche Erfahrungen werden die Leute schon machen. Und sie werden vielleicht zum Schluß kommen, daß es einfacher ist, noch einmal in Meyers Lexikon nachzuschlagen, da gibt es sogar noch Verweise auf andere Texte, die er per Knopfdruck schon nicht mehr geliefert kriegt. So ganz einfache Enttäuschungen, meine ich, werden sich ja bei den Leuten auch rumsprechen. Und ich finde, es gehört mit zu unserer Aufgabe, das nicht dem Selbstlauf zu überlassen, sondern für Vorlauf zu sorgen.

Hitzer: Mit dieser Entwicklung stoßen wir mehr und mehr an die Grenzen des Systems, weil die totale Vergesellschaftung, vorangetrieben durch die Technologie, zugleich objektive und subjektive Hindernisse erzeugt, an denen die Widersprüche erlebbar sind. Hier hätte ich noch eine Frage an Detlef. Über viele Jahre hinweg haben wir unter Schriftstellern, Journalisten, Film- und Fernsehschaffenden die Mediengewerkschaft gefordert. Müssen wir das alte Konzept der Mediengewerkschaft nicht von Grund auf neu durchdenken? Im Bereich der Bewußtseinsindustrie haben wir viel – meist allgemeine – Betroffenheit festgestellt. Wie sieht es bei denen aus, die, wenn gewerkschaftlich organisiert, bei der HBV, bei der IG Chemie, der IG Metall, der Post- und Eisenbahnergewerkschaft usw., erfaßt sind? Die haben ja auf das Konzept Mediengewerkschaft wenig oder kaum reagiert. Liegt das daran, daß dieses Konzept nicht deutlich genug war?

Hensche: Was die Mediengewerkschaft angeht, müssen wir selbstkritisch feststellen, daß wir die inhaltliche Seite der Medien- und Kulturpolitik kopflastig in den Vordergrund geschoben haben. Was die Aufgaben der Mediengewerkschaft betrifft, brauchen wir noch viel an vorausgreifender Phantasie, an Möglichkeiten der Abwehr, daß wir auch dem Kollegen, der in der Papierverarbeitung tätig ist, deutlich machen müssen, warum er in eine Gewerkschaft gehört, in der auch der Kameramann ist und nicht nur der Schriftsteller und der Journalist. Da haben wir jahrelang Diskussionen geführt. Aber was die Grenzen angeht – Post und andere Wirtschaftszweige – würde ich doch beim gegenwärtigen Stand bleiben. Da ist es wichtiger, inhaltlich zu diskutieren – über die Gewerkschaftsgrenzen hinweg, um Sensibilität zu entwickeln, die bei einigen Gewerkschaften gottlob wieder da ist. Dies betrifft alle Fragen der Rationalisierung. Wichtig bleibt, daß die Verände-

rungen im Betrieb der Hauptangriffspunkt sind, daß wir uns dort auf Abwehr vorbereiten. Damit plädiere ich nicht für eine Verharmlosung der Heimarbeit. Ich denke an Gefahren mit langfristigen Folgen. Ein Beispiel: Spricht man mit dem Schriftsetzer, der früher in der Gasse als Handsetzer gestanden hat, oder mit einem Maschinensetzer, so werden sie bestätigen, daß der Umgang mit dem Material wesentlich höhere Befriedigung der Arbeit mit sich brachte, ein höheres Selbstbewußtsein. Weiterhin bestätigen sie, daß der Kontakt unter Kollegen viel enger war – während und nach der Arbeitszeit. Nach der Nachtschicht ging man noch selbstverständlich in die Kneipe nebenan, man trank wenigstens ein Bier, ehe man die letzte Straßenbahn nahm. Spricht man mit den Kollegen, die heute auf Grund des Tarifvertrags die Arbeit behalten haben, die aber nicht mehr ihre Arbeit ist, so stellen sie fest: Das Texterfassungsgerät hat eine ungeheure Sogwirkung – wie ein Trichter. Es nimmt die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Eingebundensein ins System, nämlich daß das, was eingegeben wird, im Bauch des Systems erscheint und von anderen jederzeit abgerufen werden kann, bringt eine wesentlich höhere Nervenbelastung mit sich. Jeder muß größere Hemmschwellen überwinden, wenn er seinem Nachbarn mal was zurufen will, weil der unter Umständen ärgerlich reagiert, wenn er aus seinem Arbeitsprozeß rausgerufen wird. Die Folgen sind also: Soziale Kontakte verkümmern, obwohl dieselben Kollegen im selben Betrieb in derselben Entfernung voneinander sitzen. Die gehen am Abend auch nicht mehr ein Bier trinken. Das kann ich an zahllosen Zeugnissen belegen. Da spielt vieles hinein. Es gibt auch die Theorie, wonach der Computer eine immer größere Entfernung vom Produktionsablauf nach sich zieht. Die Materialentfremdung spielt da mit. Das hat sicherlich Auswirkungen, die weit über den Arbeitsplatz hinaus durchschlagen können. Darauf sollten wir achten. Das geht quer durch alle Wirtschaftsbereiche.

Bleuel: Zu Veränderungen im Betrieb fehlen mir Fakten. Dazu brauche ich Dateningenieure, die sagen, was passiert und was sich computerisieren läßt. Was du von den Veränderungen im Betrieb sagst, gilt ja eben dafür, was ich für den Arbeitsplatz zu Hause sage: Isolation und Veränderung zu bestimmten Denksystemen hin durch die Arbeit, die dich vom Nachbarn trennt, der am gleichen Band arbeitet, aber eine andere Aufgabenstellung hat. Dieser denkt in seinem Raster, jener in seinem. Das schafft persönliche und menschliche Distanz. Worauf ich hinauswill? Wehrt euch! Wenn ihr jetzt nicht seht, wohin das führen kann, dann laufen wir Gefahr, daß uns das so tatsächlich auf den Kopf kommt. Wie lange haben wir uns in der Medienpolitik an der Nase herumführen lassen? Wie lange haben wir nicht gemerkt, was mit der Volkszählung geplant ist? Auf einmal sagen manche: Natürlich, war schon immer so. Aber acht Tage vorher wollten sie noch unterschreiben. Die Leute merken nicht rechtzeitig, was vor sich geht. Davor will ich warnen. Von oben her wird es natürlich genau so betrieben, daß sie es nicht merken. Was erzählte Reagan in Williamsburg? Mit uns allen geht's aufwärts, weil die Inflationsraten gesunken sind, die Produktivität unablässig gesteigert wird und die Rationalisierung vorankommt. So wachse unsere Wirtschaft – und irgendwann, sagte er, werden wir die Arbeitslosigkeit auch beheben. Nur wie? Die Primärinteressen – darin waren sich alle einig – liegen anders, offenbar auch bei Herrn Mitterand. Das Zusammenspiel von Wirtschafts- und Machtinteressen einerseits und Unwissen andererseits treibt das doch voran.

Darin sehe ich die riesige Gefahr.

Hitzer: Warum denn alles über einen Kamm scheren? Ich würde sagen, es gibt Rationalisierungen, die der Verschleuderung von Arbeitskraft und begrenzten Ressourcen Einhalt gebieten. Denken wir doch nur an den enormen und zum Teil sinnlosen Verbrauch von Papier für Produkte und Leistungen, die sofort weggeworfen werden, wenn man sie überhaupt gebraucht hat, und wo stattdessen der bisherige Vorgang sinnvollerweise durch elektronische Medien ersetzt wird. Trotz Recycling werden doch in gefährlicher Weise Wälder abgeholzt, die Aufforstung kommt nicht nach, die Versteppung weiter Teile des Planeten nimmt erschreckend zu. Warum kein einfaches Telefax-System zwischen Firmen, mit dessen Hilfe bestimmte Informationen rasch transportiert werden können? Braucht man da Papier zum Wegwerfen? Hier erhebt sich doch die Frage nach der gesellschaftspolitischen Konzeption und nicht die nach Fortschrittsgläubigkeit oder Fortschrittsfeindlichkeit. Konkret also: nach welchen Kriterien werden neue Techniken eingesetzt? Welches Interesse steht dahinter?

Hensche: Hans Peter, du hast eben gesagt, dir fehlen Informationen über die betriebliche Nutzanwendung und hinzugefügt, da müßte man mit Ingenieuren sprechen. Nicht Siemens ist das Entscheidende dabei, sondern was macht die Kaufhof AG? Was macht die Deutsche Bank? Was macht die Allianz? Oder: was planen die Druckereien? Nicht die Technik verändert die Arbeitswelt, sondern einzelwirtschaftliche Strategien der Unternehmungen, der Unternehmer. Und da sehe ich schon erhebliche Unterschiede zwischen der kapitalistischen Nutzanwendung zur Kostensenkung und eines anders geplanten Einsatzes derartiger Technologien. Um einmal die Sache positiv zu wenden, so ist für mich das Einsparen von Büroarbeit, wenn dafür sinnvolle Freizeit für alle rausspringt, ein gesellschaftlicher Fortschritt – wir müssen diesen Fortschritt allerdings erkämpfen. Auch der Einsatz eines Datensichtgeräts wäre ein Fortschritt, wenn es tariflich abgesicherte Mischarbeitsplätze gäbe. Darum muß man aber kämpfen, also zunächst verhindern, daß mit Hilfe dieser Technik von Unternehmern zur weiteren extremen Kostenersparnis auch die Arbeit aufgeteilt wird. Was die Prognose angeht, hast du ja recht, wenn man dem kapitalistischen Wildwuchs hier freien Lauf läßt. Es gibt aber auch einen geplanten Einsatz derartiger Techniken. Anders als durch heftige Kämpfe können wir das allerdings nicht durchsetzen. Da muß man über Abwehrstrategien und Umsetzung der Strategien diskutieren.

Bleuel: Ich brauche die Leute von der Technik, um zu wissen, was ist für die machbar, vom rein Instrumentalen her. Wie kann man Arbeitsprozesse umsetzen in automatisierte Abläufe, in maschinelle Verarbeitung oder Bearbeitung? Ich will das technisch wissen.

Neumann: Nur, das Entscheidende ist die Einführung! Und die bestimmt bei uns hier der Unternehmer, und zwar in letzter Instanz unter dem Aspekt der Gewinnsteigerung.

Bleuel: Das ist die andere Frage. Wer nutzt sie? Und wozu? Der Unternehmer fragt sich weiterhin: Kann ich durch Einführung solcher Geräte die Produktivität steigern? Nur bleibt das Problem: Was geschieht mit den Arbeitsplätzen? Oder das Problem einer Arbeit, die immer weiter dehumanisiert wird. Ich kann das nicht beantworten. Die Frage ist: sind die Kräfte, die wir zur Gegenwehr brauchen, so gut und so stark, daß sie sich behaupten oder durchsetzen können? Das

ist die primäre Frage. Nichts gegen Rationalisierung und Produktivitätssteigerung – nur: Bis zu welcher Grenze?

Hensche: Zur Frage nach dem „Nebenprodukt“ neue Medien, was wir eingangs diskutierten, will ich ergänzen: der Vorteil, den Schwerpunkt gegen die Wucht des Angriffs so zu setzen, wo wir noch am ehesten Gegenmacht entfalten, ist wichtig. Betriebliche Abwehrkämpfe gegen derartige Perversionen können hier eher erfolgreich durchgestanden werden als Initiativen gegen das Kabelfernsehen. Das ist für die Anlage der eigenen Politik nicht unwichtig.

Hitzer: Wäre da nicht doch auch ein unverzichtbarer Ansatz für die Gegenstrategie? Der vielleicht doch eher ein Hauptschauplatz der Kämpfe sein wird als nur ein Mittel oder Nebenprodukt?

Holzer: Ich möchte in diesem Zusammenhang nicht von Haupt- und Nebenschauplätzen reden, sondern von Schauplätzen, die einerseits unterschiedliche Wichtigkeit haben und bei denen es andererseits unterschiedliche Möglichkeiten gibt, sich in spezifischer Weise politisch festzusetzen. Im Bereich der Rationalisierung und Arbeitsplatzpolitik scheint sich in letzter Zeit eine nicht unbeträchtliche gewerkschaftliche Gegenwehr gegen die Informations- und Kommunikationstechniken zu entfalten. Im Bereich der Medienpolitik sieht es meiner Ansicht nach zur Zeit weniger gut aus – trotz der gewerkschaftlichen Orientierung und der gewerkschaftlichen Beschlüsse (inklusive der Vereinbarung in Sachen „IG Medien und Kultur“). Es sieht deshalb weniger gut aus, weil – im Unterschied zu den tarif- und betriebspolitischen Bemühungen um die Rationalisierungs- und Arbeitsplatzprobleme – im medienpolitischen Sektor keine gezielt-praktischen Gewerkschaftsaktionen in Sicht sind, die zumindest die zentrale Forderung des DGB – die Forderung nach Erhalt und konsequent demokratischem Ausbau des öffentlich-rechtlichen Rundfunksystems – durchzusetzen versuchen. Solche Aktionen gibt es meines Wissens weder in den sogenannten Kabelprojektorten – wobei ich die Aktivität des rheinland-pfälzischen DGB-Landesverbands keineswegs unterschätze – noch in den Bundesländern, in denen dem öffentlich-rechtlichen System per Mediengesetz der Garaus gemacht werden soll: in Baden-Württemberg und Niedersachsen.

Hensche: Die gewerkschaftliche Sensibilisierung ist gewachsen mit der Betroffenheit in den Betrieben. Zur betrieblichen Seite ist zu ergänzen, daß es auch um die Arbeitszeitverkürzung geht. Weiterhin geht es innerhalb der Betriebe um rechtlich abgesicherte Arbeitsinhalte. Das ist auch ein Geheimnis unseres Arbeitskampfes 1978 gewesen, in dem Maß, wie wir die Rationalisierung in den Mittelpunkt rückten, haben wir auch eine größere Abwehrbereitschaft, was die Monotonie und die Dequalifizierung angeht. Das war stärker als in der Vergangenheit. Der Kampf um die Arbeitsinhalte scheint mir deshalb eine wichtige Aufgabe der Gewerkschaften zu sein. Damit hängt auch der Kampf um die Eingruppierung, um Lohn- und Gehaltshöhe zusammen, auch um die Qualifikation. Ich gebe zu, daß wir gegenwärtig im allgemeinen Kräfteverhältnis auf allen Feldern einen schweren Stand haben. Wir kriegen nichts geschenkt. Ich habe die Erfahrungen gemacht, daß der betrieblichen Abwehr, der Abwehr in den Abteilungen und auch der Phantasie kaum Grenzen gesetzt sind. Wir haben in dem Tarifvertrag 1978 eine Bestimmung drin, die von Betriebsräten mal als das Wichtigste gekennzeichnet wurde – nämlich die Öffnungsklausel für weiterführende Betriebsverein-

barungen, die dann firmenspezifische Regelungen zu Fragen der Arbeitsverteilung treffen lassen. Da gibt es auch einige Betriebsvereinbarungen – bezeichnerweise in den Betrieben, wo wir kampfstärke Belegschaften haben –, die Mischarbeit oder Mehrstellenarbeit festgelegt haben. Wenn ich nur vier Stunden am Texterfassungsgerät und die weiteren vier Stunden am Montagetisch bringe, ist das ein gewaltiger Unterschied zu acht Stunden da oder dort. Darauf setze ich auch, was die individuelle Abwehrbereitschaft in den Betrieben angeht. Das ersetzt natürlich nicht den überbetrieblichen, kollektiven Kampf, der dem vorangehen muß.

Bleuel: Sicher sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt; ich versuche das weidlich auszunutzen, indem ich die negativen Möglichkeiten darstelle. Wenn ich jetzt höre, daß die Optoelektronik noch nicht so weit sei, daß heißt die Umsetzung elektrischer Impulse in Lichtimpulse, so will ich jetzt wissen, was da passieren kann, sonst werden wir wieder fünf Jahre lang hinter Licht geführt – und im sechsten Jahr ist der Markt voll mit Geräten, die das alles längst bewältigt haben. Die Leute müssen aufgeklärt werden. Geschieht das nicht, sind sie nicht nur verführbar, sondern auch erpreßbar. Sie geraten in eine Lage, wo sie etwas befördern, was sie gar nicht wollen. Es geht bei der Gegenwehr also nicht nur um Maßnahmen beim Eindringen der Technik im Betrieb, sondern um das Eindringen des Wissens im gesamten Lebensbereich, damit klar wird: Hier müssen wir uns zusammentun, um gemeinsam etwas zu unternehmen.

Holzer: Es klingt noch immer so, als könne man aus bestimmten Entwicklungen der Technik unmittelbar schließen, was diese für Konsequenzen für die Betroffenheit haben. Das scheint mir jedoch eine sehr fragwürdige Orientierung zu sein, da sich die Technikentwicklung ja nicht sozusagen abstrakt, sondern nur über bestimmte gesellschaftliche, insbesondere ökonomische Formen durchsetzt, die auch über die jeweiligen „Wirkungsqualitäten“ der Technik entscheiden. Die Formbestimmung der Technik muß doch als wesentliches Moment in deine Argumentation, Hans Peter, einbezogen werden. Mich interessiert nur in zweiter Linie, was ein Siemens-Dateningenieur in „rein“ technischem Sinne über die Glasfaser verrät. In erster Linie interessiert mich, was die Glasfaser als Ausgeburt der bestehenden gesellschaftlichen, ökonomischen Formen mitbringt und bewirkt und weshalb das, was die Glasfaser bei uns zu zeitigen droht, aus den Formen ihrer spezifisch gesellschaftlichen Genese und Anwendung resultiert. Es solches Vermittlungsglied fehlt in deiner Darstellung.

Hitzer: Die Kenntnis der technologischen Entwicklungsmöglichkeiten halte ich aber schon für eine wesentliche Voraussetzung, um darüber zu urteilen, welche ökonomischen und gesellschaftspolitischen Forderungen durchgesetzt werden. Das zeigt sich ja gerade auf dem Gebiet ökologischer und ökonomischer Zusammenhänge.

Neumann: Darüber entscheiden nicht die technologischen Möglichkeiten. Als seinerzeit bei Ford automatisiert worden ist, hat man genau den Arbeitsplatz, wo die schwerste körperliche Arbeit zu leisten war, rausgelassen, weil infolge der kleinen Serie bei schwersten Motoren dort die Handarbeit billiger kam als die Mechanisierung und Rationalisierung. So werden doch im Kapitalismus die Antworten gegeben.

Hitzer: Es gibt Technologien, die – egal wie angewandt – unumkehrbare Zerstö-

rungen nach sich ziehen. Gerade deshalb ist auch zu fragen, ob es genügt, bei der Strategie des Kampfes hier nur von Gegenwehr oder Abwehrmaßnahmen zu sprechen? Ist es nicht dringend notwendig, die Konzeptionen und Programme in gleichem Maß zu entwickeln wie die Technologien selbst? Sich zu wehren, ist wichtig, ja unverzichtbar, das ist der Ausgangspunkt: wenn man aber nicht weiß, wohin man will und was man mit der Gegenwehr erreichen kann und soll, dann tritt ein Verschleiß der Kräfte ein. Da ist die Niederlage schon vorprogrammiert. Man kann sich auch bis zum völligen Verschleiß wehren. Da sehe ich in der Tat einen positiven Ansatz in dem, was Bleuel interessiert: Welche Alternativen haben wir denn überhaupt mit Hilfe dieser Technologie?

Hensche: Da gibt es große Lücken, Frieder. Das ist im Grunde der Gegenentwurf, wie wir uns das gesellschaftlich aneignen können. Hätten wir den Sozialismus, da wäre es anders.

Bleuel: In dem Moment, wo ich die Mitbestimmung bei Entwicklung und Einführung dieser Technologie voranbringe, entwickle ich eine solche Perspektive.

Hensche: Dann mußt du das Grundgesetz der kapitalistischen Wirtschaft außer Kraft setzen. Solange der privatwirtschaftliche Unternehmer unter dem Zwang der Kostenminimierung und im kapitalistischen Wettbewerb auch der Kapazitätserweiterung steht, so lange wird es so laufen. Das sind ja wirklich Binsenweisheiten. Aber da bestehen Defizite. Wer kommt dazu, sich darüber Gedanken zu machen? Das wäre einmal ein Appell – ja, an euch! Die Utopie zu entwickeln, das wäre sicherlich als inhaltliche Perspektive für gewerkschaftliche Kampfaufgaben unheimlich wichtig. Das zweite Bein ist dann unverändert: anknüpfen an unmittelbare Gefährdungen. Es ist ja eine allgemeine Erfahrung, daß die Mehrzahl der Kollegen erst aufwachen, wenn die Bedrohung unmittelbar vor der Nase ist, wenn der Stuhl schon wackelt. Die Hoffnung, es geht an mir schon vorüber, es wird ja nicht alles so schlimm sein, die Verharmlosung, die man ja täglich in der Zeitung liest – die Verkabelung schaffe neue Arbeitsplätze und alldergleichen Blödsinn mehr –, das geht ja an den Ohren der eigenen Kolleginnen und Kollegen nicht vorüber.

Hitzer: Klar, aber es gibt Stühle, auf denen die ganze Menschheit sitzt. Oder noch ein anderes Beispiel, was ich vor kurzem in einem Essay aufzuzeichnen versuchte, nämlich die Parallele zwischen dem jetzt sichtbaren Waldsterben und den Schäden im Menschen. Sind diese Schäden denn geringer, wenn man die vielfältigen zerstörischen Einwirkungen auf den Menschen von heute betrachtet?

Hensche: Ich würde bescheidener anfangen. Bei der Diskussion um Arbeitszeitverkürzung sagen wir ja, wir wollen mehr Freizeit, allerdings nicht in Gestalt von Arbeitslosigkeit. Wie verteilen wir's denn? Mit der 35- oder 30-Stunden-Woche, die übrigens in den 90er Jahren kommen muß, erhöhen wir die Freizeit, dann gaukeln wir den Kollegen natürlich nicht vor, das Jammertal der Arbeit wird immer schmaler, dafür habt ihr unheimlich viel Freizeit für *Dallas* und *Denver Clan* am laufenden Meter. Das ginge in die Richtung, die du aufgezeigt hast, Frieder. Im Kampf um Arbeitsinhalte ist es aber auch notwendig, Pausenregelungen zu diskutieren. Das ist eine gewerkschaftliche Diskussion, die derzeit anläuft, um die Konzentration auf die Arbeitswelt bei den Arbeitern und Angestellten, bei den Mitgliedern nicht verloren gehen zu lassen. Damit stellt sich auch heute bereits die zweite Frage: Sind wir denn als Bestandteil der Arbeiterbewegung

nicht verkümmert? Wir versuchen zwar, redlich Betriebsarbeit zu machen und hier und da Tarifpolitik zu betreiben, aber im großen und ganzen stehen wir im Grunde vor dem Nichts, was die Arbeiterkultur angeht. Wie kommt es denn dazu, daß die Gewerkschaften es schwer haben, Arbeitslose zu integrieren – bis heute? Wie kann ich in der Freizeit gesellige Formen politischen Inhalts oder nicht unpolitischer Art unter den Kollegen schaffen, die Solidarität, Zusammengehörigkeitsgefühle, politischen Austausch und das Sich-Auseinandersetzen wieder ermöglichen?

Hitzer: Müßte man da nicht eher unterstreichen, daß Anregungen und Betätigungen gefunden werden, die das vorhandene, jedoch ständig zugeschüttete und behinderte Bedürfnis nach diesen Bindungen wecken? Daß es sich dabei um elementare Bedürfnisse handelt, die genauso ernährt werden müssen, sollen sie nicht verkümmern, wie der Körper Nahrung braucht?

Hensche: Ja sicher, das ist nicht so zu verstehen, daß das die Kollegen als etwas Fremdes ansehen.

Hitzer: Kultur wird doch zu oft als Beiwerk, als Schmuck und Dekoration angesehen, als Rahmenprogramm, auf das man auch verzichten könne – mit ähnlichen Folgen für die Verzichtenden und Sorglosen wie ständiger Mangel an Mineralien und Vitaminen. Das betrifft doch auch unsere Diskussion zur Bücher-gilde beim Landesdelegiertentag der Druck und Papier in Ansbach. Loni Mahlein erwähnte dazu die Versuche der Mitgliederwerbung. So habe man zunächst 9500 neue Mitglieder gewonnen, die dann schon nach drei Jahren auf ganze 35 zusammenschrumpften. Ich habe mir sofort die Frage gestellt: entspricht das Programm etwa nicht den Bedürfnissen?

Bleuel: Das Problem ist schon, daß eben diese technische Entwicklung und die der Freizeitgestaltung die Gefahr vermehren, daß solche Bedürfnisse noch weiter zugeschüttet werden, weiter verkümmern. Bisher hat man das als reinen Konsum-genuß gewertet. Diese Abnehmerhaltung wird doch durch Telespiele nicht abge-drängt. Neulich erzählte mir ein Bekannter, sein Sohn wolle nur noch mit dem Telecomputer Schach spielen, das sei interessanter als mit einem menschlichen Partner.

Hitzer: Untersuchungen und Statistiken zeigen aber auch, daß gerade in der Generation, die mit dieser Technologie aufwächst, das Interesse am Gerät nicht anhaltend ist. Woher kommen die Ziffern der öffentlichen Bibliotheken, daß gerade unter Jugendlichen die Ausleihe der Bücher kolossal zugenommen habe?

Bleuel: Meine Tochter steht auf, wenn das Fernsehen anfängt, und geht in ihr Zimmer zum Lesen. Aber das ist meine Tochter. Ist das nicht schon wiederum eine schichtspezifische Sache, daß sich solche Tendenzen nur in den alten Bil-dungskreisen fortpflanzen, in anderen Schichten, wo sie dringend evoziert werden sollten, aber nicht?

Hitzer: Auch da möchte ich zugunsten einer positiven Erfahrung sprechen, nämlich von der Tendenz, daß in allen Schichten der mit dieser Technologie großgewordenen und heranwachsenden Generation von einem bestimmten Punkt an eine phantastische Reaktion eintritt: ein Teil von ihnen wendet sich gelangweilt davon ab. Weiter frage ich mich, wie wir denn die vielgefächerte Hobby-Kultur bewerten? Da mobilisieren sich doch Kräfte zusammen, die für all das ansprech-bar sind, wovon wir gerade handeln. Und wenn so wenige reagieren, liegt es

vielleicht an einer falschen Politik?

Bleuel: Ich stelle Fragen, die eine Auseinandersetzung darüber unterstützen sollen. Heute komme ich aus der Staatsbibliothek, dort sind die täglichen Ausleih-zeiten wegen Personaleinsparungen um einige Stunden gekürzt worden und die Bearbeitungsfristen für die Ausleihe dauern nun statt zwei Tage zehn Tage. Das sind doch restriktive Entwicklungen, die nicht unsymptomatisch sind.

Neumann: Nimm die Münchener Stadtbüchereien. Wir haben im letzten Jahr eine siebenprozentige Zunahme der Ausleihen. Wir haben bei einer durchschnittlich 12prozentigen Steigerung der Buchpreise eine Reduzierung des Anschaffungsetats um 10 %, ein rundes Fünftel der Anschaffungsmöglichkeiten fällt weg, und das gegen den durchaus ablesbaren Willen, mehr zu lesen.

Hensche: Jedenfalls sollten wir immer präzise formulieren, daß es weniger um die Deformationen des Menschen durch die Technik geht, sondern um die Frage, daß mit Hilfe dieser Technik abermals gesellschaftliche Bedingungen verfestigt werden können, die die Artikulation bestimmter Bedürfnisse zunehmend erschweren.

Bleuel: Mein Titel ist komplexer. Ich sage „Im Netz der Glasfaser“ – der „deformierte Mensch“ als Möglichkeit meint natürlich, daß dieses Netz von irgendjemanden gewoben wird! Es ist nicht die Technik per se, die den Menschen deformiert, sondern die Art des Nutzens und Einsatzes dieser Technologie und das, was man damit aus dem Menschen machen will, zum anderen auch noch zusätzlich machen kann. Es geht darum, was die Theologen Sinngebung nennen.

Neumann: Die Sinngebung ist hier schon vorhanden. Als Gewerkschafter sagen wir, daß es uns um den arbeitenden Menschen geht. Bloß die Unternehmer sagen nicht, daß es ihnen um den Profit geht. Dort heißt das „Gemeinwohl“ und auch „ewige Werte“, die gegen die „Inkarnation des Bösen“ gerettet werden müßten...

Hitzer: Da wir keine Theologen sind...

Bleuel: ... wir werden auch das nutzen müssen, wollen wir durchkommen, da-müssen wirklich alle mitmachen und darum kämpfen, weitere Maßnahmen der Dehumanisierung zu verhindern.

Bemerkungen eines Spezialisten aus der Steinzeit

Für jemand, der wie ich in der EDV-Steinzeit – also mit der Computertechnologie von heute arbeitet –, mutet das Szenarium der Thesen Bleuels wie Utopia an.

Als Software-Entwickler kann und will ich nicht über die Entwicklungen und Möglichkeiten der neuen Techniken (z. B. Glasfaser usw.) urteilen oder die Phantasie der zuständigen Ingenieure bezweifeln. Allerdings bezweifle ich, ob irgend jemand alle Anwendungsmöglichkeiten kennt. Zu viele Disziplinen sind daran beteiligt, die sich stark unterscheiden – eine jede mit ihrer eigenen Fachsprache, oder besser: mit ihrem Fachchinesisch.

So fällt es schon schwer, sich unter Fachleuten gegenseitig verständlich zu machen, wenn etwa Hardware-Entwickler, Applikations-Ingenieure und Software-Entwickler ein sogenanntes gemeinsames INTERFACE festlegen sollen, das heißt – eine definierte Schnittstelle.

Natürlich ist vieles denkbar (was zu jeder Zeit richtig war und auch getan wurde) und einiges davon ist sicher auch machbar. Was jedoch wirklich realisiert wird, darum geht es im Grunde genommen. Hier sind die geschilderten Technologien nur die materielle Voraussetzung. Zum Computer-„Leben“ wird – ob Jumbo (= Größenrechner) oder 1-Chip- μ P (= Mikroprozessor) – der Rechner erst durch die Software erweckt.

Und diese Software ist – vor allem bei den geforderten Systemen – äußerst komplex.

Wissenschaftler befassen sich weltweit mit dem Problem: *Wie schreibe ich (fast) fehlerfreie Programme?*

Der Branchenriese IBM geht bei seinen Entwicklungen von ca. 2 bis 3 Fehlern pro 100 locs aus, das heißt: von 2 bis 3 *logischen* Programmfehlern pro 100 Anweisungen.

Die Datenbanksysteme, Transaktionsmonitore und Auskunftssysteme hätten – da sie für EDV-Laien geschrieben werden und daher jede nur erdenkliche Fehlbedienung bedenken müßten, aber zugleich so sicher sein müßten, daß kriminelle Datenklauer das System nicht „knacken“ können, einen gewaltigen Umfang. Es müßte eine Unzahl von Anwendern (tausend, zigtausend?) und Anwendungen verwaltet werden. Dies würde auf mehrere mlocs, das heißt auf mehrere *millions lines of code* hinauslaufen. Damit stellt sich die Frage nach der Fehlerfreiheit, der Wartbarkeit und der Verfügbarkeit des Systems.

Anschaulich gesprochen: Was passiert zum Beispiel mit den Heimarbeitern und Heimarbeiterinnen, wenn der Kommunikationsrechner oder der Zentralrechner abstürzen, das heißt aufgrund von Systemfehlern ausfallen? Wer trägt die Fehlstunden?

Natürlich kann man auch diese Probleme in den Griff bekommen, aber wer kann die enormen Wartungskosten aufbringen? Und die Erfahrung der Gegenwart zeigt, daß die Euphorie der Computer-Anwender schnell in Ernüchterung umschlägt, wenn Hard- oder Softwarefehler den doch so schön geplanten Produktions-Ablauf stören oder eine instabile Postleitung einige Filialen vom Zentralrechner abtrennt.

Der Weg zum sich selbst korrigierenden System ist noch weit. Durch Parallelarbeit kann man dieses Problem zwar lösen, aber wegen der 2 aus 3-Entscheidung

entstehen auch 3facher Hardwareaufwand und 3fach höhere Softwareentwicklungskosten.

Der Weg zur „Denk“-Maschine ist also noch sehr weit. Es existieren zwar schon Auskunftssysteme, die mit jeder Frage auch ihren „Wortschatz“ erweitern, und ein Schachcomputer von BELL, der über ein assoziatives Gedächtnis verfügt. Dieser Computer merkt sich die bereits berechneten Stellungen und die Lösung, und er lernt so mit jeder Partie schneller und besser spielen. Aber dies sind alles keine echten Denkleistungen, höchstens Leistungen der Softwareentwickler. Die Kreativität des Computers ist eine Kreativität in festen Gleisen, er arbeitet nach festen Kochrezepten (= Programmen).

Diskutieren wir also die Folgen der realisierbaren Anwendungen und lassen wir uns nicht dadurch davon abbringen, daß uns utopische Projekte als tatsächlich realisierbar vorgestellt werden. Stellen wir die Frage nach den Interessen derer, die investieren, und wir haben die Anleitung für unsere gewerkschaftliche Gegenstrategie.

MEDIEN ÜBER MEDIEN

Süddeutsche Zeitung 9./10. Juli 1983:

Rundfunk sieht fürs Kabelprojekt schwarz

Vernichtender Lagebericht Vöths/Hinweis auf technische und finanzielle Schwierigkeiten

München, 8. Juli – Das geplante Münchner Kabelpilotprojekt stößt auf viel mehr Schwierigkeiten, als bisher allgemein angenommen wurde. In einem teilweise vernichtenden Sachstandsbericht legte der Intendant des Bayerischen Rundfunks, Reinhold Vöth, dem Rundfunkrat die gegenwärtige Situation dar, die durch unzureichende Finanzausstattung, gravierende technische Probleme und durch mangelnde Angebote neuer Anbieter geprägt ist. Der Rundfunkrat wiederum bestätigte der Leitung des Hauses, daß sie alles das ordnungsgemäß erledigt habe, was bei der Vorbereitung des Kabelpilotprojekts ihre vertraglich vereinbarte Aufgabe gewesen sei.

Franz Henrich, der Leiter der Katholischen Akademie, wollte sein bereits vorher im Ältestenrat gezogenes Fazit auch öffentlich protokolliert haben. Für ihn sei das ganze Unternehmen, wie es sich heute darstelle, schlicht unseriös, sagte er. Der DGB-Landesbezirksvorsitzende Jakob Deffner schloß sich der Meinung Henrichs mit der Bemerkung an, das ganze Projekt sei wie eine Seifenblase geplatzt.

Der Andrang privater Anbieter ist nach Aussage Vöths nach wie vor sehr gering. Das liegt vor allem daran, daß jede Sendung vom Anbieter selbst finanziert werden muß, daß aber kaum mit Werbeeinnahmen zu rechnen ist, da der Versuch

in München lediglich auf rund 10000 Haushalte angelegt ist. Wiederholt wurde während der Sitzung die Befürchtung laut, daß auch diese Zahl wegen der verhältnismäßig hohen Teilnehmergebühren schwer zu erreichen sein dürfte. Der Intendant griff dabei Bundespostminister Schwarz-Schilling heftig an: Dessen Gebührenpolitik könne er, Vöth, „intellektuell nicht nachvollziehen“. Aus dieser Gebührenpolitik ergäben sich zusätzlich organisatorische und urheberrechtliche Probleme, die Schwarz-Schilling bisher nicht beachtet habe.

Der SPD-Landtagsabgeordnete Heinz Kaiser machte auf den Widerspruch von Planung und Realität aufmerksam. Für das Kabelpilotprojekt gebe es gegenwärtig eine Finanzierungslücke von mehr als 50 Millionen Mark, so daß zu befürchten sei, daß der Bayerische Rundfunk noch nachträglich zur Kasse gebeten werde. Vöth bestätigte weitgehend die Rechnung Kaisers, machte aber deutlich, daß der Bayerische Rundfunk sich nicht in der Lage sehe, mehr als acht Millionen Mark jährlich für das Pilotprojekt auszugeben, wie es der Rundfunkrat beschlossen habe. Die von der CSU errechneten 14,9 Millionen Mark, die der Bayerische Rundfunk aus der sogenannten Innovationsgebühr erhalten solle, müßten auch für andere Aufgaben, wie die Ausweitung von Videotext, die Restversorgung und die Einführung von Stereoton auch im ARD-Programm vorgesehen werden.

werben + verkaufen Nr 11/1983:

Bertelsmann AG, Gütersloh

Noch marktnäher

Für Vorstandschef Dr. Mark Wössner, 44, ist das 82er-Ergebnis des Medienkonzerns „trotz deutlicher Marktschwächen zufriedenstellend“: Auf 6,036 Milliarden Mark stieg der Umsatz (+ 8 Prozent).

Nach den Bereichen Bücher und Zeitschriften stelle der Sektor Musik und Neue Medien zwar „noch ein zartes Pflänzchen“ dar, das „bewegte Bild“ werde jedoch an Bedeutung gewinnen: „Die gesamte Kommunikationsindustrie steht vor neuen Perspektiven.“

Computer magazin 12 '82:

Worin sehen Sie gegenwärtig die größten Kaufwiderstände unter den Anwendern – und wodurch sind sie vorwiegend bedingt (z. B. mangelnde Preis-Leistungs-Transparenz, Warten auf immer neue Innovationen, allgemeine Investitionszurückhaltung etc.)?

Alfred J. Draskovits (Racal-Milgo):

Die allgemeine Investitions-Zurückhaltung ist Tatsache, aber viele der Anwender, welche auf neue Innovationen aus waren und auf Produkte hofften, die ihre Firma vor dem Knockout retten sollten und deshalb abwarteten, gibt es heute nicht mehr. – Die Produkte gibt es noch immer nicht und die Firmen leider auch nicht mehr.

Computer magazin 11 '82:

Wieviele männliche und weibliche Mitarbeiter, Versicherte, Einwohner, Stimm-berechtigte (zum 6. März 1983?) ... zu zählen sind, ermittelt Siros über die interne Tabelle VVVA. Index ist das Alter und entsprechend wird der Zählvorgang mit

VVVA (ALTER) = VVVA (ALTER) + 1 formuliert. Die Ausgabe erfolgt über eine Schleife: Sie sagen SETZE INDEX BIS 86 (zum Beispiel) und erreichen eine Wirkung wie nach DO WHILE.

Einfach formulieren statt programmieren.

Computer magazin 11 '82:

Setzen Sie die Uhr schachmatt!

Zeit – ständiger Feind des EDV-Leiters. Das Rennen gegen die Uhr ist sein tägliches Problem.

Warum?

Zu lange Job-Vorbereitungszeiten ... häufige und kurzfristige Änderungen der Planung ... schlechter Job-Mix ... überfordertes Personal ... die Verwirrung wächst ... Fehler treten auf ... Wiederholungsläufe werden notwendig ... Berichte werden zu spät vorgelegt ... die Uhr siegt!

So nicht mehr!

Könnte der Computer sich selbst managen, wäre viel erreicht.

micro Computer Welt 6/1983:

Manchmal ist der Fortschritt auch wirklich ein Fortschritt

Und wenn das so ist, dann kann man ihn auch mit einfachen Worten erklären. Wenn Sie also heute daran denken, sich einen persönlichen Computer zu kaufen, dann denken Sie bitte an eines: Er muß mit den Anforderungen von morgen Schritt halten.

Elektronik 3. 12. 1982:

EMM
COMMERCIAL
MEMORIES ...
SUPERIOR
BECAUSE OF OUR
MILITARY EXPERIENCE

Computer magazin 11 '82:

Ihre überfällige Unabhängigkeits-Erklärung:

Eine neue Klasse kompatibler DV-Systeme gibt Ihnen die Freiheit sich zu entscheiden.

Computer magazin 8 '82:

EDV-Karriere:

Wollen Sie zur Elite der Computerbranche im Jahre 2000 zählen? Oder sind Sie schon auf halbem Weg zu jenen Gipfeln, auf denen Sie ein Jahressalär jenseits der Marke von einer Viertelmillion erwartet? Um treffsicher zu reüssieren, sollte man dabei seinen natürlichen Erfolgscomputer – das Gehirn – optimal nutzen: „Ihr Aufstiegsprogramm steckt in den Bio-Bytes!“

Wer imstande ist, die Potentiale seines Gehirns – die Human-Hardware – persönlichkeitsadäquat auszurichten und einzusetzen, macht am ehesten Karriere.

micro Computer Welt 6/1983:

Chancen auf dem Arbeitsmarkt gering

Roboter und Computer könnten in den nächsten Jahren bis zu drei Millionen Arbeitskräfte ersetzen. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie der Stanford University. Wer auf Jobsicherheit Wert legt, sollte sich nach einem Beruf mit geringen Ausbildungsanforderungen umsehen, das ist die zweite, eher überraschende Aussage der Forscher, die das auch mit Zahlen belegen: Die USA benötigten in den nächsten Jahren rund 600 000 Hausmeister und Küster, dem stehe ein Bedarf von „nur“ 200 000 Spezialisten für Computersysteme gegenüber. 800 000 Arbeitskräfte werden in Schnellrestaurants als Küchenhelfer benötigt, gegenüber 150 000 Programmierern. Insgesamt werden 1990 die technologischen Berufe nur sieben Prozent der Beschäftigten ausmachen, prognostizieren die Wissenschaftler aus Stanford.

Office Management Juli/August '82:

Bürokommunikationssysteme – Leistungsfähigkeit und Sicherheit

Die Fragen der Sicherheit, der Zuverlässigkeit und der Akzeptanz neuer Bürokommunikationssysteme standen im Mittelpunkt einer Forumsveranstaltung, die gemeinsam von der Fachgemeinschaft Büro- und Informationstechnik im VDMA und der Gesellschaft für Datenschutz und Datensicherung e. V. (GDD) während der Hannover-Messe 1982 durchgeführt wurde.

Zum Mitarbeiterschutz:

Ein Mitarbeiter, der ein System bedient, ist durch das System in seiner Tätigkeit überwachbar (Leistungsgrad, Fehler, Abwesenheit). Wie ist er in seiner persönlichen Sphäre schützbar? Was geschieht mit den Aufzeichnungen? Als Antwort ergab sich, daß jeder Mitarbeiter in einem Vertrauensverhältnis stünde.

micro Computer Welt 10/1982:

Für Kapital- anleger

„Börsengeschäfte mit Heimcomputern“

Heinz Brestel, Dr. Claus Jordan:

Beim Leser werden in diesem Werk keine Grundkenntnisse (über Computer) vorausgesetzt. Die beiden Autoren zeigen in diesem Buch auf, daß der Einsatz von Mikrocomputern im Börsengeschäft sehr nützlich und gewinnbringend sein kann, gehen dabei aber leider nicht in die Tiefe der einzelnen Bereiche. Dem potentiellen Interessenten ist ja von vornherein klar, daß ein kleiner Computer ihm Nutzen beschert.

Computer magazin 6 '82:

Im Brennpunkt der Börse: Computer Aktien

Im tiefen Keller sitzen sie.

Fazit: Jetzt sollte es sich lohnen, die Aktienmärkte – vor allem Wallstreet – besonders aufmerksam zu beobachten. Wer sein Pulver trocken hält und dazu noch den Mut aufbringt, erst dann zu kaufen, wenn die meisten Werte noch tiefer in den „Keller“ gehen, dem winkt reicher Lohn. Erkennen kann man den richtigen Zeitpunkt unschwer daran, wenn die Schlagzeilen in den Wirtschaftsteilen der Zeitungen täglich neue Tiefstände melden.

Computer magazin 10 '82:

Schutz gegen Computerkriminalität

Seit Juni 1982 gibt es den Entwurf eines Zweiten Gesetzes zur Bekämpfung der Wirtschaftskriminalität.

Nach § 263 StGB, der Vorschrift über die Strafbarkeit des Betruges, soll ein § 263a StGB mit folgendem Wortlaut eingefügt werden:

„Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines anderen dadurch beschädigt, daß er das Ergebnis eines Datenverarbeitungsvorganges durch unrichtige Gestaltung des Programmes oder Einwirkung auf seinen Ablauf oder durch Verwendung unrichtiger oder unvollständiger Daten beeinflusst, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“

Der neue § 269 StGB erhält unter der Überschrift „Fälschung gespeicherter Daten“ folgende Fassung:

„Wer zur Täuschung im Rechtsverkehr elektronisch, magnetisch oder sonst nicht sichtbar oder unmittelbar lesbar gespeicherte Daten, die dazu bestimmt sind, bei einer Verarbeitung im Rechtsverkehr als Beweisdaten für rechtlich erhebliche Tatsachen benutzt zu werden, unbefugt verändert oder solche unbefugt veränderte Daten gebraucht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“

Erika Herzog TV-Serie „Abenteuer Bundesrepublik“

Was zur besten Fernsehzeit, abends ab 20.15 Uhr, zwischen dem 10. April und dem 17. Juni dieses Jahres als „Geschichte unseres Staates“ in zehn Folgen (einschließlich einer Auftakt- und einer Abschlußsendung) von der ARD ausgestrahlt worden ist, erreichte eines nicht: die erwünschte Aufmerksamkeit des Publikums. Aber darüber muß man nicht betrübt sein. Denn Ulrich Harbecke schusterte als Autor der vom WDR produzierten Serie und der entsprechenden Buchveröffentlichung (Lübbe-Verlag) ein „Abenteuer Bundesrepublik“ zusammen, bei dem ihm der Satz, daß der Zweck die Mittel heilige, als Leitfaden gedient haben muß.

Der Zweck war bald auszumachen. „Wir sind wieder wer“ – die strapazierte Behauptung aus der Adenauer-Zeit erstrahlte wie ein Glorienschein über Ereignisse zwischen 1945 und 1983 in unserem Land. Ein Versuch zur moralischen Aufrüstung des Bundesbürgers also, der – in Angst vor einem Atomkrieg, in Sorge wegen Reagans Erstschlag-Konzept – nun auch mit Hilfe eines historischen Rückblicks endlich kapieren soll, daß die geplante Stationierung selbstmörderischer NATO-Atomraketen direkt vor seiner Haustür Schutz und Schild bedeutet. Natürlich gegenüber den notorisch bössartigen Russen, die wir uns dank der USA und der CDU/CSU in all den Jahren so erfolgreich vom Leibe gehalten haben. Unser Wirtschaftswunder, unsere vielen freien Wahlen, ja auch die Zeiten des Minirocks, der Herstatt-Pleite, der Blumenkinder und selbst der Anti-KKW-Proteste – das war und ist unser Leben, das wir der westlichen Freiheit, in Sonderheit der freien Marktwirtschaft verdanken und das wir uns durch die SS 20 jetzt und künftig nicht versauen lassen wollen.

Das ist die Absicht, den bundesdeutschen TV-Konsumenten dahin zu bringen, sich aus aktuellen Gründen der NATO-Strategie mit dem Staat zu identifizieren und jene Überzeugung zu festigen, die den Osten nie als Gegner aus dem Visier verlor. Georg Fülberth und Günter Giesenfeld haben in ihrer am 12. Mai 1983 von der „Deutschen Volkszeitung“ veröffentlichten Kritik der ersten Teile dieser Sendung den Gedanken aufgenommen, ob eine Serie über die Geschichte der Bundesrepublik, etwa vor zehn Jahren gedreht und gesendet, ebenso ausgesehen hätte. Sie antworten: „Wir glauben es nicht.“ In der Tat ging es bei diesem abenteuerlichen TV-Produkt weniger um unsere Geschichte, sondern vielmehr um die Herstellung einer „erwünschten Geistesverfassung im Jahr der geplanten Stationierung von Pershing II und Cruise-Missiles“. Dies der durchschaubare Zweck; dessen finanzielle Subventionierung stand dann folgerichtig im umgekehrten Verhältnis zu den rigorosen Streichungen im Bonner Sozialetat und zur Rotstiftpolitik dort, wo es gilt, demokratische Kulturansprüche zu minimieren. Da es also offenbar an Geld für eine aufwendige Gestaltung der Serie nicht fehlte, schoß der Einfallsreichtum ins Kraut. So sollte eine „unterhaltsame“ Auftaktssendung mit Elke Heidenreich und Friedrich Nowotny als Moderatoren den Zuschauer auf den Geschmack bringen, aber das Unternehmen wirkte peinlich wie eine drittklassige Provinzshow. Und in den Teilen der Serie: graphische Spielereien, Kabarett-Einblendungen (ein ganz braves Kom(m)möchen),

Jugendprotest in Theater-Szenen, eine bis zum Urschleim zurückgreifende Darstellung der Gefahren heutiger Umweltverschmutzung, die Ausschmückung einer Familie Michel, deren Leben angeblich in all den vergangenen Jahren für uns so typisch gewesen sein soll. Zeitgleich mit der Aufforderung an alle, ihre persönlichen Erinnerungen an die Geschichte unseres Landes dem Fernsehen kundzutun, wurde ein ganzes Reporterteam durch die Bundesrepublik geschickt, um dieses vielfältige „Abenteuer“ für die Abschlußsendung einzufangen.

Man dachte vielleicht an Goethe: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Aber es klappte nicht. Viele wurden gelangweilt oder verwirrt, schalteten ab oder dann gleich gar nicht mehr ein oder auf einen anderen Kanal. Manche, die diesem TV-Unternehmen mit wachem Interesse entgegengesehen hatten, wurden böse. Zu ihnen gehörte ein Großteil der professionellen Medienkritiker, die es – so Harbecke in einem agiPress-Interview (6/83) – bis zu „donnernden Verrissen“ trieben oder eine Meinungsäußerung gleich bleiben ließen. Harbecke meint, „daß sich die Kollegen von der Kritik in einem geradezu lächerlichen Abseits befinden und eventuell ihre Kriterien noch einmal neu sortieren sollten“. Zu sortieren jedoch verblieb vor allem dem aufmerksamen und engagierten Zeitgenossen nach jeder Sendung, was von dem Angebotenen eigentlich zur Dichtung und zur Wahrheit gehörte. Natürlich war an den in Überfülle genannten Daten der regierungspolitischen und bundestaglichen Ereignisse in Bonn kaum zu deuten: Von der Währungsreform im Juni 1948 über die „Rückkehr des Saarlandes nach Deutschland“ im Oktober 1955 oder die Wahlen zu den verschiedenen Bundestagen bis zu Heinemanns in März 1969 beginnender Bundespräsidentschaft oder zur Installierung der CDU/CSU/FDP-Koalition im Oktober 1982 war das fast alles richtig aufgezählt. Aber was blieb ausgeblendet?

Wenn man ein Foto retuschiert, stimmt es in der Regel mit der Wirklichkeit nicht mehr überein. Nun sind ganze Abschnitte der Geschichte nicht mit einem Foto einzufangen, und ein Schnappschuß sagt noch lange nichts über den Hintergrund und auch die Widersprüche der aufgenommenen Situation aus. Nach allen Erfahrungen kann auch Geschichte ganz erheblich retuschiert werden. Harbecke hat das „Abenteuer Bundesrepublik“ zu einer Retusche verkommen lassen. Da wird so vieles unauffindbar verwischt oder gelöscht, was gerade jetzt nachgefragt, überlegt, überprüft, korrigiert werden sollte.

Die Ursachen der Spaltung Deutschlands und des zweifachen Schicksals der 1945 in ganz Deutschland so starken Einheitsbestrebungen der Arbeiterbewegung, die unterschiedlichen gesellschaftlichen Grundlagen der beiden deutschen Staaten und ihre ebenso unterschiedliche Abrechnung (bzw. Nichtabrechnung) mit der barbarischen nazistischen Vergangenheit, Sachverhalte der Auseinandersetzung um die von Adenauer betriebene Remilitarisierung oder um die Mitbestimmung der Arbeiter und ihrer Gewerkschaften in der Wirtschaft, die nicht mehr länger übersehbaren Gründe des Einschwenkens der Bundesrepublik auf den Entspannungskurs in Europa und das Engagement von Millionen Bundesbürgern für diese (die Anerkennung der DDR einschließende) Entwicklung zu Beginn der siebziger Jahre, Erörterungen zur nun erstrebten Wende nach rechts oder zu den Ursachen der Massenarbeitslosigkeit unserer Tage – da wurde eingespart, da bügelten die Retuscheure der WDR-Produktion alles glatt, ließen etliches unter den Tisch fallen. Erstickten in einem Feuerwerk von Wahlergebnissen, Gesetzesdaten,

Bundestagssitzungen und „unterhaltsamen“ Mätzchen die Fragen, ob es da nicht auch erhebliche Widersprüche zwischen dem Volk und den Regierenden, harte Klassenkämpfe zwischen Kapital und Arbeit oder da und dort auch die Möglichkeit gab, dieses Land anders, nämlich so zu gestalten, daß es jetzt nicht am Abgrund der atomaren Vernichtungsgefahr stehen müßte. Nun ja, der Zweck heiligt die Mittel...

Das war die Geschichte unseres Staates im Sinne der CDU/CSU, Geschichte im Geist des kalten Krieges der fünfziger Jahre, im Geist der „Gefahr aus dem Osten“, eingeschlossen die allemal „orthodoxen“ Kommunisten (die im übrigen aus der Geschichte unseres Landes in dieser TV-Serie völlig selektiert worden sind) und auch in einem Geist, von dem Leute heimgesucht werden, die das Jahr 1983 als neue Vorkriegszeit verstehen wollen. Kein Wunder, daß unter solchen Vorzeichen die Arbeiterbewegung, die Gewerkschaften, ihre Forderungen, Probleme, Kämpfe und auch verteidigungswerten Erfolge – zum Beispiel im Gegensatz zur Aufmerksamkeit der Sendung für den Terrorismus in den siebziger Jahren oder für die Kreuther CSU-Tagung 1976 – zu einer Randerscheinung unserer Geschichte verblaßten.

So fanden in dieser retuschierten „Geschichte unseres Staates“ ein vierwöchiger Streik von 80 000 hessischen Metallarbeitern 1951, der erfolgreiche Streik der Metallarbeiter von Schleswig-Holstein 1956/57 (mit dem die Lohnfortzahlung für Arbeiter im Krankheitsfalle erkämpft wurde) oder die Totalaussperrung von 350 000 Beschäftigten per 1. Mai 1963 während des Lohnstreiks der Metallarbeiter in Baden-Württemberg, der Streik der Stahlarbeiter in Nordrhein-Westfalen, Bremen und Osnabrück für die 35-Stunden-Woche zur Jahreswende 1978/79 und die folgende Aussperrung sowie jene große Solidaritätswelle von 200 000 Kollegen aus allen DGB-Gewerkschaften als Antwort in der Sendung entweder überhaupt nicht statt oder im Höchstfall als Filmschnipsel für einen Augenblick.

Ja, wer macht Geschichte? Bei Harbecke ist alles klar: die Politiker in Bonn. Als Ergänzung haben wir freie Gewerkschaften, hatten eine APO mit Rudi Dutschke, jetzt gibt es eine Friedensbewegung. Alles ist schön pluralistisch, alles in Ordnung, keine ernsthaften Konflikte.

Wie bei der Idealfamilie Michel, über die man schon gar nichts schreiben mag, weil ihre Dummlichkeit viel Übelkeit erregt und im Grunde alle beleidigt, die in diesem Land lebten und leben. Eine Familie aus der Retorte, die ihre Interessen auf Soraya, den neuen VW, das Farbfernsehen, neue Möbel, das Ofengeschäft, auf Kleidermoden, Kollé-Filme, Rohkost, in der jungen Generation auf Rock-n-Roll und Emanzipationskittel, allenfalls noch auf einen „biologisch“ orientierten Freund und auf sonst gar nichts konzentriert.

Als ein Stück Demokratie in Aktion sollte ein Serien-Bestandteil verstanden werden, in dem zwei TV-Sprecher jeweils nach einem vorgegebenen Text ihre Meinung dazu äußerten. Argument und Gegenargument war zu hören, aber alles blieb offen, der Zuhörer sollte scheinbar selbst entscheiden. Geschickte Manipulation, denn die gewünschte rechte Geisteshaltung war sowieso vorgegeben, zaghafte gegenteilige Überlegungen aus sozialdemokratischer Sicht erfüllten die Alibifunktion, andere Ansichten würden nicht ganz unterschlagen.

Als am 5. Juni der letzte Teil der Serie mit magerer Erwähnung der Arbeitslosigkeit, mit Einblendungen über den Widerstand gegen Kernkraftwerke, über den

Druckerstreik 1976 und – neben weiteren Bundestagswahlergebnissen – auch zu den Auseinandersetzungen um die Startbahn West bei Frankfurt zu Ende ging, war zum Schluß schon keine Sensation mehr zu erwarten.

Doch die Abschlußsendung am Nachmittag des 17. Juni mit dem Echo aus der Bundesbürgerschaft verblüffte. Im Kontrast zu allen vorangegangenen Folgen kam eine Wahrheit zu Tage, wie schmerzlich anzuhören sie auch war. Nämlich die Wahrheit, woran unser Land krankt, was da trotz 34 Jahren „Wir sind wieder wer“ nicht bewältigt worden ist und weiter wuchert.

Der Hintergrund: Laut Harbecke im agiPress-Interview soll die Resonanz der Zuschauer auf die Anforderung von Meinungsäußerungen „überwältigend“ gewesen sein: „Viele Zuschauer setzen sich noch unmittelbar nach der Ausstrahlung in der Nacht hin und bringen 20, 30 Seiten zumeist eigene Erfahrungen, Erlebnisse und Erinnerungen aufs Papier, die von den Sendungen aufgewühlt wurden und die sie mit einer geradezu grenzenlosen Mitteilungsbereitschaft bekanntgeben wollen.“ In der abschließenden Sendung mit dem Titel „Lange Schatten“, für die Wolfgang Korruhn verantwortlich zeichnete, wurde gesagt, worauf sich die „geradezu grenzenlose Mitteilungsbereitschaft“ bezog: Auf die Zeit nach dem Krieg. Es sind die Schatten der Vergangenheit, die Korruhn mit Interviews ausgeleuchtet hat. Fast ein Schock: Keiner kam zum Abschluß ins Bild, zur Remilitarisierung der Bundesrepublik, als Opfer von Aussperrung, Zechenstilllegung oder Arbeitslosigkeit, aus der Studentenbewegung, zur Lehrlingsausbeutung, aus der Frauenbewegung, aus Bürgerinitiativen oder zu ganz persönlichen Erlebnissen in den sechziger oder siebziger Jahren. Korruhn: „Was den Leuten am Herzen lag“, war das „Dulden und Leiden“ der Deutschen nach 1945. Was gesendet wurde, waren aber nicht etwa Klagen über zerstörte Städte unseres Landes, über Hunger, Umsiedlung, Wohnungsnot oder Trauer angesichts so vieler Toten und Ermordeten, die Faschismus und Krieg gefordert hatten, sondern – mit einer Ausnahme – beklemmende Bekenntnisse aus kaum getrüberter faschistischer Geisteshaltung und Belege einer verbreiteten Unfähigkeit zur kritischen Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Faschismus.

Ein NSDAP- und SA-Mann von einem Landhandelsverband in Bayern, heute mit dem Bundesverdienstkreuz dekoriert, hatte in seinem Leben „eigentlich keine Fehler gemacht“, war zwar „mit dem Krieg nicht ganz einverstanden“, aber wußte eben „viele gar nicht“. Ein Jurist beschrieb, wie man sich 1945 „Persilscheine“ für die Entnazifizierungskommission beschaffte: „GI's sind nach Vietnam und Korea auch nicht entnazifiziert worden.“ Ein anderer gab Einzelheiten des Schwarzhandels mit Ami-Beständen in der Nachkriegszeit zum besten. An einer Hinrichtungsstätte von 1945 in Flensburg (heute ein Bundeswehr-Schießplatz) wußten junge Polizisten und auch der Standortoffizier der Bundeswehr nichts von den damaligen Ereignissen, beriefen sich, nach ihrer Meinung gefragt, auf „Gehorsam“ und „Pflichterfüllung“.

Als absolute Ausnahme kam Emil Carlebach, DKP-Mitglied und ehemaliger Häftling im faschistischen Konzentrationslager Buchenwald, als Antifaschist und Journalist im Fernsehen vorgestellt, zu Wort. Mit exakten, enthüllenden Antworten auf die Frage, wie eigentlich die „Großen“ aus der Nazizeit in der Bundesrepublik „über die Bühne gekommen“ sind. Carlebach belegte unter anderem die Nachkriegskarrieren von IG-Farben-Chefs, die an der Lieferung von Cyklon B

nach Auschwitz verdient hatten, wegen Sklavenverschleppung in Konzentrationslager verurteilt, aber in der Bundesrepublik bald wieder rehabilitiert wurden, neue Aufsichtsratsposten und auch – wie Bütetisch – das Bundesverdienstkreuz erhielten. In den vorhergehenden Sendefolgen war die an Emil Carlebach gestellte Frage noch nicht einmal andeutungsweise, geschweige denn im Darstellungsversuch, angegangen worden. Und nun dies nach allem unterhaltsamen „Wir sind wieder wer“: Der Infektionsherd, die Seuche, die unser Land seit der Geburtsstunde vergiftet. Nazi- und Kriegsverbrecher in höchsten Stellen der Wirtschaft, der staatlichen Verwaltung, der Justiz und Armee, im Schulwesen, in den Medien – keine Bewältigung der Vergangenheit, die ein sicheres Fundament für den Willen wäre, daß von deutschem Boden nie wieder ein Krieg ausgeht. Kein Wunder, daß Korruhn seine Abschlußsendung mit einem Kontrapunkt zur historischen Wahrheit, mit einer total „deutsch denkenden“ Familie ausklingen ließ (sein Kommentar: davon gibt es mehr, als wir annehmen). Kleine Nazis, die nichts gelernt, aber die Tochter schon wieder geimpft haben: „Verbrechen kann man uns nicht anlasten“; es ist „nicht wahr“, daß 6 Millionen Menschen in den Gaskammern von Auschwitz umkamen; „das können nur Leute aus reinem Haß in die Welt setzen“; „in meinem Freundeskreis sind alle der Meinung“.

Ein Abschluß mit mehr Unwahrheit als Wahrheit, mit einem Teil der Wahrheit, wenn auch verdienstvoll, daß er über die Bildschirme lief. Was fehlte, waren die anderen aus der älteren Generation, die gelernt haben, und vor allem junge Leute mit Nachdenklichkeit, mit ihrer Kritik, ihrer Bereitschaft, für Veränderungen einzutreten.

Nationales Selbstbewußtsein der Bundesbürger? Ich denke, daß die Frage noch nicht zu beantworten ist. Mit der TV-Serie „Abenteuer Bundesrepublik“ gleich gar nicht. Aber eine positive Antwort wäre die Verweigerung der mit dieser Sendung gewünschten Geisteshaltung, wäre die Verhinderung der Trend- und Rechtswende, hin zur Raketenstationierung in unserem Land, wäre die Absage an Reagans atomaren Kahlschlagversuch auf unsere Kosten.

Sarah Camp Alternative: Kleinkunst?

Von der Kleinkunst ist nicht die Rede, wenn der Münchner Theaterkritiker C. Bernd Sucher in seinen „Neujahrshoffnungen, nicht allein Münchens Kulturleben betreffend“ (SZ, 31. Dez. 82/1. 2. Jan. 83) den „ausgeprägt bemühte(n) Harmoniewille(n) zwischen den Politikern und den Künstlern“ beklagt. „Die Künstler verdrängen offenbar diese Abhängigkeit (von den Geldgebern) und ihre Folgen; sie haben früh schon ihr intellektuelles Gewissen gegen die Freude an der Macht und sicherem Einkommen getauscht.“ Die vorwurfsvolle Frage: „Wo bleibt das Chaos?“, stellt Sucher ausschließlich den großen Münchner Häusern, den bestehenden und den in der Planung befindlichen. Auch auf der Tutzingener Theatertagung fiel das Wort „Kleinkunst“ nicht, ging es doch auch hier um die Probleme der großen subventionsabhängigen Apparate, wo ein Stadtrat dem Regisseur die Richtung seiner Arbeit vorschreiben will, und wo ein zeitgenössischer Autor kaum mehr vorkommt, weil sein Text nicht ans Publikum vermittelt, sondern vorzeitig zerquetscht wird im Finanz-, Verwaltungs- und Entscheidungsspielraum eines großen Hauses.

Bleiben wir beim Kollegen Autor. Für ihn funktionieren die klassischen Literaturvermittler, seien es nun Bühnen oder Verlage, immer weniger, die Finanzdecke zieht sich zusammen, die Risikobereitschaft schwindet, eine Umkehrung dieses Trends ist nicht abzusehen. Frage: Warum gibt es nicht viel mehr Kleinkünstler als ohnehin schon? Wobei unter Kleinkunst alles zu verstehen ist, was sich vor ein paar Leuten, auf einem winzigen Podium mit minimalem technischem und personellem Aufwand abspielt. Es sind ja nicht nur die Sänger und Solo-Humoristen seit über 100 Jahren in den einschlägigen Etablissements aufgetreten, die Lyrikrezitation hatte hier genauso ihren Platz wie die szenische Darbietung; und wenn man noch etwas weiter zurückdenkt, stößt man auf den Romancier, der von Burg zu Burg fahrend, in Ermangelung des Buchdrucks genötigt ist, sein Epos selbst vorzutragen. Also zurück ins Mittelalter, heißt die Devise, zurück zu den Produktions- und Rezeptionsmethoden einer Wirtschaft, ohne kapitalkräftige und mechanisierende Zwischenträger? Das Rezept wäre denkbar einfach: Man pfeife auf die vorgedruckte Absage des Lektorats oder der Dramaturgie, wo man sein Skript ein halbes Jahr oder länger herumliegen hatte, man klopfe seinen Text ab auf Singbarkeit, Spielbarkeit, jedenfalls eine Art von Inszenierung, übe das in Szene Gesetzte ein und such sich ein Podium der oben angedeuteten Größenordnung und der Rest geht von selber. Das wär's doch: Subvention interessiert nicht, Zensur findet damit keine statt, die Kluft zwischen Urheber und Interpret ist aufgehoben, der Kontakt mit dem Publikum entscheidet über den Erfolg. Nicht zuletzt verdient man auch mehr als die üblichen 10 %, als Autor, Darsteller, Regisseur usw. in einer Person. Wehe nur demjenigen Kollegen, der etwa nicht in der Lage sein sollte, zur Laute zu singen oder mehrere Rollen zu bewältigen. Wer eingesehen hat, daß eintönig professorales Dichtergelese keine Attraktion ist, engagiere sich halt einen Schauspieler, lasse den ein Romanmanuskript von 1000 Seiten in goutierbare Abschnitte zerlegen und mit etwas Gitarrenmusik aufpeppen, es gibt Leute, die den Faust alleine spielen und ein Hermann-Hesse-Abend

ist auf diese Weise ausverkauft. Aber wozu große Namen nennen – die Vorstellung von einem sich selbst produzierenden Heer von Urhebern läßt sich frei nach Karl Valentin weiterspinnen zu Millionen von kreativen Ein-Personen-Wohnzimmer-Theatern, allerdings verursacht durch einen Theaterzwang, der nicht das Publikum ins Theater reinzwingt, sondern vielmehr das Theater ins Publikum. Solche Überlegungen mögen manchem schreibenden Kollegen durch den Kopf geschossen sein, der neidvoll den Kleinkunstboom der späten 70er Jahre beobachtet hat. Aber schon die stattliche Riege bayrischer Kleinkünstler kann ihn darüber belehren, daß es andere Tugenden sein müssen als nur die aus der Kulturnot geborenen, die den Autor auf die Bühne treiben und dort bestehen lassen. Es geht ja immer noch das Fehlurteil um, die Kleinkunst sei eigentlich keine große Kunst und ein sogenanntes Kabarett höchstens ein Sprungbrett zur Filmkarriere. Auch wer das Gegenteil behauptet, hat oft die Unterscheidung zwischen E- und U-Literatur als Wertmaßstab im Kopf, wonach die eigentliche Literatur, um nicht zu sagen Dichtung, schriftlich vorzuliegen hat, dem mündlichen Selbstdarsteller hingegen die Nachwelt keine Kränze flicht, der lediglich unter Einsatz seiner Person einen an sich nicht literaturfähigen Text zum unterhaltenden Erlebnis macht. Der größte Teil der Wort-Kleinkunst tendiert zur Satire, und Lachen und Literatur gehören in Deutschland eh auseinander, die späten Ehrungen für den Valentin als Autor bestätigen als Ausnahme die Regel. Daß diese Einschätzung auch in Kreisen organisierter Schriftsteller gilt, bewiesen die Mammut-Lesungen des VS in Köln, wo ein satirischer Akzent, gesetzt von Heinar Kipphardt, fast erschrocken machte. Aber die Kleinkunst rächte sich mit der ihr eigenen Eindringlichkeit dadurch, daß die gewieften Selbstdarsteller F.-J. Degenhardt und J. Jewtuschenko zu den Glanzpunkten der ganzen Veranstaltung wurden. Vorläufig hat man sich damit abzufinden, daß zwar ein Lyriker mit sehr kleiner Auflage ein großer Dichter sein kann, ein „Kabarettist“, der große Säle füllt, aber zunächst als Saalfüller angesehen wird. Wer gar des öfteren im Fernsehen auftritt, hat dann „Rang und Namen im deutschen Kabarett“, aber ein Böll oder Bernhard ist er deshalb noch lange nicht.

Groß und klein, hin und her. Allen Schubladendenkern zum Trotz ist die Geschichte der Kleinkunst aufs engste verwoben mit sämtlichen Nachbarsparten. Stellvertretend für die vielen fruchtbaren Nachbarschaften seien hier nur die frechen Lieder Brechts und Wedekinds genannt; ihre Kneipenzeit war ihnen als Dramatikern offenbar nicht hinderlich. Der Austausch zwischen dem unaufwendig Selbstgemachten und dem großen Apparat war von jeher für alle Beteiligten ein notwendiger Prozeß, und zwar in beiden Richtungen. Damals wie heute haben die Einzelgänger ihre Programme zu Volkstheaterstücken ausgebaut, haben aber auch Schauspieler bestehende Institutionen verlassen und mit eigenen Texten neu angefangen. Der Ertrag der Wechselbeziehung zwischen dem deutschen Autorenfilm und der Kellertheater-Szene ist eklatant, wenngleich nicht jeder Autorenfilm so auffallend brettelhafte Stilelemente aufweist wie *Der Depp* von Herbert Achternbusch. Kästchendenken läuft ja nicht nur in der Kunst dem Leben zuwider. Wer die Festlegungsrituale der Feuilletons beobachtet, den wundert es nicht mehr, wenn z. B. ein bekannter Satiriker mit einem ernsten Stück ein leeres Haus vorfindet, oder wenn ein jahrzehntelanger Solist, der endlich mit großen Theaterstücken hervortritt, sich herumärgern muß mit Bühnenbildnern und Kostüm-

schneidern, die an die Produktion eines „Kabarettisten“ andere Metermaße anlegen wollen als sonst. Selbst die Münchner Kammerspiele, welche die Chancen der Satire, mit geringstem Aufwand ein breites Publikum anzusprechen, entdeckt zu haben scheinen, verfallen auf Polt und Biermösl hauptsächlich dann, wenn die Amphitryon-Premiere platzt oder wenn es gilt, die aufwendigen Merlin-Umbauten zu überbrücken.

Betrachten wir das Gastspiel im großen Haus als Ausnahme und wenden wir uns den angestammten Spielorten des Kleinkünstlers zu. Wie steht es um seine Freiheit auf den winzigen Bühnchen der oben beschriebenen Art? Zu unterscheiden ist hier zwischen Kneipe und Theater. Das Wirtshaus mit Bühne – Heimat der Volkssänger –, die Pariser Musik- oder die Wiener Literatencafés mögen als Urzellen der späteren Kabaretts oder der heutigen Kleinkunstcafés herhalten, (alles nachzulesen bei Klaus Budzinski, *Pfeffer ins Getriebe*, München '82). Allen gemeinsam ist, daß sie ihr Leben von der Bewirtschaftung fristen. Zunächst droht der Kombination von Essen + Trinken + Kunst die Vergnügungssteuer, schon so manche Jazzkneipe ist an Vergnügungssteuer eingegangen. Sodann wird in der Regel nicht staatlich oder städtisch subventioniert, was eh ein gastronomischer Betrieb ist, d. h. die gesamten Kosten eines solchen Hauses müssen vom Verzehr des Publikums getragen werden, für Künstlergagen stehen nur die verständlicherweise eher niedrigen Eintrittspreise zur Verfügung, wobei die Gage in der Regel keine feste sein kann, sondern es wird halt auf Teilung gespielt. Die Abnahme eines vereinbarten Bierkontingents gehört zu den Selbstverständlichkeiten. All das bedeutet, daß schon mittlerer Besuch über eine gewisse Zeit hin tödliche Folgen für das Etablissement nach sich zieht. Um das essende und trinkende Stammpublikum zu halten, muß man für Abwechslung sorgen, also auch gutgehende Programme können in der Kneipe nur begrenzt angeboten werden. Für den Kneipenkünstler bedeutet dies ein ewiges Wanderleben, ein Abhängen von den örtlichen Werbemethoden und vom unkalkulierbaren fremden Publikumsgebaren, oder sogar wie in der Münchener Nobelkneipe *Lach- und Schießgesellschaft*, den sofortigen Rausschmiß, wenn aufgrund schlechter Presse das „Ausverkauft“ ernsthaft in Frage steht. Der Kleinkünstler nimmt angesichts eines essenden, rauchenden und nach der Bedienung winkenden Publikums sowieso Bedingungen auf sich, die ihm sofort hinderlich werden, wenn er in Abkehr vom alten Häppchen-Kabarett größere Zusammenhänge darstellt, die konzentriertere Aufmerksamkeit erfordern. Viele Kleinkunstkneipen haben daraus Konsequenzen gezogen, aber auch aus dem Umstand, daß während der Vorstellung der Konsum stagniert, indem sie zusätzlich Mini-Theaterräume einrichteten, die aber ebenfalls von der Bewirtschaftung im Hauptraum getragen werden müssen. Daß alle diese Tatsachen, also im wesentlichen der Zwang zum Umsatz, die künstlerische oder politische Risikobereitschaft der Wirte nicht gerade fördern, liegt auf der Hand. Wer gar als Neuling zum Publikum drängt, muß sich schon mit einem 5-Minuten-Auftritt begnügen oder sehr genau wissen, wo er grade als Lückenbüßer in den Spielplan hineinpaßt für ein paar Tage. Viele Künstler, die sich durch die Eröffnung einer eigenen Kneipe aus der Misere retten wollten, mußten einsehen, daß sich künstlerische und gastronomische Erfahrung selten die Waage halten. Die Wirtin, die in der Küche nach dem

Rechten sieht und dazwischen schnell mal zur Gitarre greift, bleibt im wesentlichen eine Erscheinung der Vor- und Nachkriegszeit, als man das zeitaufwendige Organisieren von Gastspielen nicht nötig hatte, um das Publikum zu halten, und als die Künstlergage aus einem Abendessen mit Bier bestand.

So wie die Kneipen sich Theater einrichten, so gliedern sich heute zunehmend die kleinen Theater Kneipen an, in der Hoffnung, daß man einmal in glückseliger Zukunft auf Kosten der Kneipe subventionsunabhängiges Theater machen könne. Denn auch die kleinen Theater sind heute fast ausnahmslos subventionsabhängig, d.h. abhängig von den Entscheidungen des zuständigen Kulturausschusses, der die Kunst- und Politikrichtung der Kleinen genauso unter die Lupe nimmt, wie man das von großen Häusern kennt. Wenn heute ein Theater wie die *Kleine Komödie* in München, die ihre gängigen Inszenierungen immer subventionslos an den Mann brachte, ohne Zuschuß nicht mehr über die Runden kommt, so liegt das wohl mit daran, daß der zahlende Gast es sich inzwischen zweimal überlegt, ob er nicht für einen Theaterplatz mindestens zweimal ins Kino soll. In der finanzgestreßten Privattheaterszene, wo Zuschüsse, wenn nicht gestrichen, so doch eingefroren werden, und das bei horrend steigenden Mieten und Betriebskosten, greift man natürlich gerne auf die billige Self-made-Produktion zurück, aber wehe, wenn sie nicht alsbald zu dem frohlockenden „Ausverkauft“ am Anrufbeantworter führt. Zu lange nämlich darf man als Theater die Kleinkunst auch nicht im Programm haben, sind doch Subventionen in Gefahr, wenn man nicht auch mal Aufwand vorweisen kann, und vergrätzt man doch den Zuschauer, der sich für DM 18,- nicht zu oft Miniproduktionen vorsetzen lassen will. Was das notwendige Schielen auf öffentliche Subventionen und gute Kasse für den Polit-Satiriker bedeutet, weiß jeder, der sich Zuschauer erobern muß, die auch im Kellertheater mit gängigen klingenden Namen und zum Schulbesuch geeigneten Klassikeraufführungen umworben werden. Die Lage wird sich nur quantitativ ändern, sobald das Künstlersozialversicherungsgesetz in Anwendung auf die kleinen Bühnen nur einen Bruchteil von ihnen als „Arbeitgeber“ übriggelassen haben wird.

Endlich ein Seitenblick auf das Fernsehen, das den Kleinkünstler adelt zum geachteten Zeitgenossen. Wie eng der politische Spielraum innerhalb der Fernsehanstalten geworden ist, brauche ich hier nicht breitzutreten. Das Tauziehen um den *Scheibenwischer*, vor allem das Vorwahlkampfgetue um die Sendung am 30. 12. 82 spricht für sich. Was Wunder, wenn die Kollegen als politischen Zündstoff fast nur noch eben diesen ihren erschwerten Auftritt begreifen? Und wir müssen sogar noch froh sein, daß es möglich war. Wer sich im Rahmen einer Serie wahrhaft kritisch äußern will, der dosiere dies wohl und beschränke sich in der Hauptsache auf unbedenkliche Symptommäkelei.

Vorwände zum Verschieben und Auslaufenlassen finden sich leicht. Das offenkundige Zensorgehabe der Rundfunk- und Fernsehanstalten beeinflusst leider nicht nur ihre Eigenproduktionen; manchem Kabarettensemble ging schon der kritische Dampf aus, weil es glaubte, ohne die indirekte Subvention einer regelmäßigen Programmaufzeichnung nicht mehr existieren zu können. Im Moment stehen die TV-Kleinkünstler mit dem Rücken an der Wand, wo ein Satiriker geht, rückt ein Spaßvogel nach. Es regnet Dreck, sozusagen, wir hoffen, daß der

Scheibenwischer nicht ausfällt und haben keine Zeit, den Motor nachzusehen.

Fazit: Weder hat die hehre große Kunst die große Freiheit, noch die Kleinkunst die kleine Freiheit, alle miteinander spüren wir die Zwänge der großen Krise und der kleinen Kulturgeldbeutel. Und nur zusammen werden wir das Kunststerben abwenden können, das auf uns zukommt. Also: Der „unabhängige“ Liedermacher, der heute noch seine Platten verkauft, interessiere sich gefälligst für das Theatersterben, der sich gesichert wahnende Staatsschauspieler fühle sich betroffen, wenn wieder eine Kleinkunstkneipe der Bodenspekulation und dem Mietwucher zum Opfer fällt. Anders wird es nicht gehen. Die Abkehr von den bequemen Schubladen ist nicht nur eine ästhetische Frage.

Für den Kleinkünstler selbst gilt es, sich an das Paris vor der Revolution zu erinnern, wo er als lumpiger Straßensänger nur der Wahrheit verpflichtet war, und eine Gage nicht zum Repertoire gehörte. Noch nie haben die Herrschenden das Unbequeme in großem Stil finanziert. Und ein bequemer Nur-sich-selbst-Darsteller macht die Kleinkunst wirklich klein.

Uwe Gardein Subventionen für die Hoftheater?

In den letzten Monaten hat es viel Empörung über die rücksichtslosen Streichungen von Geldern für die Stadt- und Staatstheater gegeben. Zornig schwang man die Fäuste gegen die Schließankündigungen in Dortmund und Bremen, solidarierte sich mit dem Intendanten Brecht in Essen, dem die Stadt einen regelrechten Knebelvertrag zur Unterschrift vorgelegt hatte. Mich haben diese Reaktionen eher verwundert. Oder glaubten diese Leute tatsächlich, daß es in diesem Land Freiräume für die Kunst gibt, die außerhalb der gesamtgesellschaftlichen Bedingungen existieren? Kunst unter dem Kapitalismus heißt eben schlicht und einfach: Wer zahlt, schafft an. Das galt und gilt auch für das hiesige Theater.

Nun gab es sicherlich eine Menge Theaterleute, die ihr selbiges Leben in einem Bühnenelfenbeinturm verbrachten (oder verbringen wollten) und sich deshalb die Augen rieben, als Politiker dies nun nicht mehr in Millionenhöhe subventionieren wollten. Das klingt böse und ist auch so gemeint. Ich bin gegen Subventionen für Regieeitelkeiten und dramatische Selbstbefriedigung. Denn diese Leute, mögen sie ihr Theater subjektiv für das Eigentliche halten, bedienen ihre Geldgeber auftragsgemäß mit Inszenierungen, die denen nicht weh tun. Natürlich nehmen sich die Geldgeber das Recht, wie man es früher bei Hofe zu tun pflegte, die Gaukler fortzujagen, ob brav oder frech, wenn sie nicht mehr in den Kram passen. Theater bleibt in dieser Form höfische Abwechslung, Hoftheater mithin, mehr nicht.

Mag mancher diese Standortbestimmung für überspitzt halten, so möchte ich auf folgendes aufmerksam machen. Es waren, soweit mir bekannt ist, ausschließlich SPD-regierte Kommunen, die zur Totalamputation schreiten wollten. Deren Klientel, und davon ging man wohl aus, wäre von den Schließungen nicht betroffen. Vielmehr würden selbige Nichthoftheaterbesucher mehr als Verständnis aufbringen, wenn sich dadurch Millionen sparen ließen. Die Hoftheaterbe-

sucher hingegen, das Bürgertum also, zählte man wohl auf die andere Seite der Wählerbarrikade.

In den CDU-regierten Städten reagierte man anders. Frankfurt z. B. Dort zahlte man für das grundrenovierte Opernhaus Millionen, weihte es ein mit höfischem Brimborium und jagte andererseits ein ganzes Theater davon (Theater am Turm), weil es politisch nicht paßte. Geld gibt es dort also, aber nur für „braves“ Theater. Auch Ludwig XIV. ließ „Tartuffe“ von Molière verbieten, obwohl ihm das Stück gefiel, weil er dessen Wirkung auf das Volk fürchtete. Hat sich daran etwas geändert? Gibt es also Subventionen nur für opportunes Theater? Tatsächlich ist das, nach meiner Meinung, in der BRD mehrheitlich der Fall. Subventionen sind politisches Geld. Dafür verlangt die Politik braves Theater und engagiert sich einen braven Kulturreferenten, der wiederum holt einen opportunen Intendanten, der mit opportunen Regisseuren opportunes Theater inszeniert. Rolf Hochhuth nennt diese Theatermacher verächtlich Mandarine. Recht hat er. Da helfen auch die wenigen „mutigen“ Intendanten nicht, das Gegenteil zu beweisen. Die ausgehängten Spielpläne berichten doch von der Abhängigkeit des Theaters von der Politik, indem selbige nämlich auf der Bühne nicht vorkommt. Nun will ich nicht mit dem großen Wort „Freiheit der Kunst“ Änderungen verlangen, denn schließlich sind die gesellschaftlichen Bedingungen bei uns so wie sie sind, noch jedenfalls. In Abänderung des Brecht-Satzes „Die herrschende Meinung ist die Meinung der Herrschenden“, ist „das herrschende Theater eben das Theater der Herrschenden“, darüber muß man sich klar sein. Die Herrschenden subventionieren also nur das Theater, das ihre Macht nicht ankratzt. Punktum.

Bürgerliches Theater verlangt somit von den Theatermachern bürgerliche Ästhetik, also Stücke außerhalb der realen Politik, sozusagen „schwebend über der profanen Realität“, „außerweltliche Genüsse an Sprache und Dramaturgie“. Regieschnickschnack und Dramaturgiemätzchen. Lehnt der Autor ein solches „Weltbild“ für seine Arbeit ab und begreift sich als Mitmensch im grauen Alltag, und reflektiert er das in seinen Stücken, muß er Glück haben, noch eine Bühne zu finden. Ist er aber gar einer, der die bürgerliche Phrase von der „Unparteilichkeit der Kunst“ durchschaut hat und sich auf der Seite derjenigen sieht, die, wie er selbst, täglich um ihre fundamentalen Rechte kämpfen müssen, gibt es für ihn als Autor so gut wie keine Überlebenschancen. Hier greift voll die ökonomische Zensur. Willst du als Autor überleben, mußt du einschneidende Eingriffe in dein Stück akzeptieren, es „spielbar“ machen lassen, oder du bist out (Kroetz hat darüber im Kürbiskern 4/72 schon geschrieben). In der BRD ist die Situation deshalb heute die, daß kaum noch lebende Autoren aufgeführt werden. Was also wird subventioniert? Kurz gesagt, die Spielpläne von vorgestern. Würde man die Klassiker wenigstens so inszenieren, wie es die Stücke hergeben, könnte man der Subventionierung noch zustimmen, aber in der Regel erfolgt eine „Bearbeitung“, die den Stücken jegliche Brisanz nimmt.

Dürrenmatt schrieb bereits 1951 in seinem Essay „Schriftstellerei und Bühne“: Subventionierte Theater sind oft weniger mutig, wie große Banken neigen sie zu gesicherten Geschäften, die auch den Ministerien und Verwaltungsräten einleuchten... Gerade die, welche es sich leisten könnten, etwas zu wagen, wagen meistens nichts.

Mir sagte letzters ein Kollege, ich schreibe nicht mehr für die Bühne, es hat doch

keinen Zweck mehr. Dieser Meinung bin ich nicht. Gerade heute braucht dieses Land die Bühne, die aufzeigt, was ist, und wie es sein könnte. Für diese Entwicklung muß man kämpfen, am besten gemeinsam mit dem Publikum. Eine Kunst, die sich außerhalb der Gesellschaft ansiedelt, wird im leeren Wortgeklänge verenden. Warum fürchten denn die Geldgeber Tendenzdichter? Doch weil die versuchen, die Umwelt durchschaubar zu machen, ihr den Schleier der Undurchdringlichkeit zu nehmen. Wegzukommen von diesem elenden Satz: **Da kann man ja doch nichts machen.** Natürlich fördert die Politik die **Zweiteilung.** Hie Alltag, dort erbauliche Ästhetik. Und niemand schreibt ihnen ein Stück, das den Kapitalismus verherrlicht. Daß es bisher für die Theater überhaupt Subventionen gegeben hat, ist kein Verdienst der kapitalistischen Gesellschaft. Für die ist es geradezu pervers, in etwas Geld zu investieren, was keinen Profit bringt. Brecht schrieb in seinem Artikel „Das Theater als öffentliche Angelegenheit“: „... und so hat das zeitgenössische Theater lediglich als Geschäftsunternehmen, das aus dem Verkauf von Abendunterhaltung profitiert, hier ein Käuferkollektiv gebildet...“

Für anderes Theater können die Geldgeber aus ihrem Klassendenken auch gar kein Verständnis aufbringen. Warum fordern sie dann nicht auch für die Theater den freien Markt? Bei der „kulturellen Erziehung“ unserer Bevölkerung durch Schule und Medien würde die Abstimmung mit dem Portemonnaie doch nur die „Lustige Witwe“ und seichtes Boulevard überleben lassen. Nein, da ist man sich eben nicht sicher, ob nicht doch mit der Zeit die gesellschaftlichen Fragen auf die Bühne gebracht würden und man sich die Sache hätte aus der Hand nehmen lassen. Außerdem gehört der Opern- und Theatergarten zum höfischen Zeremoniell, bei dem man seine Klassenzugehörigkeit zur Schau trägt. Noch einmal. Subventionen für die Hoftheater? Nein. Also kommt die Antwort, dann gibt es keine Subventionen mehr? Ja, richtig. Aber für das Theater, welches ich meine, gibt es die sowieso nicht. Was wir brauchen, sind Theater, die sich wieder trauen, die mutig sind. Also Menschen, die nicht Theater machen, um das Leben der Kleinbürger zu verzieren.

Ich weiß nicht, ob die Forderung Hochhuths nach mehr Privattheatern die Misere beseitigt. Ich meine eher, nein. Auch dort machen Menschen Theater unter den gleichen Zensuren und Zwängen, wie an den sogenannten großen Häusern. Wenn ich mir die mutlose Privattheaterszene in München anschau, die eben auch den Spielplan „Nummer sicher“ inszeniert, sehe ich mich eigentlich bestätigt.

Man muß im Theater, egal wo, Alternativen schaffen. Wenn die subventionierte, bürgerliche Kunst die völlige Inhaltsleere der kapitalistischen Lebensweise nachvollzieht, muß die andere Bühne das Leben spiegeln und neue, andere Antworten finden. Dafür wird es ein Publikum geben, dessen bin ich mir sicher. Wir müssen auch wieder laut sagen, du kaufst mit deiner Eintrittskarte nicht gleichzeitig die Gesinnung der Theatermacher, Besucher. Wir sind nicht käuflich, also laß dich doch einfach mal in das Stück fallen, ohne alles am Kaufpreis zu werten. Erkennt der Zuschauer, daß er mit Geld nicht gleiche Gesinnung verlangen kann, wird er auch in der Lage sein, die zensurensprechenden Forderungen der Politik zu sehen und abzulehnen. Laßt uns, in diesem Sinn, Volkstheater machen, dafür lohnt dann auch der Kampf um jeden Pfennig Subventionen. Dafür brauchen wir das Publikum, na klar, das es zu gewinnen gilt. Durch gutes Theater natürlich.

Werner Geifrig Das Theater mit den Subventionen

Über Subventionen nachzudenken, heißt auch, den Kopf zu schütteln über einen gigantischen Subventionstopf: Unseren Rüstungsetat. Er beläuft sich – ohne Wissenschaft und Forschung – auf 46 Milliarden Mark. Das sind etwa 20% des Gesamtetats der Bundesrepublik Deutschland. Keine Angst: Es sollen hier nicht die Kosten für einen Tornado gegen die mögliche Finanzierung von Kindergärten, sozial schwachen Familien oder möglichen Subventionen von Privattheatern aufgerechnet werden.

Aber wir dürfen die Höhe des Verteidigungshaushalts nicht nur mit der Bedrohung durch die sowjetischen SS 20 Raketen rechtfertigen. Vielmehr müssen wir uns fragen: Was verteidigen wir eigentlich mit diesem gigantischen finanziellen Aufwand? Ein Land, in dem Wälder absterben, Flüsse und Seen umkippen? Ein Land, in dem immer mehr Atomreaktoren und geplante Entsorgungsparks immer schlimmere Alpträume verursachen? Ein Land, das mit seinen Raketenarsenalen und Giftgasdepots immer mehr zu einem Pulverfaß zu werden droht? Ein Land, in dem die Zahl der Arbeitslosen und damit der unter dem Existenzminimum lebenden Bürger beständig steigt? Ein Land schließlich – und damit kommen wir auf unser Thema zurück – dessen kulturelle Vielfalt immer mehr zu verflachen und eingeengt zu werden droht?

Ein solches Land könnten wir auch mit der Mistgabel verteidigen.

Gebannt wie die Karnickel starren wir auf die tödliche Bedrohung aus dem Osten, die man uns ständig einredet, und bemerken dabei gar nicht die andere schleichende Bedrohung aus der entgegengesetzten Himmelsrichtung.

Kein Geringerer als der französische Kulturminister Jack Lang hat auf der 2. Weltkulturkonferenz der UNESCO in Mexiko in einer aufsehenerregenden Rede zu dieser Frage Stellung genommen:

„Der Klassenkampf, national wie international, beeinflusst die Kunst und selbst die Kultur. Schönheit ist Kunst des Lebens, und der Profit schert sich selten sowohl um die Kunst als auch um das Leben. Kulturelles und künstlerisches Schaffen ... sind heute Opfer eines Systems finanzieller multinationaler Herrschaft, gegen das man sich organisieren muß.“

Sein Hauptaugenmerk richtet Jack Lang auf die kulturelle Infiltration von Seiten der USA in ihrem politischen Einflußbereich, richtet er auf „eine gewisse Invasion, eine gewisse Überflutung durch im Ausland (sprich USA) fabrizierte Bilder und standardisierte Musik, die die nationalen Kulturen zerstören und zu einer gleichförmigen Lebensweise führen“.

„Ist es denn unser Schicksal“, so fragt Lang, „Vasallen des immensen Profitimperiums zu sein? Wir wünschen uns, daß diese Konferenz den Völkern die Gelegenheit gibt, über ihre Regierungen zu einem wahrhaftigen kulturellen Widerstand aufzurufen; zu einem regelrechten Kreuzzug gegen diese Herrschaft, gegen diesen finanziellen und intellektuellen Imperialismus. Dieser finanzielle und intellektuelle Imperialismus bemächtigt sich nicht mehr der Länder – oder nur noch selten; er bemächtigt sich des Bewußtseins, er bemächtigt sich der Denkweisen, er bemächtigt sich der Lebensweisen. Er versucht, dem Planeten Erde eine Einheitskultur aufzuzwingen.“

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Ich möchte hier ebenso wenig wie der französische Kulturminister einem kulturellen Chauvinismus das Wort reden. Festhalten aber möchte ich, daß sich nach Lang der intellektuelle, der kulturelle Imperialismus unserer Denk- und Lebensweisen bemächtigt.

Was das bedeutet, können wir z. B. in unserem Fernsehen beobachten, das – obwohl öffentlich-rechtlich organisiert – immer mehr Kommerzware amerikanischen Zuschnitts ausstrahlt und uns so allmählich an die Erzeugnisse einer Einweg-, einer Wegwerfkultur, kurz: einer globalen Einheitskultur gewöhnt. Und es muß uns mit großer Sorge erfüllen, daß sich Autorenkollegen hierzulande – nicht aus finanzieller Not – an der Etablierung dieser Einheitskultur beteiligen, indem sie sich – ganz nach amerikanischem Vorbild – als Episodenschreiber mieten lassen und mit flinker Feder z. B. Folge für Folge der unsäglichen Traumschiffserie niederschreiben.

Die Veränderung von Denkweisen können wir schließlich auch bei den Politikern in Ländern und Kommunen feststellen: Wenn man an Einsparungen denkt, kürzt man als erstes die Kulturretats und mit ihnen die Subventionen für Theater und andere kulturelle Einrichtungen.

Aber auch bei den Theaterleuten selbst läßt sich diese Veränderung des Bewußtseins, die Veränderung von Denkweisen feststellen, wenn sie sich allzu bereitwillig ökonomischen Sachzwängen unterordnen und künstlerische Innovationen dem „Gängigen“ opfern; wenn sie ihre künstlerische Verpflichtung gegenüber unserer Gesellschaft hier und heute bedenkenlos einem Opportunismus opfern, um ja nicht anzuecken, nirgends unangenehm aufzufallen. So drohen viele Bühnen zu veröden. Die lebendige gesellschaftspolitische Auseinandersetzung mit künstlerischen Mitteln muß einer gespreizten Repräsentationskunst weichen. Zahnlose Klassiker-Aufführungen verdrängen den zupackenden Biß zeitgenössischer Autoren von den Bühnen. Statt regionalen Profils, regionaler Vielfalt auch im Bereich des Theaters das Gespenst einer Einheitskultur. Die Spielpläne städtischer Bühnen und Landestheater sind oft zum Verwechseln ähnlich, und die deutschsprachigen Gegenwartsautoren sind in ihnen nur noch zu 5 % vertreten.

Es ist sicher nicht verfehlt, wenn Rolf Hochhuth schreibt: „Nie zuvor in der Geistesgeschichte wurden die Stücke lebender Deutschschreibender am deutschen Theater dermaßen unterdrückt wie heute.“ Oder wenn Thomas Brasch feststellt: „Wenn ab morgen keine Gegenwartsstücke mehr geschrieben werden, wird es niemand wahrnehmen.“

Und ich möchte hieran die provokative Frage knüpfen: Was ist eigentlich perfider: Autoren stillschweigend in der Versenkung verschwinden zu lassen oder ihre Bücher öffentlich zu verbrennen und dabei wenigstens ihre Namen zu nennen? Sind die lebenden Dramatiker die Brachvögel der Nation?

Nicht ökonomische Sachzwänge dürfen unser gesellschaftliches Leben bestimmen, sondern die Verteidigung und der Ausbau sozialer und kultureller Errungenschaften.

Kunst und Leben sind – wie Jack Lang betont – eine Einheit. Deshalb gehören kulturelle Subventionen in einen Topf mit den sozialen Subventionen. Andernfalls fördert man die Erstarrung unserer Kultur in einer – sozialpolitisch gesehen – zynischen Elitkultur.

Ein Staatswesen, das sich stolz Sozialstaat nennt, muß jeden Bürger in die Lage

versetzen, sich den Besuch kultureller Veranstaltungen finanziell leisten zu können.

Die großen Häuser, Opernhäuser, Staats- und Stadttheater sowie Landesbühnen, müssen stärker als bisher subventioniert werden. Allerdings dürften diese Subventionen nur dazu verwendet werden, die Eintrittspreise so niedrig zu gestalten, daß sich jeder Bürger dieses Landes einen Theaterbesuch leisten kann.

Privattheater müssen in einem Ausmaß subventioniert werden, daß die bei ihnen beschäftigten Schauspieler etc. anders als bisher von ihrer Arbeit leben können; daß die Privatbühnen qualitativ bessere Aufführungen bieten können und daß sie ihre Eintrittspreise so gestalten können, daß jeder Bürger in der Lage ist, sie zu bezahlen.

Freie Gruppen, Amateurtheater, Theaterinitiativen in Stadtteilen, Vorstädten, Kleinstädten und Dörfern müssen großzügig finanziell unterstützt werden, um die Kultur von unten zu fördern, um die regionale Vielfalt zu fördern und Innovationen für das Theater aus dem Volk aufgreifen und künstlerisch weiterverarbeiten zu können.

Unbekannte Bühnenaufsteller müssen in einem nennenswerten Maße gefördert und damit herausgefordert werden, für kleine Theater Stücke zu schreiben, aber auch Amateurgruppen mit literarischem, dramaturgischem Rat zur Seite zu stehen.

Schließlich sollten alle selbstschöpferischen kulturellen Aktivitäten in den Genuß von Subventionen kommen, um eine Vielfalt, eine künstlerische Vielfalt dem Trend zur Einheitskultur entgegenwachsen zu lassen.

Diese Subventionen dürfen jedoch nicht länger von den Politikern vergeben werden. Denn diese haben ihren Kredit durch partei- und interessenpolitisches Gerangel in Rundfunkräten und kommunalen Vergabegremien verspielt. Die sozio-kulturellen Subventionen müssen von den Betroffenen selbst verteilt werden, also von der Bevölkerung einer Stadt, von sozial Schwachen, Obdachlosen, Behinderten, Künstlern. Dabei werden sich die Prioritäten in einer demokratischen Auseinandersetzung von selbst ergeben.

Sicher wird jetzt mancher denken, er hätte einen unverbesserlichen Sozialromantiker vor sich. Das ist nicht der Fall. Ich wehre mich nur dagegen, mir meine Denk- und Lebensweise in der von Jack Lang angesprochenen Art einebnen zu lassen. Und ich denke nun mal, daß ein hungriges Maul weniger Sinn für das Theater hat als ein satter Bauch; und ich denke nun mal, daß es inhuman und zynisch ist, die Humanität mit einer pompösen Klassikeraufführung gewissermaßen abzuheften, während Menschen außerhalb der Theatermauern um ihre humane, menschenwürdige Existenz kämpfen müssen.

Ich weiß: Die Mühlen mahlen langsam in unserer Demokratie. Deshalb schlage ich auf dem Wege zu der beschriebenen radikalen Ausweitung des sozio-kulturellen Subventionswesens folgende Zwischenschritte vor:

1. Keine Erhöhung der Subventionen für solche Staats- und Stadttheater sowie Landesbühnen, die keine Uraufführungen oder Aufführungen deutschsprachiger Gegenwartsaufsteller herausbringen und damit versäumen, ihrer künstlerischen Verpflichtung, sich mit den brennenden Problemen und Fragen unserer Gesellschaft auseinanderzusetzen, nachzukommen.
2. Uraufführungszuschüsse für Privattheater, die zeitgenössische deutschsprachige Autoren inszenieren. Diese Uraufführungszuschüsse sollten eine nennens-

werte Höhe haben und zwischen Theatern und Autoren geteilt werden. Diese Maßnahme erscheint mir deshalb notwendig, weil immer mehr kleine Privattheater in München dazu übergehen, mit ihren Spielplänen auf Nummer Sicher zu gehen, statt Experimente zu wagen. Dazu möchte ich eine Programmeinlage zitieren, die im November 1982 ein kleines Münchner Kellertheater seinem Publikum präsentiert hat:

Wir zahlen monatlich über 3000 DM Miete und haben mit Strom, Telefon und Versicherungen Festkosten von ca. 5000 DM pro Monat (ohne Gagen, Werbung, Verlagstantiemen etc.). Im Dezember 1981 und Februar '82 erhielten wir jeweils 6200 und 5000 DM Subvention vom Kulturreferat der Stadt München.

Bei der Subventionsverteilung Ende April '82 erhielten Münchner Privattheater im einzelnen bis zu 60 000 DM. Einige erhielten keinen Pfennig – darunter unsere Bühne. Damit schnürt die Stadt München nicht nur einem kleinen Theater die Luft ab, sondern vor allem auch den Münchner Autoren; unsere besondere Zielsetzung war nämlich, die (Ur-)Aufführung von deren Werken, was nun kaum mehr möglich sein wird, da wir – um überhaupt weiter existieren zu können – wenigstens vorläufig auf „Nummer Sicher“ gehen müssen was den Spielplan betrifft. Unsere Risikobereitschaft, im ersten (und unsubventionierten) Jahr unseres Bestehens schon zwei Uraufführungen zu bringen, wurde somit bestraft.

Lassen wir einmal dahingestellt sein, wie gut oder schlecht dieses Theater ist oder wie sinnvoll oder unsinnig der von mir zitierte Text ist. Es ist nicht einzusehen und hat keinerlei Logik, die großen Häuser allein nennenswert zu subventionieren, während man die kleinen privaten Bühnen am Rande ihrer Existenzmöglichkeiten dahinvegetieren läßt, sich aber in Prospekten mit ihrer Existenz brüstet.

3. Eine verstärkte finanzielle Förderung von Theatergruppen, die eigene gesellschaftsbezogene Stücke erarbeiten; von Stadtteilaktivitäten und kultureller Arbeit mit Randgruppen oder sozial Benachteiligten.

Bei aller Einsicht in die Notwendigkeit der Pflege klassischer Theaterliteratur auf unseren Bühnen muß den Kulturträgern, den Intendanten und Dramaturgen ihre künstlerische Verantwortung gegenüber unserer Gesellschaft in ihrer Entwicklung in Gegenwart und Zukunft ins Gedächtnis gerufen werden. Daß diese Verantwortung auch für die Autoren gilt, versteht sich von selbst.

Kaspar Hauser Volkstheater? Bürgertheater!

Seit das Münchner Volkstheater dem Bombenkrieg Adolf Hitlers zum Opfer fiel, empfand die Landeshauptstadt München das Fehlen eines Volkstheaters als eine Lücke in ihrem Kulturangebot. Eine echte Nachfolge dieses einstigen Unternehmens gab es nach dem Krieg nicht.

Einige Versuche in der unmittelbaren Nachkriegszeit waren sehr kurzlebig. Sie scheiterten an geeignetem Raum und mangelnder Bühneneinrichtung. Dazu kamen Kohlen- und Stromknappheit; es fehlten also die primitivsten Voraussetzungen. Die späteren Anstrengungen, ein Volkstheater zu entwickeln, eine in der Sonnenstraße in einem Kinosaal und eine zweite in einem Pfarrsaal in der Vorstadt, scheiterten kläglich. Nicht zuletzt auch durch ihre mehr oder weniger ungute Programmgestaltung. Als Entschuldigung in dieser Richtung muß eingeräumt werden, daß Theaterliteratur auf volkstümlicher Basis seit eh und je mehr als dürftig war und heute noch ist.

Nun ist, seit Jahren wieder, die Debatte in der Öffentlichkeit, zumindest in interessierten Kreisen und im Münchner Stadtrat, erneut in Bewegung geraten. Die Vorschläge hinsichtlich der Unterbringung des geplanten Volkstheaters können eingeordnet werden von 'unmöglich' bis 'unzureichend'. Gäbe es nicht schon in München ein 'Hinterhoftheater' in einer Kneipe, könnte man an das geplante Volkstheater wegen seiner Ortszuweisung diesen Namen sofort verleihen.

Da wurde zunächst ein Saal einer ehemaligen Hochburg der Münchner Komiker ins Auge gefaßt, dann ein aufgelassenes Kino in der Stadtmitte und schließlich ein Boulevardtheater in einer Gegend, die bis dato nur Starkbierfeste und Karnevalsumrummel aufnahm. Das Gerangel der volkstheaterfreundlichen Fraktionen des Stadtrates um Mietabschluß, Zuschußsummen usw. erinnert irgendwie an die Situation jenes bekannten Schilda, dessen Stadtväter vergaßen, Fenster im Rathausbau anzubringen.

In der Münchner Situation hatte man schon viel geredet, zerredet, ehe man Klarheit hatte – und das bis vor kurzen noch nicht einmal –, wer denn nun die Intendanz übernehmen könnte oder wollte und wie es denn mit der Programmgestaltung wäre.

Im ersteren Fall haben sich dem geplagten Kulturreferenten zwar einige clevere Theaterleute bereit erklärt, in das Geschäft einzusteigen, allerdings nur bei genügender finanzieller Absicherung (etliche Millionen Umbaukosten des ins Auge gefaßten Theaters, etliche Millionen als Risikosumme für die erste Spielzeit). Alles in allem eine Großzügigkeit, die man dem Stadtrat, wenn es um die Existenz der kleinen Theater geht, nicht nachrühmen kann (sie sind zu aufmüpfig). Also Garantien, die den beiden Bewerbern kein allzugroßes Risiko erwachsen lassen, Lenker des Unternehmens spielen zu können. Der eine kommt aus dem Funk- und Fernsehgeschäft, der andere ist ein bewährter Schauspieler und Theatermann. Beide wurden von der neugierigen Presse nach ihren Programmbesichten befragt, und beide stammelten etwas von Tradition und Experiment. Es ist also zu befürchten, daß, sollte das Volkstheater doch realisiert werden, dem Publikum ein Angebot von Plautus bis Lohmeier bevorsteht.

Diese illustren Theaterzukünfte bewegen uns wenig. Es sind die Sorgen der Theatermacher, sich mit diesen Dürftigkeiten auseinanderzusetzen.

Wir wollen lieber den Begriff 'Volkstheater' unter die Lupe nehmen. Schon Diderot verlangt für ein Theater des Volkes Raum für Volksmengen – Theater für wenige sieht er, in bezug auf die Aufgabe des Theaters, als verfehlt an: Nur vor Volkskörpern können Probleme des Volkes vom Theater als Erziehungsmittel aufgezeigt werden. Nur so löst das Theater im Volk Bewegung aus. Nur so kann es als Theater des Volkes bestehen.

Mercier, ein Vorkämpfer des Volkstheaters, sagt: „Das Theater ist das wirksamste und schnellste Mittel, um die Kräfte der menschlichen Vernunft mit unbezwinglichen Waffen auszurüsten und plötzlich in einem Volke ein Lichtermeer anzuzünden!“ Er berichtet uns von der Aufführung eines Bühnenwerkes „Wilhelm Tell“, Zürich 1545, für das Volk und durch das Volk. Ähnlich wie in Oberammergau agierte das Volk selbst.

Wer sich theatergeschichtlich etwas umgesehen hat, kann sich erinnern, daß die ersten Gehversuche in Sachen 'Volksbühne' bereits 1899 in Paris unternommen wurden. 1903 schon mußten die Initiatoren betrübt feststellen, daß überall neue Theater im alten Stil spielten, ihre bürgerlichen Programme als 'volkstümlich' bezeichneten und für private und politische Zwecke ausnützten. Das alte Münchner Volkstheater erkrankte an denselben Umständen. Eröffnet wurde es 1902 mit „Kabale und Liebe“. Gastspiele mit dem Burgtheater Wien und dem Ensemble Reinhardt aus Berlin mit großartigen Darstellern in Programmen, deren Inhalte einer handvoll Mandarininnen etwas sagten, hatten aber nichts mit Volkstheater zu tun.

Bald tingeltangelte man in die Richtung seichter Komödien und flacher Unterhaltungstücke. Ausgenommen einige scharf gewürzte Stücke von Roda Roda und Gastspiele des genialen Pallenberg. Ein Volkstheater also mit bürgerlichem Spielplan. Präsentierstücke der Vergangenheit in Ehren, aber am richtigen Platz – und wenn man sie vor dem Volk spielt, dann richtig kommentiert. Sie einer Volksschicht anzubieten, die dank Bildungsprivileg nicht in der Lage ist, ihre Qualität zu erkennen, ist schlechthin Betrug zu nennen.

Nun wird man uns die provozierende Frage stellen, ob „Tartüff“ kein Volksstück sei? Wir verneinen die Frage nur, wenn solche Volksstücke so verfälscht angeboten werden, wie bei einer früheren Aufführung im Münchner Staatstheater. Tartüff als Komiker dressiert, von Leuten, die es wissen, daß sie eine Fälschung begehen, brauchen wir nicht! Dem Pariser Volk wurde er sogar unter dem Sonnenkönig unparfümiert gezeigt. Schamgefühl ist vielen unserer heutigen Intendanten abhanden gekommen. (Das nebenbei an die Fragesteller.) Uns biete man echtes Volkstheater an, keines, das als Droge wirken muß und als Ersatz.

Jean Paul Sartre stellt fest, daß, wer Kunst um der Kunst willen macht, unbrauchbar ist. Unbrauchbar erscheinen uns auch Regisseure und Intendanten zu sein, die nur noch für snobistische Kritiker und einen kleinen Kreis 'Eingeweihter' da sind. Entweder sind sie sich der wirklichen Aufgabe des Theaters nicht bewußt, oder sie verraten es der fetten Butterbrote willen. Honorarlüstern treten sie auf der Stelle und behaupten ständig, 'neue Wege zu beschreiten'. Sie erfüllen die erste Aufgabe des Theaters schon nicht, die da heißt: „Du sollst sie mit deiner Rede alle erreichen!“ Das könnten sie bei Brecht nachlesen. Sie, die 'Modernen', die 'Avantgardisten', unterhalten letztenendes eine Elite gemächlicher Bürgerfamilien, die ihre 'Experimente' behaglich schlucken. Großmutter, Mutter und Kind wissen Gott sei Dank nicht, daß Hamlet bereits um die Jahrhundertwende in München zum Gaudium der Abonnenten im 'Frack' aufgeführt wurde. Toll, diese Rosl Zech als Polonius und Rosenkranz und Gildenstern in SS-Uniform! Welcher Mut!

1903 sagt Maurice Pottleben (ein Pionier des Volkstheatergedankens): „Ich halte es nicht für möglich, unsere Klassiker, ihre Tragödien, für unsere Volksbühnen in

Anspruch zu nehmen. Sie sind eine aristokratische Kunst, die mir für das Publikum eines Volkstheaters wenig passend erscheint.“

Legt es nur ein bißchen anders aus und schon ergibt sich für den findigen, modernen Regisseur das Bild der Räuber mit Punk-Frisur, Schlagkette und jener so laut gepriesenen persönlichen Freiheit des Westens. So entstehen dann die ‚Gassen‘, die zur Freiheit führen.

Es sollte uns langsam dämmern, daß es kein Volkstheater geben kann, solange die Gesellschaft in diesem unserem Zustand verharrt. Unsere Kunstbeamten werden uns auch durch die Volkstheaterprogramme Konserven aus der guten alten Zeit kredenzen, aufbereitet in muffigen Küchen. Jede Kunstform dient dem Übergang, hier jedoch dem Rückschritt. Sie ähnelt hierin dem Staat, der sich gegen morgen wehrt, sich ängstlich an gestern klammert, ja lieber noch an vorgestern. Was soll der Besucher aus dem heutigen Theater mit nach Hause nehmen, wenn dieses vornehmlich dazu dient, die nach Kampfer duftenden Pelze der aufgetakelten Damen zur Schau stellen zu lassen. Später können wir uns auch noch über die Eintrittspreise eines von Steuergeldern unterhaltenen Theaters unterhalten. Das kommende Volkstheater, wir meinen jetzt nicht speziell das Münchner, wird Preise haben, die man volkstümlich nennen kann.

Es gibt ein altes Arbeiterlied, das uns sagt, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur durch die Arbeiter selbst kommen kann. Übertragen wir diesen Gedanken auf das Theater. Das Volk nur kann ein Volkstheater entstehen lassen, sonst niemand! Ein wirkliches Volkstheater kann auf die Kathederweisheiten der Kulturschulmeister verzichten. Sie stören nur. Man wird ihre hochnäsigen Ratschläge zu den Akten legen. Auch wenn der augenblickliche Wohlstand, der übrigens auf sehr wackeligen Beinen steht, viele blendet, sie auf die billigen Angebote von Funk und Fernsehen hereinfallen läßt, bleibt trotzdem das Ziel sichtbar, ein Theater zu schaffen, das das auf sein Programm setzt, was der Mensch für sich und seine Zukunft erhofft – eine menschliche, eine sozialistische Gesellschaft.

Was nun das zu erwartende neue Volkstheater in München betrifft, wäre zu sagen, daß es noch dünneren Aufguß von Thoma-Stücken und Brandnerkasperliaden bieten und anderes leere Stroh aus dem Komödienstadel dreschen wird.

Das alles hätte uns zunächst als Steuerzahler zu interessieren – gäbe es da nicht die andere Relation: daß nämlich jeder Kulturetat zur bloßen Lächerlichkeit schrumpft, sobald man ihn mißt an den Milliarden und Abermilliarden für Vernichtungstechnik. Erst wenn wir da gehörige Abstriche erreicht haben, lohnt die finanzielle Debatte um solche Millionenprojekte wie jenes am Gasteig, jene kostspielige Harlekinade des ‚Deutschen Theaters‘ und schließlich auch noch dieses totgeborene Kind ‚Volkstheater‘ in München.

Eigentlich schade, daß sich der Wähler bei kommenden Wahlen nicht jener Verschwendung erinnert, die seine Steuern so hochschraubt. Schade, aber wer weiß, vielleicht denkt er diesmal nach. Schön wäre es, und für seine Tasche nützlich. Und auch für die Kultur.

Raoul Hoffmann Vor dem „Olympia“ ...

Eine Geschichte über das Chanson-Theater in Paris

Paris. „Boulevard des Capucines“. Ein Freitagabend. Einige Madames beeilen sich, rechtzeitig in die bald schließenden Groß-Kaufhäuser zu gelangen. Andere flanieren entlang der Vitritten-Flut voll exquisiter Schmuckgeschäfte, hoch-exklusiver Boutiquen und noch exklusiverer Haute-Coiffure. Manche studieren gelangweilt die Offerten der feinen Schuh- und Pelzgeschäfte. – Chantal kennt die Atmosphäre der ‚Grands Boulevards‘ in- und auswendig. Sie selbst hat nur Augen für die schon seit geraumer Zeit leuchtenden Großbuchstaben an diesem fünfstöckigen Gebäude gleich am Anfang des Boulevards: „L'Olympia présente ...“ steht da, „Das ‚Olympia‘ präsentiert ...“.

Chantal (zierlich, schwarzhaarig, kess) ist achtzehn Jahre alt. Ihre Eltern betreiben ein Friseurgeschäft in der Banlieue von Paris. – Chantal weiß noch nicht genau, ob sie nach dem Gymnasium lieber Sängerin oder Schauspielerin werden will. Am liebsten beides, aber eigentlich doch eher Sängerin. Sie sang bereits bei Veranstaltungen in ihrer Schule, mit Erfolg. Sie trat auch in einer dieser „Maisons des Jeunes et de la Culture“ auf. Dort hat man sie allerdings ausgebuht. Das waren jedoch nur linke Spinner, erklärt sie entschuldigend. Chantal komponiert seit einiger Zeit eigene Lieder und Texte, mit Vorliebe über die schönen Sachen dieses Lebens, über die Blumen in der Provence und das Meer in der Bretagne und immer wieder über Jacques, ihren ‚petit ami‘ aus dem Nachbarhaus. Chantal wartet also vor dem erleuchteten, breiten Eingang des „Olympia“, gleich neben dem Zeitungskiosk, wo schon die knalligen Wochenendausgaben aller Zeitungen zu kaufen sind. Noch immer blicken ihre Augen auf die riesigen Leuchtbuchstaben über dem Eingang. – Chantal wartet auf Raymond. Er will sie heute zu einem Galaabend ins „Olympia“ mitnehmen. Raymond ist nämlich der aufstrebende Stern in der Musik-Manager-Szene von Paris.

Während der großen Pause des Konzerts ist Jung-Manager Raymond im Cord-samt-Anzug und Tennisschuhen auf der Jagd nach beruflichen Kontakten – und Chantal jappst atemlos hinterher. Sie wird kaum ihr verführerisches Lächeln los, schon steht Raymond bei einem anderen Mogul der Chanson-Szene; macht Bücklinge, verbreitet Optimismus und Lebensfreude, wie es im Pariser Showgeschäft üblich ist. Er quasselt von bedeutenden Geldquellen in den USA und Südamerika, verweist auf seine allerbesten Beziehungen zu Verlegern, Journalisten und Radiomännern; und das alles in höchstens einer Minute. Raymond weiß, wie wichtig es ist, das Pariser Show-Business wie ein gutgehendes Schmierentheater zu behandeln. Hier spielen die Manager nur Hauptrollen und die Nebenrollen werden ausschließlich von Künstlern und Artisten übernommen. Alle Manager sind auf ihre Art wichtig, denn keiner beschränkt sich nur auf eine Domäne; jeder ist gleichzeitig Komponist, Verleger, Berater, Geschäftsmann, Bonvivant, Lebemann, Vertrauter und Freund von allen möglichen Direktoren, manchmal auch Ausputzer und Abräumer von unangenehmen Dingen; Erlediger von höchst peinlichen Sachen, von versteckten und geheimen Intrigen, vor allem doch ein

hervorragender Jongleur. Einige verdienen ihr Geld auch bei Pferderennen, und das sind die echten Stars in diesem so pariserischen Milieu. Raymond freut sich, denn fast jeder scheint ihn heute zu mögen. Chantal sieht auch wirklich zu naiv aus an seiner Seite.

Das Interieur des „Olympia“ wirkt sehr attraktiv mit seinem weinroten Samtbehang. An der Bar drängen sich die wichtigen Figuren der Chanson-Szene, jeder mit einem Sektglas in der Hand. Eine dieser Persönlichkeiten spricht von sich aus Chantal an, als Raymond gerade auf der Toilette ist. Der Mann stellt sich kurz vor:

„Dick Klein. Und nennen Sie mich ruhig Dicky.“

Er ist ein Produzent und Impresario, wie sich die Musik-Manager allgemein in Frankreich nennen. Selbstbewußt und vielleicht eine Spur zu schelmisch blickt er Chantal in die Augen.

„Wir sind uns doch irgendwann schon einmal begegnet?“ – stellt er die übliche Auftaktfrage, ohne auch nur die Andeutung einer Antwort abzuwarten. „Bei Ihrem Aussehen sind Sie sicher Sängerin. Ich kenne mich aus, ich bin seit über zwanzig Jahren in dieser Branche. Ich habe schon die Gründungsgala hier im ‚Olympia‘ mitgemacht, im Jahr 1954. Mir kommen die Tränen, wenn ich nur daran denke!“ Chantal blickt ihn bewundernd an. Dicky fährt sichtlich gestärkt in seiner Arie fort.

„Ich wüßte genau, wie man Sie herausbringen muß. Ich habe schon Hunderten von Sängerinnen zur Karriere verholfen. Ungelogen. Es müssen vor allem vertrauensvolle, freundschaftliche Beziehungen zwischen den Künstlern und ihren Managern herrschen. Wir ziehen doch alle am gleichen Strick. Das Showbusiness-Milieu ist doch ein sehr freundschaftliches Milieu, wie eine große Familie. Man sieht immer die gleichen Leute und schon aus diesem Grund ist man gut Freund miteinander. Wollen wir nicht also auch gleich gut Freund sein?“

Er will ihr tatsächlich schon um den Hals fallen. Chantal geht lieber einen Schritt zurück.

„Bruno Coquatrix, der Gründer des ‚Olympia‘, hat das alles sehr gut verstanden. Er hat dieses Theater zum Mittelpunkt der Showbranche gemacht, sozusagen zum großen Wohnzimmer unserer Familie. Hier sind wir wirklich unter uns. Auf seinen Galas haben sich wirklich alle getroffen. Von hier wurden 90 % der Karrieren in Frankreich gestartet. Man muß sich das einmal vorstellen: 90 %!“

Seine Stimme überschlägt sich fast. Ohne Atem zu holen, fährt er mit einem hinterhältig werdenden Grinsen weiter:

„Monsieur Coquatrix hat die Strukturen und Strategien des Chanson-Theaters aus dem ff beherrscht. Er verstand es vor allem immer, die Ereignisse so zu planen, daß wirklich alle daran beteiligt waren und alle etwas vom Kuchen abgekriegt haben: Radiostationen, Fernsehsender, Musikverleger, Plattenfirmen, Journalisten, Impresarios – eben das gesamte Schaugeschäft. Weil alle an den Auftritten ein finanzielles Interesse hatten, ließen sich auch alle mehr oder weniger freiwillig vor den Karren spannen. Deshalb haben sich hier auch immer wieder alle versammelt. Beileibe nicht aus Spaß. Coquatrix hatte eben die Maschine in der Hand, um einen Star aufzubauen. Am Anfang machte er es den Sängern noch zur Bedingung, daß sie seine Kompositionen singen mußten – oder auch einige ihrer

Kompositionen in seinem Verlag herausbringen mußten –, damit er ein paar Nebeneinnahmen kassieren konnte, aber später verlangte er dann schon mehr. Adamo, Bécaud, Aznavour – sie alle verdanken dem ‚Olympia‘ wohl alles. Coquatrix zog seine Firma von Anfang an wie eine Fabrik auf, für ihn war das alles im Grunde genommen eine Industrie wie Renault. Aber warum erzähle ich Ihnen eigentlich das alles?“

Chantal weiß nicht so recht, was sie von all dem Gehörten halten soll. Sie möchte das alles gern glauben, daß man wirklich im Pariser ‚Olympia‘ über Nacht einen Star lancieren kann, sozusagen mit der linken Hand einen neuen Stern am Firmament aufsteigen lassen kann, daß man sozusagen aus dem Nichts ein großes Ereignis schaffen kann; aber sie weiß doch auch, daß sie selbst bislang eher von der Qualität eines Sängers beeindruckt war, von seiner Offenheit, von seinem Engagement und seiner Herzlichkeit – und daß sie nie daran dachte, hier ein rein kommerzielles Fabrik-Erzeugnis vor sich zu haben. Sollte das tatsächlich alles immer nur reine Show gewesen sein? Chantal sieht Dicky hilfeschend an. Der mißversteht ihren Blick. Er meint, er müsse ihr noch weiter auf die großen Sprünge helfen.

„Ich werde Sie der jetzigen Leiterin des ‚Olympia‘ vorstellen, Madame Patricia Coquatrix. Sie wird Ihnen bestätigen, daß ich Ihnen wirklich behilflich sein kann. Warten Sie hier nach dem Konzert auf mich!“

Nach der Galashow steigt Chantal mit Dicky die steilen Stufen zu den Büros des ‚Olympia‘ hinauf, auf der schmalen Treppe dieses alten Hauses aus dem vorigen Jahrhundert, deren vergammeltes Aussehen im beträchtlichen Kontrast zum Luxus der Bühne steht. Hier sieht wirklich alles nach Arbeit aus, nach einer gewöhnlichen Show-Werkstatt. Madame Coquatrix präsentiert sich als eine aufgeräumte, agile Geschäftsfrau, die von Musik wohl nicht die geringste Ahnung besitzen dürfte. Chantal weiß ja auch, daß ihre einzige musikalische Ausbildung nur in einigen Klavierstunden bestand. Deshalb bestätigt Madame auch tatsächlich gutgelaunt Dicky's Ausführungen.

„Selbstverständlich existiert eine Zusammenarbeit mit den Plattenfirmen, aber unsere Arbeit machen wir schon wirklich ganz allein. Wir koordinieren natürlich unsere Bemühungen, denn es ist in unser aller Interesse – sowohl in dem der Plattenfirmen, der Radiostationen und des Fernsehens – das zu erreichen, was wir uns zum Ziel gesetzt haben. Wir bemühen uns alle, an einem Strick zu ziehen. Wir wollen alle das gleiche Resultat. – Wir stellen das Programm nach unseren eigenen Überzeugungen zusammen. Monsieur Boris, der Nachfolger von Bruno Coquatrix, geht manchmal sogar auf Reisen, in die Provinz zum Beispiel – um sich dort Leute anzuhören, die noch völlig unbekannt sind, die manchmal noch gar keine Platte aufgenommen haben. Wir wählen sie aus, wenn sie uns wirklich überzeugen können. –

Man muß in diesem Beruf schließlich auch das Herz entscheiden lassen; wir machen vieles, was wir einfach lieben, mehr oder weniger und wir glauben oft an Leute, die noch völlig unbekannt sind.“

Auf dem ‚Boulevard des Capucines‘ sind nur noch die Nachtschwärmer unterwegs. Ein Straßenverkäufer bietet lautstark die erste Morgenzeitung an. Chantal biegt in eine schmale Seitenstraße gleich neben dem ‚Olympia‘ ein, in die ‚Rue

Caumartin'. Hier liegen dichtgedrängt, Seite an Seite, die begehrtesten Bistros des 'Showbusiness-Milieus'; auch zahlreiche Diskotheken, Friseure, Boutiquen; alles für den Star von heute und morgen. Chantal betritt ein kleines Restaurant am Anfang der 'Rue Caumartin', unmittelbar neben dem Hintereingang des 'Olympia'. Das Restaurant ist kurz nach dem Konzert bombenvoll. Man könnte meinen, hier sind jetzt mehr Gäste versammelt als während des Konzerts. Chantal kommt nur mit Mühe vorwärts. Die Besucher haben nicht nur schon wieder die lange Theke vollständig in Beschlag genommen, sie versperren auch die Gänge, stehen zwischen den Tischen, und setzen dort plaudernd ihre lockere Konversation fort, die wohl selbst während des Konzertes nur selten unterbrochen worden war.

Am Ende des langen Schlauchs entdeckt Chantal Raymond. Er sitzt dort mit einem Freund. Beide wollen gleich wissen, was Chantal so lange bei Madame Coquatrix getrieben habe. Als Chantal ihnen das Wichtigste auf ihre treuherzige Art berichtet, lachen beide sofort los. „Sie hat dir einen mächtigen Bären aufgebunden“, erkennt messerscharf Jean-Marie, der vife Journalist, der sich seit einiger Zeit selbst als Manager und Impresario versucht. Er weiß bereits aus eigener Erfahrung, daß heute beileibe nicht Talent oder Können ausschlaggebend sind, um einen Auftritt im 'Olympia' zu bekommen, oder vielleicht sogar sentimentales Engagement – sondern ausschließlich das finanzielle Kapitalpolster. Er klärt Chantal auf:

„Man muß es doch schon wissen, daß heute in der Regel das 'Olympia' keinerlei Risiken übernimmt und stets verlangt, daß der Saal und das Drumherum von dem Künstler oder seinem Produzenten bezahlt wird. –

Wenn es sich um einen Auftritt handelt, dann bezahlt in der Regel die Plattenfirma das 'Olympia'. Die Plattenfirma kauft alles ein und kümmert sich um alles. Wenn ich von Plattenfirma rede, meine ich natürlich diese und auch den Musik-Verlag. In Frankreich erhält wohl der Musik-Verleger den größten Anteil am Showbusiness-Kuchen. Musik-Verleger und Plattenfirmen tun sich also zusammen, um gemeinsam einen Star im 'Olympia' herauszubringen.“

Jean-Marie fährt oberlehrerhaft in seinen Aufklärungen fort. Alle im Showgeschäft sind sich nämlich darüber einig, daß es das Wichtigste bei einer Karriere sei, einen betuchten Geldgeber für sich zu interessieren. Man müsse heutzutage mit mindestens 1 Million Francs rechnen, also mit über 300000 Mark, um eine Karriere überhaupt starten zu können; für die erste Single und auch für die ersten Videos, Pressebiographien, Auftritte. Gerade der Einstieg ins Chanson-Theater wird immer teurer und natürlich entsprechend risikoreicher. Je mehr Geld im Spiel ist, desto weniger Risiko wird ein Kapitalgeber eingehen. All das ist mit ein Grund, warum man immer und überall die gleichen Namen in dieser Branche hört und sieht, auch in Paris.

„Um ja kein Geld zu verlieren,“ fährt Raymond fort, „schließen die Plattenfirmen bei Vertragsabschluß schon alle Risiken aus, noch bevor eine Platte überhaupt produziert wurde. Man muß als Künstler zum Beispiel bei den meisten Firmen unterschreiben, daß man über Jahre hinaus zu keiner anderen Firma geht – selbst dann nicht, wenn der Vertragspartner gar nichts für einen unternimmt. Erst wenn der Künstler einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht hat, beginnt die Plattenfirma selbst zu investieren. Viele Karrieren werden mit solchen Praktiken schon abgewürgt, bevor sie überhaupt begannen. Verträge sind anscheinend eher dazu

da, Künstler zu bremsen, als ihnen behilflich zu sein. Die meisten Plattenfirmen bedingen sich auch schon in den Verträgen aus, daß der Künstler dazu bereit ist, umsonst zu arbeiten, bei der Radio- und Fernsehpromotion zum Beispiel oder bei öffentlichen Konzertauftritten, also auch im 'Olympia'. Das alles wird sozusagen als Eigenwerbung eingestuft. Das sind wirklich wilde Geschäftspraktiken. Es kann passieren, daß ein Künstler jahrelang kein Geld verdient – weil eben alles die Plattenfirma einheimst. Wenn die Plattenfirma dann wirklich eine Scheibe aufnimmt, sichert sie sich vertraglich auch ab, daß der Künstler 20 Jahre lang das gleiche nicht woanders veröffentlicht – damit sie selbst noch dann Geld verdienen kann, wenn bereits alle Verträge gelöst sind, und sie bezahlt dann laut Vertrag nur noch die Hälfte der Tantiemen.“

Chantal denkt nur intensiv an ihren Dicky.

„Die kommerziellen Radiostationen wollen in der Regel an den Verlagsrechten beteiligt werden. Sie sagen zum Beispiel, 'Schön, das ist ein ausgezeichnete Song, wir werden ihn spielen – aber wir werden ihn noch öfter spielen, wenn Sie uns etwas dafür geben können!'“

Das erklärt Jean-Marie; und er führt noch weitere Interessenten an, die sich schon an den Rechten beteiligen – noch bevor eine Platte überhaupt auf dem Markt erschienen ist: Impresarios, Promoter, Konzert-Veranstalter, Presse-Betreuer. Jean-Marie und Raymond überlegen sich nun gemeinsam eine Strategie, wie sie die Karriere von Chantal aufbauen – nachdem erst einmal das Geschäftliche geregelt sein wird. Sie fühlen sich bald selbst wie zwei Mogule, mit der obligatorischen Havanna im Mund. Nicht zuletzt dürfte bei dieser Verwandlung auch die Umgebung eine gewisse Rolle spielen. Sie glauben, es würde nichts leichter fallen, als so clever zu sein wie die größten Pariser Impresarios aller Zeiten, die Starks, Marouanis und Carrères, und sie lieben es, ihnen nachzuäffen. Jung-Manager Raymond wirft sich in Pose:

„Auch wir müssen davon ausgehen, daß die Sängerin auf der Bühne in erster Linie eine Art Leitfigur darstellt, für ihr Zielpublikum. Dann müssen wir uns reiflich überlegen, welche Leitbilder heute eine moderne Frau auf der Bühne darzustellen vermag – und wofür vor allem noch eine Marktlücke besteht. Da müssen wir rigoros einhaken. Von den ausgesprochenen Vamp-Typen, die gleichzeitig Männer und Frauen ansprechen können, haben wir schon mehr als genug. Sylvie Vartan, Dalida, nicht zu vergessen Nicoletta. Brave Hausmütterchen gibt es auch wie Sand am Meer: die gute Mireille, Nana Mouskouri, Michèle Torr. Der Typ der Lolita ist auch schon besetzt. Und mit den großen Trösterinnen, die den ewigen Leidensweg des Weibes beklagen, könnte man die ganze Welt versorgen. Was bleibt übrig? Das etwas dümmliche Schulmädchen à la Sheila? Oder die selbstquälerische Masochistin à la Francoise? Da müssen wir uns schon etwas Originelleres ausdenken, wenn wir bei diesem Massenangebot an Vamps, Hausmütterchen und Lolitas bestehen wollen. Wie wär's mit einer klugen Emanze? Da vergraulen wir höchstens das männliche Publikum. Oder mit einer selbstbewußten Weltoffenen? Das ist nichts für die Provinz, die doch den finanziellen Rückhalt Weltoffenen soll. Vielleicht etwas Neues im Folklore-Stil? Eine hochmodische Linksaußenstürmerin? Ein weiblicher Bob Dylan? Eine französische Joan Baez? Intellektuell, aber verspielt. Mit körperlichen Reizen ausgestattet, aber trotzdem immer

verliebt und charmant? In dieser Richtung sollten wir uns etwas ausdenken. Die Leute haben doch genug gehört von der ständigen Suche nach Zufriedenheit, das kommt nicht mehr an beim Publikum! Immer auf der Suche nach der großen Liebe, die sich leider nie einstellt! Das ist Schwachsinn – wir müssen etwas Neues finden, etwas Originelles ausprobieren! Sie muß in irgendeiner Form die heile Welt suchen, die am besten nur ein Traum oder vielleicht auch nur eine Seifenblase darstellt. Oder auch von der vergänglichen Jugend singen; vom Glück, das man nie findet in dieser traurigen, kaputten Welt. Dafür besteht doch immer ein Bedürfnis! Man muß alles immer wieder auf das kleine Familienglück, die bescheidenen Ansprüche und auf die ehrliche Arbeit zurückführen, eben auf das kleine, bürgerliche Glück. Das kommt an! Auf die wirklich ewigen Werte halt, die sich auch im Chansonbereich bezahlt machen... Man muß mit diesen Texten direkt ins Herz treffen...“.

Chantal denkt noch intensiver an Dicky...

Chantal teilt den beiden nur kurz mit, daß sie auf die Toilette ginge und verläßt eilig das Lokal. Sie hat die Nase voll. Sie will sich doch nicht hier in aller Öffentlichkeit zu einer verkäuflichen Puppe stilisieren lassen! Sie will ihren eigenen Kopf durchsetzen. Deshalb wird sie jetzt auch Dicky besuchen, ihren neuen Freund. Er sagte ihr vorhin, daß er bis vier Uhr im „Elysée-Club“ nahe den ‚Champs-Élysées‘ zu finden sei. Das ist eine neue In-Disco, wo jetzt alle wichtigen VIP's der Show-Branche hinpilgerten. Chantal brauche bloß an der Pforte nach Dicky zu verlangen, dann würde sie ohne Probleme eingelassen. Die ‚Champs-Élysées‘ waren um diese Zeit wie leergefegt. Es war ja schon weit nach Mitternacht. Nur ein paar schwarze Motorräder jagten über die verlassene Pracht-Avenue. In der Diskothek wimmelt es von Mädchen in Chantals Alter. Sie kommt sich beinahe wie in ihrer Schulklasse vor. Dazwischen vergnügen sich einige graumelierte Herren, die mit Knabengesichtern fröhlich in die Runde blicken. Auch Dicky ist darunter. Als er Chantal kommen sieht, läßt er sofort seine Begleiterin sitzen und kümmert sich nur noch um den Neuzugang.

„Du wirst doch sicher etwas länger bleiben! Wir haben soviel miteinander zu reden. Ich sage dir, es gibt keine interessantere Branche als die unsere!“

Dicky zieht sie neben sich auf die Bank. Chantal merkt, daß er schon einige Whiskys getrunken hat und nicht nur daran, daß er sie gleich so unbefangen duzt.

„Ich könnte dir tausenderlei Geschichten erzählen, wie ich schon die Stars lanciert habe, mit welchen Tricks und Techniken. Aber das würde dich vielleicht nur langweilen. Weil die Showbranche so ein arges Glücksspiel ist, muß man schon sehr genau alle Gesetze und Bedingungen kennen! Aber das weißt du sicher schon alles selbst. Von 200 Schallplatten, die wöchentlich auf dem Markt erscheinen; sind die meisten ja ganz große Bullen – und mit nur einer Single muß man den ganzen Karren wieder aus dem Dreck ziehen! Das nenne ich eine Kunst. Das soll uns nur einmal einer nachmachen. Wir müssen also von einer Single unheimlich viel verkaufen, damit unser Geschäft rentabel bleibt – deshalb müssen wir auch alles andere leider vernachlässigen – Künstlerförderung, Künstlerbetreuung, Künstlerausbildung. Wir müssen uns vollkommen auf den Verkauf einer Single stürzen, ist das nicht toll? Niemand kann uns also vorwerfen, daß wir nur Mist produzieren. Wenn wir nur gute Musik produzierten, würden wir überhaupt nichts mehr absetzen, nicht einmal eine einzige Single. Deshalb wird auch jeder einiger-

maßen vernünftige Mensch verstehen, daß wir unsere Zeit nicht mit Unbekannten verplempern können. Man muß den Laien und vor allem den Journalisten nur einmal das verdammte Vorurteil austreiben, daß diese Singerei wirklich ein Beruf wie jeder andere ist, das ist es eben auf gar keinen Fall. Das ist wirklich ein Zufallsspiel, dazu braucht man unbedingt einen guten Stern, und der gute Stern in diesem Fall, der bin ich. Das muß ich bei aller Bescheidenheit einmal laut und deutlich sagen! Aber langweile ich dich auch wirklich nicht?“

Dicky nimmt einen weiteren Schluck und fängt wieder zu lamentieren an:

„Um wirklich die Masse zu erreichen, müssen wir bevorzugt Sekretärinnen und Garderobenfrauen als Sängerinnen engagieren, damit sich die Massen auch wirklich mit ihnen identifizieren können. Mit einem echten Künstler kann doch die Masse nichts anfangen. Er ist viel zu anspruchsvoll, viel zu eigensinnig, viel zu eigenbrötlerisch. Wir können die Masse auch nicht allzusehr verwirren, deshalb lassen wir im Fernsehen immer die gleichen auftreten. Die Masse hat sich schon so an sie gewöhnt. Sie wäre völlig unglücklich. Das können wir niemanden zumuten. Da können wir doch überhaupt nichts mit den sogenannten echten Sängern anfangen! Die würden doch nur unser Konzept durcheinanderbringen. Wir brauchten jahrelang, bis wir unser Konzept im Griff hatten – bis wir wirklich jeden Star lancieren konnten, den wir lancieren wollten. Wer hier in diesem Kreis nicht spurt, der fliegt raus. Da herrschen eiserne Gesetze. Niemand ist hier schließlich daran interessiert, Geld zu verlieren. Und wo viel Geld zu verdienen ist, da ziehen alle an einem Strick!“

Chantal erinnert sich, wie ähnlich das klang, was Madame Coquatrix am Abend sagte, als das Gespräch auf Adamo kam:

„Er ist sehr viel in der Welt umhergereist, er verfolgt ja eine internationale Karriere. In Frankreich besitzt er ebenfalls noch viele Fans, ältere und junge. Wir freuen uns sehr darüber, für ihn – und natürlich auch für uns, denn auch er begann seine Karriere hier im ‚Olympia‘ – und wir sind sehr glücklich darüber, zu sehen, daß es auch noch nach all den vielen Jahren für ihn so gut läuft und natürlich auch darüber, daß er zu uns ins ‚Olympia‘ zurückkehrt. Er begann hier Mitte der 60er Jahre bei einem sogenannten ‚Musicorama‘, das von dem Radiosender ‚Europa 1‘ und vom ‚Olympia‘ organisiert wurde, also von Lucien Maurisse und meinem Vater. Ich muß sagen, daß man schon Monate vorher nur noch Salvatore Adamo im Radio hörte – und an diesem Abend waren dann auch 2000 Leute im Saal – und viele mußten draußen bleiben, weil sie keine Karten mehr bekommen hatten. Paris hat ihn an diesem Abend ausgezeichnet.“

Chantal wird sich sicher noch lange an diese seltsame Nacht erinnern. Es kommt ihr schon alles wie ein Alptraum vor. Sie ließ sich von Dicky nach Hause bringen, zu ihren Eltern, in die Vorstadt. Es wurde schon hell draußen. Die ersten Arbeiter begaben sich zum Schichtdienst. Die Milchflaschen standen vor den Cafés und schwarze Straßenkehrer spritzten die Gullis aus. Paris erwartete einen neuen Tag. Chantal machte es sich in ihrem Mädchen-Zimmer gemütlich. Sie schien die Stars auf den Bildern, die an der Wand hingen, noch mehr zu bewundern. Sie wußte jetzt, was diese durchzustehen hatten – und vor allem wußte sie jetzt, von welchen „Ratgebern“ diese umgeben waren. Sie legte ihre derzeitige Lieblingsplatte auf und nahm sich fest vor, ihren Glauben an diese Musik dennoch nicht zu verlieren,

was auch immer sie Seltsames über das Theater drumherum noch erfahren sollte. Lieber wollte sie so wie einst Jacques Brel durch achtzig Kleinkunsth Bühnen ziehen, um irgendwann einmal akzeptiert zu werden – als sich so unvorbereitet in die Fänge des großen Chanson-Theaters zu begeben. Für sie war eben wirklich alles nur ein Chanson.

Gabriele Sprigath Frauen und Männer und die Wirklichkeit der Kunst

Gedanken beim Lesen der Erzählung „Kassandra“ von Christa Wolf, des Romans „Amanda“ von Irmtraud Morgner, des Romans „Die Klavierspielerin“ von Elfriede Jelinek und des Romans „In Wirklichkeit ist alles ziemlich gut“ von Irmela Brender

1

Kaum hatte ich nach der „Kassandra“ von Christa Wolf mit der Lektüre von „Amanda“, dem Hexenroman von Irmtraud Morgner begonnen, als schon eine Freundin begierig fragte: und welche gefällt dir besser? Ich konnte es nicht sagen. Erst später wurde mir klar, daß ich es auch nicht sagen wollte.

Ich möchte mit der Aufwertung des einen Werkes durch die Abwertung des anderen nicht mehr weitermachen. In der flüchtigen Kunst-Konversation gilt, wenn das eine besser gefällt, das andere als schlechter. Künstler oder ihre Werke – unterschiedslos werden sie wie Zinnsoldaten gegeneinander ins Feld geführt im unsichtbaren Kampf um Selbstwertgefühl. Am Ende soll ich dem Parademarsch großer und größter Qualitäten zujubeln, zu meiner persönlichen Zähmung: das Eine um den Preis des Anderen. Mir ist das einfach zu wenig.

Das Werk des – weiblichen/männlichen – Künstlers ist anders als ihr/sein Leben. Diese Schwelle hat mich stets gereizt und hellhörig gemacht. Kein Arbeiter ist mit dem Produkt seiner Arbeit identisch – wieso sollte es beim Künstler anders sein? Er lebt in seiner Wirklichkeit und entwirft mit den gewählten Mitteln ein Bild von ihr – schreibend, malend, fotografierend, filmend usw. Er übt sich in dieser Grenzüberschreitung – sie ist seine Arbeit, ob er will oder nicht. Ich lebe in einer Wirklichkeit und mache mir täglich ein Bild von ihr. Selbst wenn ich nicht wollte, bekomme ich es gemacht und verabreicht, frei Haus, gegen monatliche Abbuchung von meinem Konto. Wo bin ich in diesem Bild? Ich sehe mich selten, ich bin mir fremd. Doch ich will finden, wo in mir Hoffnung ist. Deshalb breche ich auf zu mir, täglich von neuem.

Als Aliénor von Aquitanien, diese erstaunliche Frau des 12. Jahrhunderts, mit ihrem ersten Gemahl König Ludwig VII. von Frankreich 1147 zum 2. Kreuzzug in Richtung Jerusalem aufbrach, erfand ihr Troubadour Jaufré Rudel diesen schillernden Vers:

Wahr spricht, wer mich begierig nennt
Und sehnd mich nach ferner Liebe:
Denn keine Freude zieht mich an
Wie solch Genuß von ferner Liebe.

Ferne Liebe – Liebe zur Ferne? Am Ende bleibt kein großer Unterschied. Damals hieß das, eine Welt zu entdecken, um den Preis von Grausamkeit und Unmenschlichkeit. Das kennen wir, das ist nicht neu. Es war schon immer so – es hat sich nichts geändert, klingt es mir in den Ohren. „Es“ – diese Geschichte weiß von keinem Subjekt. Haben wir denn je versucht, „es“ zu ändern? Hat die Frage je gestanden?

Spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts steht sie so: „Mein Denken war nicht auf das müßige Ziel einer Kunst um der Kunst willen ausgerichtet. Nein! Ich wollte ganz einfach aus der umfassenden Kenntnis der Tradition das begründete Gefühl der Unabhängigkeit meiner eigenen Individualität schöpfen ... nicht nur ein Maler, sondern auch ein Mensch zu sein – mit einem Wort, lebendige Kunst zu machen, das ist mein Ziel.“ (1855, aus dem „Manifest des Realismus“ von Gustave Courbet.) Hier ist Kunst von der Last befreit, Beschwörung des Todes zu sein. Der Künstler beginnt, fürs Hier und Heute zu arbeiten. Damit hat Gustave Courbet als grundlegenden Aspekt seines demokratischen Kunstbegriffs zugleich ein neues Menschenbild entworfen: Entfaltung freier Individualität durch die Bewußtwerdung des eigenen Gewordenseins. Courbet, der sich als Sozialist verstand, war Mitglied der Kommune. Weil er dieses neue Menschenbild nicht preisgab, trieb ihn die Versailler Reaktion in den Tod. Nicht wegen der Vendôme-Säule. Diese Lüge diente nur als Vorwand, weil es sich leichter mit einem Fetisch zur Treibjagd blasen läßt.

Heute kennen wir die Grenzen unseres Planeten. Kosmonauten fliegen ins All: sie sehen die Erde als Bild. Einer von ihnen hat seine Gefühle beim Anblick dieses Bildes geschildert, das er als schön empfand. Heute brechen wir zu uns auf: wir machen uns ein Bild von der Wirklichkeit, das ist von uns. Dazu werden wir den Abstand zwischen Kunst und Wirklichkeit, jeder für sich und wir gemeinsam, neu ausloten müssen: um uns in dieser Grenzüberschreitung vom Einen zum Anderen, vom Nahen zur Ferne, vom Eigenen zum Fremden, von Außen nach Innen und Innen nach Außen zu üben.

„Die Zeit, die uns bewußt ist“, nennt Christa Wolf: „... hauchschmaler heller Streif auf einem ungeheuren, größtenteils finsternen Körper ...“ („Voraussetzungen“, S. 131). Irmela Brender läßt Katharina in ihrem Roman „In Wirklichkeit ist alles ziemlich gut“ erfahren: „Es ist alles da und wird alles bleiben.“ Deshalb will ich auf nichts verzichten, weder auf Lohn noch auf Genuß. Ich brauche die ganze Welt, Frauen und Männer, Herakles und Cassandra. Verzicht hat da keinen Platz. Wir sind die Welt und sie ist unsere Geschichte. Wir wollen uns ihrer bemächtigen. Zur Quelle der Hoffnung wollen wir aufbrechen, denn Kunst bewegt nur, was schon in uns ist.

2

Anfangs habe ich die „Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra“ mit Ungeduld gelesen. Die Beschreibungen der Reisehindernisse auf dem Weg von Berlin-Schönfeld nach Athen, des Übergangs vom Fremdsein zum Vertrautwerden bei der Begegnung mit Touristen, das Herumstreifen in der Mythologie und das beharrliche Suchen nach verborgenen Alltagsbezügen – das hat mich ungeduldig gemacht. Wie Fingerübungen beim Klavierspielen. Doch dann kam ich an dem zunehmend deutlicher hervortretenden Thema nicht vorbei: eben diese Grenzüberschreitung vom Alltag zur Kunst, von der Wirklichkeit zur Reflexion als Weg des Sich-selbst-Bewußtwerdens am Beispiel der Cassandra.

Kassandra – „ein Geschöpf der Dichter, da sie nur durch sie spricht, nur in ihrer Sicht auf uns gekommen ist“ („Voraussetzungen“, S. 138). Cassandra – „... vielleicht war Cassandra ‚in Wirklichkeit‘ – ich bitte Dich, kein Einwand, es gab sie! – gar keine Apollon-Priesterin ...“ („Voraussetzungen“, S. 144). Das ist das

Spannungsfeld: wer war – wer ist Cassandra? Cassandra als Metapher für die Entfremdung der Intelligenz, gar des Künstlers in dieser Gesellschaft? Das mag eine Lesart sein, doch gewiß ist das nicht die ganze Cassandra, auch wenn sie dieser Projektion standhält. Denn Entfremdung ist kein Privileg der Intelligenz, sondern das Ergebnis objektiver Lebensverhältnisse, denen sich keine Schicht entziehen kann, und das macht Angst. Der mögliche Ausweg: die Bewußtwerdung der Gesetzmäßigkeiten, die Entfremdung hervorbringen, das Aufbrechen der verinnerlichten Zwänge und Abhängigkeiten. Dann können wir Energie freisetzen, um Entfremdung zu überwinden.

Für mich ist Cassandra vor allem eine Figur des Übergangs: als Königstochter ist sie eine Gestalt des gerade Fuß fassenden Patriarchats, doch in den feinsten Verästelungen ihres Seins ist sie der Urgesellschaft, der von Frauen geprägten Welt, noch so verhaftet, daß diese ihr noch nicht fremd ist. Doch weder mit der einen Zeit noch mit der anderen ist sie identisch. So bleibt sie draußen, ihre Tragik und ihr Glück zugleich. Denn aus diesem Abstand entscheidet sie sich gegen die „neue“ Beziehung der Geschlechter, in der die Frau dem Mann als Spiegel dienen wird. Der, den sie liebt, Aineas, ist in der trojanisch-griechischen Männergesellschaft zum Helden bestimmt und sie soll sein Spiegel sein. Sich selbst verleugnen, das kann Cassandra nicht. „Wer lebt, wird sehn. Mir kommt der Gedanke, insgeheim verfolge ich die Geschichte meiner Angst. Oder, richtiger, die Geschichte ihrer Entzügelung, noch genauer, ihrer Befreiung.“ („Kassandra“, S. 41). Unter den Verhältnissen ist ihre Liebe zu Aineas für sie der Weg zum Tod. Sie geht ihn priesterlich, in der traumwandlerischen Gewißheit, daß nur Treue zu sich selbst Menschlichkeit zwischen den Geschlechtern hervorbringen kann.

Darin fühle ich mich Cassandra nahe. Ich sehe sie am Eingang jener Dunkelkammer stehen, aus der wir heute, in unserer Zeit, wieder hervortreten und ihre Negative, Rollenbilder, hinter uns zu lassen versuchen. Jedenfalls ist das das Ziel.

3

Irmtraud Morgners Hexenroman „Amanda“ ist verzwickt: die Autorin läßt den Leser nicht so einfach hinter das System dieses Wortgeflechtes kommen, das, zur rhythmischen Abfolge von 140 Kapiteln geformt, ihn in den Bann zieht. Märchen, Chronik, Ballade, Roman und sicher noch andere Formen sind da miteinander verwoben, damit das Kunststück gelingt: die Zeitmaschine in ihrer gewohnten Vergangenheit-Gegenwart-Zukunftsmechanik aus den Angeln zu heben, das scheinbar Ferne als uns unter der Haut sitzend aufzuspüren, Möglichkeiten des nächsten Schrittes freizulegen. Um den Menschen in den Mittelpunkt der Welt zu stellen.

Keineswegs nur die Frau, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, denn Laura/Amanda steht ja im Zentrum dieses Welttheaters. Doch ist sie alles andere als selbstgenügsam: ihre Männer sind mit von der Partie, der Verstorbene, der Geschiedene, der Erhoffte, der Verlorene, und auch die im jugendlichen Alter Erträumten – Don Giovanni, Faust und ihr Vater Johann Salman. Nicht daß Laura/Amanda ein weiblicher Don Juan wäre – dann hätte ich alle mindestens im Plural nennen müßen. Es geht darum, wie die dargestellten Liebesverhältnisse mit den derzeitigen Weltverhältnissen zusammenhängen. Es geht um Laura/Amandas Geschichte, die die Sirene Beatrix aufzeichnet. Sie wiederum wird von der

„serpentischen Arke“ betreut, einer Schlange im Dienst der Erdmutter Gaja, damit jene nicht etwa vorzeitig angesichts des scheinbar Unmöglichen aufgeben: trotz nicht vorhandener Stimme zu singen, sprich zu schreiben. Ihr Ziel: der Menschheit ihre eigene Geschichte vor Augen zu führen, um sie, solange dazu noch Zeit ist, vor der Gefahr der drohenden Selbstvernichtung zu warnen.

„Die hiesige Kultur hat ein Liebesideal postuliert, das den Liebenden abverlangt, sich gegenseitig die Welt fokussiert darzubieten. Es weckt unerfüllbare Erwartungen und liefert jedem Menschen schnell den Beweis, daß seine Liebe ungenügend erwidert wird oder daß es sein Schicksal ist, vergeblich nach wahrer Liebe zu suchen, oder daß Liebe nicht von Dauer ist oder alle Liebe Illusion. Ein zerstörerisches Ideal – Hausfrauen wie auf den Leib geschrieben. Für sie muß der Mann Weltersatz sein. Aber auch berufstätige Frauen vergleichen ihr Leben mit diesem Ideal – alle Leute, ob Frau ob Mann, schleppen es irgendwie mit sich herum. Auch als Negation. Kein Wunder, daß es kaum länger währende glückliche Liebesbeziehungen oder gar Ehen gibt. Kein Wunder, daß von der Sexualität Wunder erwartet werden. Aber Sexualität kann Erotik nicht ersetzen. Erotik zu einem Menschen oder zu mehreren – Erotik zur Welt. Eine Menschheit, die unfähig ist, ihre Erde zu lieben, ist wohl auch unfähig, sie vor der Vernichtung zu retten. Das herrschende Liebesideal, das Weltersatz erfordert, muß gestürzt werden...“ So weit ist der kämpferische Gesang der Sirene Beatrix im 129. Kapitel gediehen.

Ein Ergebnis des zerstörerischen Liebesideals ist Laura/Amandas Spaltung (Kapitel 37), die ihr vom Oberteufel Kolbuk als Allheilmittel für ihre gescheiterte Ehe angedient wird. Und Laura läßt es mit sich geschehen – eine Verzweiflungstat wohl, aber durchaus folgerichtig; denn Gespaltensein ist das Schicksal der Frau seit Adam und Eva. Wobei Evas andere Hälfte gewöhnlich verschwiegen wird: jene Lilith, die erste Frau Adams, die gegen ihn rebellierte; denn weil Lilith Adam nicht untertan, sondern gleichberechtigt sein wollte, da ebenso aus Staub wie er, er aber sich weigerte, auf ihr Verlangen einzugehen, ergriff sie die Flucht. Und nicht einmal Gottvater gelang es, sie per Strafandrohung zur Pflichterfüllung zu bewegen: sie zog dem Leben mit Adam die furchtbare Strafe vor, ihre dämonischen Kinder verschlingen zu müssen. Den greinenden Adam beruhigte Gott mit jener aus seiner Rippe und ganz nach seiner Vorstellung – er schlief bei dieser göttlichen Schöpfungstat – geformten Eva. Erwachend staunte er: „... Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen.“ Lilith hingegen lassen wir heute als Urmutter der Hexen wieder auferstehen.

Insofern widerfährt Laura/Amanda mit der horizontal vollzogenen Teilung nur ihr historisches Schicksal: Amanda-Lilith-Oberteil ist dazu verurteilt, in der „Unterwelt“ der Teufel und Hexen zu kämpfen – Laura-Eva-Unterteil hingegen bleibt die Welt der Gewohnheit, der Alltag vorbehalten. Die Wiedervereinigung der beiden Hälften steht zwar historisch auf der Tagesordnung, doch ist der Weg dahin noch nicht gefunden – jedenfalls nicht in diesem zweiten Band der Trilogie um die Gestalt der Troubadoura Beatrix von Irmgard Morgner. Dabei wäre sie beinahe geglückt, rein zufällig, versteht sich. Denn Laura macht sich aus Verzweiflung über ihre gescheiterte Ehe – die teuflische Teilung bringt, wie zu erwarten, keine Heilung – und aus Neugierde an hexische Aktionen wie das Brauen von Elixieren. Mit Hilfe z.B. des Schlafersatzelixiers hofft sie, der Bewältigung ihres Alltags, d.h. der doppelten Belastung von Arbeit und Erziehung des Sohnes

standzuhalten. Doch da geschieht das Unglück: statt Schlafersatzelixier kommt irrtümlich Phönixelixier dabei heraus. „Das Elixier hatte Laura verbrennen und zwölf Stunden später aus ihrer erkalteten Asche steigen lassen. Mit Amanda.“ (S. 273) Doch die beiden geraten nach anfänglicher Freude in Streit um strategische Fragen: Amanda will gegen den von Männern regierten Blocksberg angehen, sie will was unternehmen – Laura hingegen findet sich dem von Männern regierten Alltag nicht gewachsen...

Da unsere Welt also „verkehrt“ ist, kann sie gar nicht „richtig“ dargestellt, sondern durch Darstellung bestenfalls berichtigt werden. Das scheint mir die geheime Triebkraft der kaleidoskopischen Wort-Bild-Phantasie von Irmtraud Morgner zu sein. Weshalb auch die unwahrscheinlichsten Dinge so behandelt werden, als wären sie die allerwahrscheinlichsten: Auferstehungen, Flugaktionen, hexische und närrische Taten, Erfindung neuer Wissenschaftszweige wie z. B. der Einsamkeitsforschung und vieles mehr. Und wenn das Unwahrscheinlichste allzu sehr in die Nähe des Wahrscheinlichen gerät, wird der Faden unterbrochen, wird Laura aus dem Blick und die Sirene Beatrix in den Blick gerückt, wird dem Leser Distanz abverlangt und seine eigene Phantasietätigkeit gefordert. Denn ohne sie ist das Ziel nicht zu erreichen: jenes zerstörerische Liebesideal zu stürzen, um Kräfte freizusetzen, mit denen wir die Weltverhältnisse verändern können.

4

Elfriede Jelinek sagt in ihrem Roman „Die Klavierspielerin“ von der Hauptfigur Erika Kohut, daß sie „ein kompaktes Gerät in Menschenform sei“ (S. 67). Erika sucht Pornokinos, Peepshows und die Praterauen in Wien auf, sie ist Voyeurin: „Erika kann nichts dafür. Sie muß und muß schauen. Sie ist für sich selbst tabu. Anfassen gibt es nicht.“ (S. 70) Zwanghaftes Schauen ist längst Sinnlichkeitersatz geworden: Gefühle, Empfinden stellen sich bei Erika nur noch in Selbstverletzungen ein, die sie als äußerste Reaktion aufs Abgewiesenwerden privat oder vor dem Spiegel oder öffentlich auf der Straße inszeniert. Erika kennt sich nur als Bild, das sie und andere von ihr haben. Sie ist Objekt und macht andere zum Objekt. Mitgefühl stellt sich nicht ein.

Zwischen zwei Polen ist diese Figur in zwanghaften Abhängigkeiten hin und her geworfen: einerseits die Mutter, die Erika benutzt, um sich ihrer eigenen Existenz zu vergewissern – andererseits Erikas Klavierschüler Klemmer, den Erika benutzen möchte, um sich ihrer Sinnlichkeit zu vergewissern. Entsprechend besteht der Roman aus zwei Hälften: in der ersten führt die Autorin dem Leser im Abbild der hermetischen Mutter-Tochter-Beziehung die verinnerlichten Herr-Knecht-Strukturen kleinbürgerlicher Verhältnisse vor – in der zweiten Hälfte schildert sie Erikas Beziehung zu Klemmer als deren Spiegelbild. Ob in der Mutter-Tochter-Beziehung verinnerlichte oder in der Beziehung Erika-Klemmer entäußerte Gewalt macht keinen großen Unterschied. Im einen wie im anderen Fall zielt Gewalt als Ausgeburt von Besitzverhältnissen auf Herrschaft und produziert Aggression in jeder Lebenslage. Erika grenzt sich in der Straßenbahn kraft ihres Künstlertums innerlich aus der Gemeinschaft der Fahrgäste aus. An ihrem Arbeitsplatz, in der Hochschule grenzt sie sich aus der Gemeinschaft mit ihren Schülern kraft ihrer Autorität als Lehrende innerlich aus. Der Aggressionscharakter ihrer Haltung bleibt in dem von ihr verfochtenen Leistungsanspruch der Kunst

verborgen. Auch Kunst ist benutzbar und vielleicht das subtilste Herrschaftsinstrument im ganzen Orchester, denn der bewußte Umgang mit Kunst könnte auch Freiheit schaffen. Erst als Erika, eifersüchtig auf eine ihrer Schülerinnen, weil sie Klemmer Augen macht, ihr Glasscherben in die Manteltasche legt, von ihrem Opfer unerkannt, tritt wieder Aggression zutage.

Dies bliebe ein Mechanismus, interessant vielleicht, doch wenig spannend zu lesen, wenn diese Heldin nicht auch Opfer wäre. Wenn nicht Entfremdung auf die Spitze getrieben wäre im Motiv, das sie bewegt: durch Selbsterniedrigung den Anderen, Klemmer, zu beherrschen. Sie trägt ihm ihre masochistischen Wünsche schriftlich an, weil ein Rest von Angst in ihr ist, ein Rest von Lebensgefühl, aus dem auch die unbestimmte Hoffnung kommt, er möge ihren Wünschen nicht stattgeben. Doch Klemmer, auch er in seine Ängste eingezwängt, wie kann es anders sein, sieht diese Spanne nicht. Er sieht nur sich. Gewohnt, sich selbst zu knechten, um dann zu herrschen, doch nicht, um dann beherrscht zu werden, zahlt er ihr diese seine Angst heim: er schlägt die Frau zusammen, damit nicht sie ihn beherrscht. Für sie ist das nicht der ersehnte Schmerz. Auf ihr unverhoffte Weise ist sie wieder zum Ding gemacht, während das Leben des Mannes in den bekannten Bahnen weitergeht.

Ein Schreckenskabinett, das keines ist: das Kunstvolle daran macht, daß es nicht drastisch wirkt. Von der Schreckensbilderwelt des Alltags grenzt Elfriede Jelinek unbeirrbar ihre Gestalten mit ihrer bissig-kühlen Sprache ab und führt den Leser zu ihnen hin – doch ihr zu folgen, braucht er schon Mut.

5

Das Leben der Lehrerin Katharina, der Heldin des Romans „In Wirklichkeit ist alles ziemlich gut“ von Irmela Brender, verläuft in ruhigen Bahnen: Beruf, Ehe, Kindererziehung – Regelmäßigkeit, Zuverlässigkeit, auch in Krisen. Eben das, was wir Alltag nennen. Die Brüche, die Katharina empfindet, sind nicht laut und ihr kaum spürbar. Trostlosigkeit macht sich breit. Ihre Ängste, wie die der anderen, ist sie gewohnt, als klein und bedeutungslos an fremdem Leid zu messen und abzutun. Die Erfahrung des Schmerzes ist schon fern: das Bild vom Selbstmörder auf dem Bahnhof, das Bild der Erhängten aus ihrer Kindheit signalisieren Todesängste, deren Ursprung sie nicht weiß. Doch es sind ihre Ängste, und indem sie sie in der Erinnerung zuläßt, beginnt ihr Weg zu sich. Die unbestimmte Vorstellung von einem anderen Leben drängt sich vor einem gemalten Bild auf: eine Frühlingslandschaft, die in ihr den Wunsch auf Anderssein weckt. Sie fühlt sich herausgefordert, sich auszuprobieren. „Geschichten erfinden wie ein Spiel, Geschichten spielen gegen die Angst, gegen die eigene Enge, als Möglichkeit, Grenzen zu überschreiten.“ Irmela Brender läßt Katharina in die Lebensbahnen von zwei Frauen treten, die ihr an diesem Wendepunkt begegnen: „Ganz anders und doch ihr ähnlich – so hatte sie Claire empfunden, die Frau, über die man ihr nichts erzählt hatte und von der sie dennoch viel zu wissen meinte.“ Die ältere Claire hat ihre Lebensform gefunden: sie lebt in der Provinz als Malerin, auf Abstand eine Ehe führend mit jenem Mann in Paris, dem sie in der Résistance begegnet war und der der Vater ihrer Kinder wurde. Später kommt Carol dazu, die junge Amerikanerin, die Aussteigerin, auf der Suche nach sich selbst unterwegs durch die Welt. Mit beiden wagt Katharina sich auf den Weg: von der realen

Claire, von der realen Carol zur vorgestellten Claire, zur vorgestellten Carol als mögliche Wege von Katharina. Und dabei entdeckt sie sich, lernt neue Menschen kennen und sieht vertraute Menschen anders, weil sie sich auf sie einläßt: auf ihren Sohn Daniel, auf ihren Mann Christian, auf ihren Lieblingsschüler Carlos und dessen Eltern, die Wäscher, die sich gerade trennen, auf Erich Wäscher, den einzelgängerischen Arbeiter, der keine Wunde vergessen kann, auf ihren Kollegen Zinger und überhaupt auf ihre Kollegen. Sie scheut die Brüche in den Anderen wie in sich selbst nicht mehr und beginnt, mit sich und mit den Anderen, die Grenze von Trostlosigkeit zu Hoffnung, von Einsamkeit zu Anteilnahme, von Fremdsein zu Selbstbewußtsein zu überschreiten.

6

Auf dem Buchumschlag der „Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra“ lese ich: „Der Versuch, aus einem ‚weiblichen‘ Weltbild eine neue ‚weibliche‘ Ästhetik abzuleiten, steht am Ende von Christa Wolfs Frankfurter Poetik-Vorlesungen.“ Eine harmlose Behauptung: sie gibt sich beschreibend und ist doch Interpretation. So harmlos also nicht. Ich habe sie weder in den „Voraussetzungen...“ noch in der „Cassandra“ bestätigt gefunden. Das Stichwort, das dahinter steht, heißt: Frauenliteratur-Frauenkunst. Gibt es die nun oder nicht?

Drei Romane, eine Erzählung. Vier verschiedene Blickwinkel von schreibenden Frauen auf das Thema „Frau“ und deren Beziehungen zum Rest der Welt, wozu auch der Mann als ihr ebenbürtige Spezies gehört. Irmtraud Morgner und Christa Wolf loten ein scheinbar „hinter uns“ liegendes historisches Feld aus, das bis zur matriarchalischen Urgesellschaft reicht: Elfriede Jelinek und Irmela Brender bewegen sich im Heute. Doch auch sie treiben diese eine Zeitdimension zum Bewußtsein ihrer Geschichtlichkeit voran. Gemeinsam ist den Vieren das Bedürfnis, emotionale Tatbestände, denn davon handelt Kunst, zu ergründen und zu versachlichen, denn das tut Kunst immer, ob der Künstler will oder nicht. Nur wie er das tut: darin spiegelt sich der Grad seiner eigenen Bewußtheit von den Weltverhältnissen und ihren Gesetzmäßigkeiten. Auf unterschiedliche Art setzen alle vier Autorinnen Kunst als literarisches Motiv ein, benutzen sie als Mittel in der ästhetischen Struktur des Romans, der Erzählung. Sie machen den Umgang mit Kunst zum Thema ihrer Kunst, um anzuzeigen, wie mit Kunst Bewußtheit entstehen kann. Um Handlungsräume freizulegen, decken sie das Gewordensein auf, denn der Mensch – Frau/Mann ohne wenn und aber – wird zur Persönlichkeit, indem er sich seiner Geschichte bemächtigt. Das mag praktisch bei Frauen anders vor sich gehen als bei Männern. Rezepte gibt es deshalb weder für die einen noch für die anderen. Der Weg ist ein persönlicher, unverwechselbar einmaliger.

Sind diese vier Werke „Frauenliteratur-Frauenkunst“? Wieso sollte eigentlich eine „weibliche“ Ästhetik dabei herauskommen, wenn eine schreibende Frau ihr Anderssein, ihre von der des schreibenden Mannes sich unterscheidende Situation zum Thema macht? Darf es diesen Unterschied etwa nicht geben? Mit Widersprüchen leben ohne Mauern zu errichten? Darf das nicht sein? Christa Wolf sagt: „Ich behaupte, daß jede Frau, die sich in diesem Jahrhundert und in unserem Kulturkreis in die vom männlichen Selbstverständnis geprägten Institutionen gewagt hat – ‚die Literatur‘, ‚die Ästhetik‘ sind solche Institutionen – den Selbstvernichtungswunsch kennenlernen muß.“ („Voraussetzungen“, S. 149). Darüber würde

ich jederzeit streiten – auf der Seite von Christa Wolf, mit meiner Erfahrung als Frau. Sowie wir aus Normen – Zwängen – Mauern – Käfigen auszubrechen versuchen, erleben wir Vernichtungsangst. Ja, ich würde eher sagen: Vernichtungsangst statt Vernichtungswunsch, doch der Unterschied mag gering sein.

Christa Wolf spitzt das Problem an einem Beispiel zu. Sie vergleicht Flauberts berühmten Satz „Madame Bovary bin ich“ mit einer Frauengestalt aus Ingeborg Bachmanns Roman „Malina“: „Flaubert war ja eben nicht Madame Bovary, das ist doch letzten Edes auch bei all unserm guten Willen und Wissen um die geheime Verwandtschaft zwischen Autor und Kunstfigur nicht vollständig zu übersehen. Die Bachmann aber ist jene namenlose Frau aus Malina, sie ist jene Franza aus dem Romanfragment, die ihre Geschichte einfach nicht in den Griff, nicht in die Form kriegt...“ („Voraussetzungen“, S. 150–151). Wenn das so stimmt – wieso konnte dann gerade Flaubert als Mann eine Frauengestalt so treffend erfinden? Über das Wortspiel schleicht sich Pathos ein, das einen Trugschluß in sich birgt: ebenso wenig wie Flaubert Madame Bovary war, war Ingeborg Bachmann jene namenlose Frau, denn beide sind doch eben Kunstfiguren. Bei aller „geheimen Verwandtschaft“ sind sie doch zweierlei: die Künstlerin/der Künstler und ihr/sein Werk. Zugeschüttet ist diese Grenze in der Alltagsbilderwelt, die uns in Panik versetzt und dann dem Schrecken überläßt. Sie wieder freizuschaukeln, wird ein gutes Stück Arbeit nötig sein.

Kunst wirkt gefühlsmäßig – positiv oder negativ – und oft verunsichert uns das. Gefühlsverstrickungen zwischen Frauen und Männern machen uns gewöhnlich Angst in ihrem unbewußten Teil. Wir bauen dann unbesehen an diesen Fronten weiter: Männer gegen Frauen, Frauen gegen Männer. Die eine Hälfte der Welt gegen die andere – das können wir heutzutage nicht brauchen, wo es um Sein oder Nichtsein der Menschheit geht. Bei aller Naturgegebenheit ist die Geschlechterpolarität in ihrem für uns interessanten, weil veränderbaren Teil historisch geworden. Wir leben mit den Unterschieden und mit den Gemeinsamkeiten. Die Kunst ist androgyn, wie Irmtraud Morgner es nennt. Deshalb kann sie die Versteinerungen unserer an dieser Front verinnerlichten Ängste zutagebefördern. Hier wird mir auch Christa Wolfs Anspruch auf eine „neue“ Ästhetik greifbar: sich auf Kunst einlassen, nicht um einer „weiblichen“ Ästhetik willen, sondern weil sie von uns handelt, von Beziehungen zwischen Frauen und Männern – sie uns nicht als „Regelkram“ einverleiben lassen oder uns vom Leibe halten, sondern „als Grammatik der vielfachen gleichzeitigen Bezüge“ („Voraussetzungen“, S. 129) wie einen Spiegel gebrauchen. Wobei jedem freisteht, in diesen Spiegel zu schauen, oder auch nicht, seine Dienste in Anspruch zu nehmen, oder auch nicht, dem Spiegelbild standzuhalten, oder auch nicht.

LEBENSBEWEGUNG KONKRET*: ALLES ÜBER DEN ATOMKRIEG UND SEINEN OBERSTEN KRIEGSHERRN. JETZT AN ALLEN KIOSKEN

*Das Wichtigste aus KONKRET



ATOMKRIEG

es, was
e schon
immer über den
nächsten Weltkrieg
wissen wollten!

Im KONKRET-Kiosk
Atomkriegsbeginn in den 800

COUPON KONKRET ATOMKRIEG frei Haus
Der bequemste Weg zu diesem Heft: 5 Mark als Schein,
Scheck oder in Briefmarken an KONKRET, Osterstraße 124, 2 Hamburg 19

Name/Vorname _____
Straße/Nr. _____
PLZ/Wohnort _____
Unterschrift _____
Datum _____

DIE SEXUALISIERUNG



DER KÖRPER FRAUENFORMEN 2

- Der braune Strickrock, Schlüpfer u. Sicherheit u.a. Alltagsgeschichten zu Bauch, Haaren, Beinen...
- Erinnerungsarbeit als Methode weiblicher Forschung: Wie wir uns zu Frauen formen
- Der Staat in der Sexualität: Versuch einer kritischen Aneignung Foucaults
- Ovids Narziß und die Bildzeitung: Umschreiben erotischer Geschichten
- Mit Fleiß ohne Schweiß: Kunstturnen von Frauen
- Liebe und Produktion: Marxismus und Sexualität

Frauenformen 2 — Die Sexualisierung der Körper. Hg. Projekt Frauenformen. Argument-Sonderband AS 90, Berlin 1983. DM 16,80/f. Stud. 13,80 (im Abo 13,80/11,80)

Argument-Frauenredaktion,
Altsteinstr. 48a, 1000 Berlin 33

Ausschneiden und senden an:
Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6,
1000 Berlin 65, Tel.: 030/4619061

- ☐ Ich bestelle Ex. AS 90
(erscheint im Mai 1983)
- ☐ Ich wünsche Informationen über die Arbeit der Argument-Frauenredaktion

Datum

Unterschrift

Irene Hübner

Kulturelle Opposition

(272 S. mit vielen Abb., brosch., DM 19,80)

Die kulturelle Opposition wehrt sich, wächst und treibt voran in den sozialen Bewegungen für Frieden und Arbeit, gegen Sozialabbau und Umweltzerstörung. Irene Hübner schrieb keine blasse theoretische Abhandlung zum Thema. Aus Gesprächen vor Ort mit aktiven Bürgern, kommunalen Kulturarbeitern und Gewerkschaftern, Alternativlern und Ausländern, jugendlichen „Spurensicherern“, und Veteranen, die ihre Geschichte aufarbeiten, entstand dieses Buch.

Ausgehend von den Erfahrungen der Arbeiterbewegung arbeitet die Autorin – ohne unterschiedliche Auffassungen zu verkleistern – die gemeinsamen Interessen der Arbeiterbewegung und der neuen sozialen Bewegungen in der Kulturarbeit heraus und entwickelt Strategien der kulturellen Opposition angesichts der Krise. Irene Hübner will „Anspruchsdenken“ erzeugen, begehrt machen auf den ganzen kulturellen Reichtum – von der Selbstbetätigung bis zum aktiven Kunstgenuß!

Damitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH

Auslieferung:

Brücken-Verlag GmbH, Postfach 1928, 4000 Düsseldorf 1

DAS ARGUMENT

Argument-Vertrieb
Tegeler Str. 6
1000 Berlin 65



ENTWÜRFE VON FRAUEN

Entwürfe von Frauen
in der Literatur des 20. Jahrhunderts
Literatur im historischen Prozeß NF 5
Argument-Sonderband AS 92
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)



DIE VERBORGENE FRAU

Die verborgene Frau
Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft von
Inge Stephan und Sigrid Weigel
Literatur im historischen Prozeß 6
Argument-Sonderband AS 96
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)



NACHKRIEGS- LITERATUR

Nachkriegsliteratur
Unbewältigte Vergangenheit. Theater in den Westzonen. Reportageliteratur. Kabarett. Literaturpreise.
»Politisierung« oder »geistige Freiheit«?
Argument-Sonderband AS 83
DM 16,80/f. Stud. 13,80 (Abo: 13,80/11,80)

Der Landbote

Männergeschichten Frauengeschichten um Liebe & Erotik

ca. 150 Seiten, DM 16,-

Dieses Buch enthält Geschichten aus dem Liebesleben von Männern und Frauen, Geschichten zum Nachfühlen und zum Erinnern. Was da erzählt wird, macht betroffen und gibt Stoff ab zum Nachdenken! Hier wird weder Schönfärberei noch Schwarzmalerei betrieben; sichtbar werden die unterschiedlichsten persönlichen Verarbeitungsformen von durchwegs widersprüchlichen und alltäglichen Situationen. Lust und Frust liegen oft sehr nahe beieinander und Patentrezepte sind nicht in Sicht. Dies jedoch macht das Buch interessant: die Vielfalt der Erfahrungen verweist auf den Einzelnen, auf seine ausschließliche Zuständigkeit für die Entwicklung seiner Lebens- und Liebesfähigkeiten. Dieses Buch ist deshalb nicht zuletzt ein Plädoyer gegen jede Form gesellschaftlicher Bevormundung, gegen falsche Moral und kommerzielle Ausbeutung der persönlichsten Gefühle des Einzelnen!

Wolfgang Neumann Spiegelgesichter Lesebuch für Therapieerfahrene

ca. 150 Seiten, DM 16,-

"Neumann gelingt mit seinen 'Spiegelgesichtern' eine Spiegelung des Alltagsgeschäfts eines Psychotherapeuten. Ein Bericht über Gefühle, die ohne künstlerische Form zu banal oder zu schwer zu ertragen wären".

Dieter Tscheulin in 'Psychologie heute'

"Jeder, der therapeutisch arbeitet, spürt, daß sich in dem Bändchen die Erfahrungen einer langen Beratungspraxis niedergeschlagen haben. Er zeigt in lyrischer Form typische Verhaltens- und Gefühlsmuster, mit denen sich Klienten und Therapeuten das Leben selbst und gegenseitig schwer machen ... Der Band ist es wert, an Klienten empfohlen zu werden, die ein psychologisches Lehrbuch verabscheuen. Die Möglichkeit, dem Klienten einmal anders zu vermitteln, was Therapie sein kann, macht den besonderen Wert dieses Buches aus."

Heinrich Wegener

Der Landbote, Wörthstr. 24, 8000 München 80

Nr. 51: SCHULE UND LITERATUR

(hgg. v. E.A. Richter): *Ist Wolfgruber ein Pornograph?* Helmut Gollner: *Literatur und Schule*. Eva Geber: *Meine Deutsch(en)-Lehrer*. Dietmar Larcher: *Angst vor Stiegen. Experimentelle Lyrik in der Deutschstunde*. Karlheinz Fingerhut: *Subjektivierungsverlangen im Literaturunterricht. Neue Formen des Arbeitens in Schule und Hochschule und ihre Kinderkrankheiten*. Agnes Larcher: *Aichinger, Ihre Sätze sind zu lang*. Vom Dilemma des Literaturunterrichts an Handelsschulen. Hubert Lengauer/Werner Wintersteiner: *18 Punkte zum literarischen Kanon*. Peter Turrini: *Biographie des Lesens*. Norbert Hilbig/Inge Titze: *Andis Liebe stört den Unterricht*. Franz Rüdiger: *Mein Gott, das ist ja Literatur!* Manfred Chobot: *Fürs Leben - nichtbefriedigend*. Thomas Redl: *Vier Hick ups*. Weiters Beiträge von Hermann Wallmann, Ingeborg Meckling, Hartmut Durst, Wolfgang Hemel, Evelyn Holloway, Christine Haidegger, Georg Oswald Cott, Erich Hackl. Gedichte von Hansjörg Schertenleib, Gerhard Kofler, Manfred Mai und Antonio Fian, sowie 30 Texte von Schülerinnen und Schülern.

Preis: S 70,- (Ausland: plus Versandkosten)

WESPENNEST

zeitschrift für brauchbare texte und bilder

Nr. 52: LITERATUR UND MACHT

(hgg. von Josef Haslinger). Klaus Amann: *Österreichische Literatur und Nationalsozialismus*. Ernest Borneman: *Macht und Sprache*. Norbert Frei: *Nachkriegsliteratur und politische Restauration*. Elisabeth Freundlich: *Zur Emigration aus Österreich*. Erich Fried: *Was soll und kann Literatur verändern?* Jiri Grusa: *Literatur in der CSSR*. Rolf Hochhuth: *Verbrannte Bücher - Verbrannte Menschen*. Urs Jaeggi: *Schriftsteller und Politik*. Curt Meyer-Clason: *Literatur und Macht in Lateinamerika*. Ngugi wa Thiong'o: *Literatur und Macht in Afrika*. Luise Rinser: *Geist contra Caesar*. Franz Schuh: *Am Beispiel Österreichs der 70er Jahre*. Lutz Winckler: *Die deutsche Exilliteratur*. Peter-Paul Zahl: *Literatur im Knast*. Josef Haslinger: *Über einen besiegten Autor*. Weiters Texte von Ernst Jandl und Jutta Schutting.

Preis: S 100,- (Ausland: plus Versandkosten)

Bestellungen an: Josef Haslinger, A-1040 Wien, Johann Strauß-Gasse 26/17.

Anmerkungen

Umschlag: Karrikatur von Guido Zingerl, Text-Bildgestaltung der Seite: F. u. S. Hitzer. d'Adamo, Vito, sh. KK 1/83.

Becher, Ulrich, sh. KK 3/83.

Bond, Edward, lebt in Great Wilbraham/England. Die Gedichte von Edward Bond sind in der vorliegenden Übersetzung von Frau Dr. Merkes durch den Verfasser autorisiert. Edward Bond hat seine Gedichte im Zusammenhang mit seinem letzten Theaterstück „Sommer“ geschrieben. Sie werden mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp-Verlags hier erstmals in deutscher Sprache veröffentlicht.

Camp, Sarah, sh. KK 1/82 und 3/82.

Campmann, Rainer W., sh. KK 4/82.

Fels, Ludwig, sh. Reihe Zeit-Gedichte 3-1979 und *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein“.

Gardein, Uwe, lebt in München; Lyriker und Dramatiker; sh. KK 1/82, 2/82 und andere. Geifrig, Werner, sh. KK 2/82. (Die Beiträge von U. Gardein und W. Geifrig sind überarbeitete Referate für ein US-Seminar, das im Herbst '82 mit der Evangelischen Akademie in Tutzing zum Thema „Theater mit dem Theater“ veranstaltet wurde).

Hagen, Jens, sh. KK 4/82.

Hauser, Kaspar, lebt in München. Zahlreiche Veröffentlichungen über Volkssänger und Volkstheater.

Hawk, Tom A., Computer-Verkaufsfachmann; arbeitet im Rheinland.

Herburger, Günter. Das Kapitel „Schloß Kochberg“ ist ein Vorabdruck aus dem Roman „Die Augen der Kämpfer II“, 2. Teil (Thuja-Trilogie). Das Buch erscheint im Herbst 1983 bei Luchterhand.

Herzog, Erika, geb. 1928 in Dresden, lebt in Dorum (Nordsee). Journalistin.

Hoffmann, Raoul, sh. KK 3/79 und 3/81. Soeben erschienen: „Auf Life und Tod“, Satiren für Rundfunkfreunde und Fernseher.

Holzer, Horst, Prof. Dr. habil., München. Demnächst erscheint das Buch „Totale Bildschirmherrschaft?“ bei Pahl-Rugenstein Verlag, Köln (zus. mit Klaus Betz).

Hjörvar Ölfur, sh. KK 2/83.

Javor, Otto, lebt in Budapest; sh. KK 4/81.

Jensen, Heidrun, geb. 1934, lebt in München. „Krieg, Evakuierung, Nachholbedarf an Kindheit, Mittelschulabschluß, mißglückte Ehe, Büroalltag, immer schreibend“. Seit 1979 freiberuflich. Verschiedene Veröffentlichungen; sh. KK 4/81.

Joubert, Jean, geb. 1928, lebt seit 25 Jahren in Südfrankreich, im Languedoc. Prof. für amerikanische Literatur an der Universität Montpellier. Seit 1955 Gedichte, Romane, Kinderbücher. Für seinen vierten Roman „L'Homme de sable“ (auch auf deutsch „Der Mann im Sand“ bei List), erhielt er 1975 den Prix Renaudot, und für seine Gedichte „Poèmes 1955-1975“ erhielt er 1978 den Prix de l'Académie Mallarmé. 1979 „Les sabots rouges“, Roman; 1982 „Cinquante toiles pour un espace blanc, suivi de Récits poèmes“; 1983/84 „Le lézard grec“, Roman. Die hier abgedruckten Gedichte stammen aus dem Gedichtzyklus „Saison d'appel“, 1973.

Kade, Thomas, geb. 1955 Halle/S., lebt in Dortmund. Gymnasium bis Oberprima. Jobs als Hilfsarbeiter. Kindergartenpraktikum, Studium der Sozialpädagogik, journalistische Tätigkeit. Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften.

Kissner, Stefan, geb. 1958 in Husum/Nordfriesland, jetzt in München. Gymnasium, 1977 Abbruch der Schulausbildung. Verschiedene Aushilfstätigkeiten. Nach Grundausbildung Verweigerung des Kriegsdienstes, Zivildienst von August 1979 bis April 1980. 1983 Abitur an einem Fachgymnasium.

Koch, Uwe, geb. 1954, lebt in Düsseldorf. Studierte Germanistik und Philosophie. Arbeitet in einer Setzerei. Buchveröffentlichung „Heimat Stadt“ (zus. mit Georg Heinzen).

Lechner, Andreas, geb. in München. 1983 Musiklehrerstudium am Richard-Strauß-Konservatorium in München beendet. Mitglied der Gruppe „Guglhupfa“. „Wir versuchen Volksmusik zu vermitteln, die sich politisch und sozial in ihrer Zeit widerspiegelt, um sie dadurch aus ihrer eigenen Versumpfung zu retten.“

Luca, Gabriel di, lebt in Au (Hallertau). Italienischer Schriftsteller und Maler.

Melzer, Hans Ernst, geb. 1951, lebt in München. Lehre als Großhandelskaufmann. Mehrere Jahre arbeitslos. Jetzt Musiker und Schauspieler. Schreibt Theaterstücke und Gedichte. Mitarbeit im Ausländerzentrum.

Modick, Klaus, geb. 1951, lebt in Hamburg. Essays und Artikel, u. a. für *Spiegel* und *Merkur*. Verfasser zweier wissenschaftlicher Monographien über Lion Feuchtwanger (1978 und 1981).

- Moosdorf, Johanna, lebt in West-Berlin. „Das Gedicht ‚Traum von Kiev‘ schrieb ich, nachdem ich in ‚kürbiskern‘, Heft 4/82 den Beitrag von Eaghör Kostetzky über Kiev gelesen hatte“. „Sieben Jahr sieben Tag“ (Limes-Verlag, 1979); „Neue Gedichte“ (Bläschke-Verlag, 1983).
- Ritter, Roman, geb. 1943 in Stuttgart. Gymnasium. Studium der Rechtswissenschaft, Germanistik und Geschichte in Tübingen, Hamburg und München. Mitherausgeber der Literaturzeitschrift „Literarische Hefte“ (1971–1976). Redakteur der Zeitschrift „kürbiskern“ (1975–1978). Lektor des Verlags Autoren Edition (1977–1982). Freischaffender Autor. Veröffentlichungen u. a.: „Vorlesungen“ (Gedichte, 1968); „Lyrisches Tagebuch“ (Gedichte, 1975); „Einen Fremden im Postamt umarmen“ (Gedichte, 1975); „Die siebente Reise“, Utopische Erzählungen, (1978. Mithsg. zus. mit H. P. Piwitt); „Vom deutschen Herbst zum bleichen deutschen Winter“ (1981, Mithsg. zus. mit Heinar Kipphardt).
- Rubinstein, Hilde, sh. KK 1/82. „Tellurische Nachrichten. Gedichte und Berichte“ (mit Zeichnungen von Hilde R. im Harald Schmid Verlag, 1983).
- Siebenhaar, Hans-Peter, geb. 1955 in Aix. Qualifizierter Hauptschulabschluß. Arbeitete zuletzt als Baugehilfe in Nürnberg, zur Zeit arbeitslos.
- Sprigath, Gabriele, sh. KK 2/83.
- Wehrle, Gabi, sh. KK 3/82.
- Zielinski, Siegfried, geb. 1951. Medienwissenschaftler und Publizist in West-Berlin. Wichtigste Bücher: „Veit Harlan“ (1981); „Holocaust – Anatomie eines Bestsellers“ (1982, zus. mit F. Knilli); „Jud Süß“ (1983, zus. mit F. Knilli, T. Maurer und T. Radevagen) und „Televisionen-Medienzeiten“ (1983, als Herausgeber).

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann.

Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl, Anschrift wie Redaktion.

Verlag: Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.

Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postcheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 3736 69-431 (BLZ 360 100 43).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.

Das Gedicht „Nein“ erreichte uns, als die Beiträge des vorliegenden Heftes bereits gedruckt waren.

Franz Xaver Kroetz schrieb uns dazu im Begleitbrief vom 30. August 1983: „Anbei ein Gedicht, das ich heute machen müssen – es geht einfach nicht anders. Es ist zwar eigentlich ein aktuelles und gehört schnell gedruckt, aber wir werden ja sehen, wie die demokratische Presse es damit hält.“

Ich hab mir gedacht, vielleicht paßt es zum AUSLÄNDERDEUTSCH, paßt so schrecklich, weil's wahr ist, was da heute passiert ist, und die Wahrheit zwar meistens weniger einfallreich ist als die Dichtung, und damit eigentlich unwirklicher, aber folgenreicher.

Wenn Ihr das Gedicht zum Einakter brauchen könnt, wär mir das sehr recht.

Übrigens noch mal die Frage: „wie geht's dem Mann, für den ich eine Unterschriftenliste geschickt hab?“

Wenig später beantworteten die Nachrichten des Bayerischen Rundfunks die Frage von Kroetz: Magdi Gohary, seit über zwei Jahrzehnten berufstätig in München, von Kollegen seines Betriebs zum Vertrauensmann gewählt, in vielen Aufgaben des öffentlichen Lebens tätig, unermüdlich in seinem Einsatz für Demokratie und Frieden, einer von uns, soll die Bundesrepublik für immer verlassen – und dies ungeachtet vielfältiger Proteste aus dem In- und Ausland. Diese Entscheidung zeigt an, daß die Herrschenden aus dem Tod des jungen Türken nichts gelernt haben, ebensowenig aus der deutschen Vergangenheit. Wir sind alle aufgerufen zu verhindern, daß unser Land erneut zu einem Symbol der Angst und des Schreckens wird und – wie Kroetz es nahelegt – die Lebenden, gleich ob Deutsche oder Nichtdeutsche, vor einem solchen Staat zu schützen.

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co
Druck und Verlag GmbH
Xantener Straße 7
4040 Neuss 13
Postvertriebsstück / Gebühr bezahlt

2006875 D1 83.004 4269 214
SCHUH JUERGEN

F 2484 F

HARDTSTR. 119

5600 WUPPERTAL 1

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*Vito d'Adamo, Ulrich Becher, Edward Bond, Ludwig Fels,
Günter Herburger, Franz Xaver Kroetz, Sarah Camp,
Rainer W. Campmann, Uwe Gardein, Werner Geifrig, Jens Hagen,
Kaspar Hauser, Úlfur Hjörvar, Otto Javor, Heidrun Jensen,
Jean Joubert, Thomas Kade, Uwe Koch, Anderl Lechner,
Gabriel di Luca, Hans Ernst Melzer, Klaus Modick, Roman Ritter,
Hilde Rubinstein, Hans-Peter Siebenhaar*

*Klaus Winckler † / Horst Holzer: Unaufhaltsame Liquidation des
öffentlich-rechtlichen Rundfunkprinzips*

*Siegfried Zielinski: Verrohung und Informatisierung der
Wohnzimmer*

Erika Herzog: TV-Serie „Abenteuer Bundesrepublik“

Raoul Hoffmann: Vor dem Chansontheater „Olympia“ . . .

Gabriele Sprigath: Frauen, Männer und die Wirklichkeit der Kunst
IM NETZ DER GLASFASER: kürbiskern-Gespräch mit
*Detlef Hensche, Hans Peter Bleuel, Horst Holzer, Friedrich Hitzer,
Oskar Neumann*